Heft 3, September 2017 / 97. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Redaktion:
Dorothee Kühnel

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich..

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Stadtapotheke in Wiesloch (© Stadt Wiesloch)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 324

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 325

AUFSÄTZE SCHWERKUNKT WIESLOCH

Grußwort des Oberbürgermeisters von Wiesloch Dirk Elkemann
Dirk Elkemann 326

Wiesloch – ein Streifzug durch die Geschichte
Manfred Kurz 327

Made in Wiesloch: Aufstieg und Niedergang der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«
Karin Hirn 341

Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch
Melanie Mertens 351

Johann Philipp Bronner (1792–1864)
Apotheker, Naturwissenschaftler, Önologe, Revolutionär
Adolf Suchy 366

Georg Schweinfurth und das Reich der Pharaonen
Renate Germer 382

Bertha Benz und ihre Fernfahrt von 1888 – eine unglaubliche Geschichte
Reflexionen des »Tankwarts« an der 1. Tankstelle der Welt
Adolf Suchy 390

Die »Elektrische Bahn Heidelberg – Wiesloch«
Die kurze Geschichte einer privaten Überlandbahn
Klaus Rothenhöfer 405

ECHT.Wiesloch
Einkaufsstadt stärken damit Wiesloch lebens- und liebenswert bleibt
Ines Adam 410

AUFSÄTZE

Aufgemöbelt! Wiedereingerichtete Beletage von Schloss Bruchsal eröffnet
Petra Pechaček 415

Das historische Schuhmacherhaus in der Bruchsaler Klosterstraße
Eine Rettungsaktion und Sanierung von besonderer Art
Thomas Adam 426

Die »alte« Allmende (1981–2001) »Entwicklung zu einem gewichtigen Periodikum«
Zu Manfred Boschs 70. Geburtstag
Heinrich Hauß 436

Die erste Bergfahrt der Fahrradgeschichte
Karl von Drais fährt 1817 von Gernsbach nach Baden-Baden
Walter Metzler 440

Nachruf auf die Eisenbahnbrücke über die Alb bei Albbruck
Ulrich Boeyng 446

Nachruf Dr. Anna Gräfin zu Stolberg-Stolberg 452

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

Vor 200 Jahren
»Urknall der individuellen Mobilität«
Heinrich Hauß 454

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

Im Rahmen der Heimattage 2017:
Siedlung leben. Eine Kooperation des Architekturschaufensters mit Nina Rind, Anne-Sophie Stolz und dem Fachbereich Architektur der Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft im Rahmen der Heimattage 2017
Ein künstlerisch-wissenschaftliches Projekt im Architekturschaufenster e. V., Waldstraße 8, Karlsruhe, 30. Mai–23. Juni 2017
Heinrich Hauß 456

Ausgepackt! –
Eine Ausstellung zum 125-jährigen Bestehen des Stadtmuseums Baden-Baden
Heike Kronenwett 458

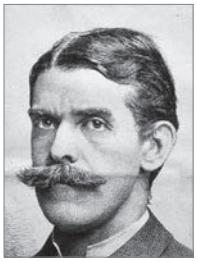
AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Otto Bartning – ein Karlsruher Architekt von Weltruhm
Denkmalgeschütztes Erbe ist in Karlsruhe nach wie vor vom Abriss bedroht
Karin Leydecker 461

Memorandum des »Hohenstaufenkreises« im Schwäbischen Heimatbund: Eine Initiative zur Modernisierung des Heimatbundes
Heinrich Hauß 463

Eine kleine Sensation – Bild von Johann Pfunner zweimal in Privatbesitz entdeckt
Gerhard Bender 464



AUS DEM LANDESVEREIN

Sanierungsstart am Haus der Badischen Heimat 467

Zur Reform der Regionalgruppen
Heinrich Hauß 468

Auszug aus dem Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Jahre 2014/15 bei der Mitgliederversammlung am 5.11.2016 in Freiburg
Protokoll: Dorothee Kühnel 470

Veranstaltungen des Landesvereins: Eröffnung der Vortragsreihe im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg in Karlsruhe
Walter Metzler 472

KOOPERATIONEN

Kultur und Zweisprachigkeit in Elsass und Lothringen – René-Schickele-Gesellschaft
Unser Geist, unsere Ziele
Jean Marie Woehrling 473

PERSONALIA

90. Geburtstag Dr. Erhard Richter
Ein Leben für die Geschichte
Elmar Vogt 476

Buchbesprechungen 477

Editorial

Liebe Mitglieder,
sehr geehrte Leserinnen und Leser,

das vorliegende Heft stellt die Große Kreisstadt Wiesloch mit acht Aufsätzen vor. Zu Dank sind wir verpflichtet: Herrn Oberbürgermeister Dirk Elkemann und Herrn Dr. Volker Kronemayer, der den Schwerpunkt dieses Heftes durch die Gewinnung profunder Kenner von Wiesloch als Autoren ermöglicht hat.

Leider habe ich die traurige Pflicht, Ihnen den Tod unserer Lektorin Dr. Anna Gräfin zu Stolberg mitzuteilen. In den letzten zweieinhalb Jahren ihres Lebens war die engagierte wie kompetente Lektoratsarbeit für unsere Publikationen für sie »zu einer Art Heimat« geworden. Mit einem Nachruf in diesem Heft gedenken wir ihrer Persönlichkeit und ihrer Leistung für die Badische Heimat.

Ich danke Frau Dorothee Kühnel, dass sie bereit war, kurzfristig die Lektoratsarbeit für das vorliegende Heft zu übernehmen.

Im Zusammenhang mit den Sanierungsarbeiten des Hauses der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße hat unser Vorstandsmitglied Dr. Bernhard Oeschger eine »Bausteinaktion« initiiert. Weitere Spenden für unser Haus sind hochwillkommen. Der Badischen Heimat entstehen für die laufende Arbeit keinerlei finanzielle Beeinträchtigungen. Der durchaus hohe Finanzbedarf soll durch Sonderspenden und vor allem auch aus zusätzlich günstiger Vermietung gedeckt werden. Ich gehe davon aus, dass durch das Sanierungsvorhaben die finanzielle Lage des Vereins mittelfristig stabilisiert werden kann.

Die Arbeiten an der Neugestaltung unserer Homepage gehen zügig voran. Personen, die die Homepage mit aktuellen Daten bedienen sollen, werden verständigt. Weitere Auskünfte kann Ihnen Frau Koehler von der Geschäftsstelle geben.

Nun Ihnen eine interessante Lektüre.

Ihr Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

Es ist wohl zum ersten Male nach der Wiedergründung der Badischen Heimat, dass sich unsere Publikation der ehemals kurpfälzischen Stadt Wiesloch mit einer Aufsatz-Serie widmet.

Ich nehme an, dass sich Wiesloch an der Rhein-Neckar-Metropolregion orientiert. Für den Landesverein wäre von Interesse, der Frage nachzugehen, was sich an badischem Zusammengehörigkeitsgefühl erhalten hat. Aufsätze zur Geschichte der Stadt, ehemaliger Gerberei und Weinbau und herausragenden Persönlichkeiten wie dem Afrikaforscher Georg Schweinfurth und dem Weinbauforscher Johann Philipp Bronner entwerfen ein Bild der Stadt.

Mit Interesse hat die Redaktion das Memorandum des Hohenstaufenkreises im Schwäbischen Heimatbund im Heft 2/2017 der Schwäbischen Heimat zur Kenntnis genommen. Die Überlegungen zur Zukunft der Heimatvereine von Herrn Josef Kreuzberger in Heft 1/2017 der Schwäbischen Heimat habe ich im letzten Heft der BH gewürdigt (S. 305 ff.). Da beide Heimatvereine sich mit den gleichen Problemen, nämlich Mitgliederrückgang, Profilschwäche und Mangel an Öffentlichkeitsarbeit, auseinanderzusetzen haben, erlaube ich mir, auch das vorliegende Memorandum kritisch zu kommentieren.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass beide Vereine den Ort- und Regionalgruppen für die Zukunft eine größere Bedeutung innerhalb des Vereinshandelns zuschreiben. Ganz in meinem Sinne ist auch die Forderung, dass die Heimatvereine in Zukunft in stärkerem Maße von unten her zu organisieren sind.

Das Bodman-Team hat im ersten Halbjahr 2017 bereits zwei Sitzungen zum Thema Reformprogramm abgehalten, einmal zum Thema Kooperationen, des weiteren zum Thema Regionalgruppen. Zur Einführung des Themas »Reform der Regionalgruppen« habe ich für die geladenen Teilnehmer der Sitzung einige Thesen entwickelt, die ich zur Information unserer Mitglieder im Heft veröffentliche.

Der ersten Fahrt von Karl Drais mit der Laufmaschine vom Mannheim zum Schwetzinger Relaishaus wird in diesem Heft unter der Sparte »Gedenktage badischer Geschichte« gedacht. Leider ist das Gedenkjahr auch ein Beispiel dafür, wie eine historische Person vom jeweiligen Stadtmarketing – Mannheim und Karlsruhe – vereinnahmt wird. Badische Geschichte wird dadurch gewissermaßen nach Verwertbarkeit unter die Städte aufgeteilt. Der Streit, wem Karl von Drais gehöre, ist von badischer Seite aus gesehen völlig überflüssig. Karl von Drais ist ein badischer Erfinder mit Wohnorten in Karlsruhe und Mannheim.

Es ist zu hoffen, dass die Publikation »Karl von Drais« der Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe (Band 4) von Christine Beil die Person wissenschaftlich ins rechte Licht setzt.

Heinrich Hauß

Grußwort des Oberbürgermeisters Dirk Elkemann

Liebe Leserinnen, liebe Leser,
liebe Freundinnen und Freunde der »Badischen Heimat«,

ein Aufenthalt in Wiesloch lohnt sich stets. Historische Wurzeln treffen hier auf Kunst im öffentlichen Raum, eine lebendige Innenstadt mit attraktiven Geschäften und eine bunte Kneipen- und Restaurantszene. In der Fußgängerzone findet sich beispielsweise die »Erste Tankstelle der Welt«, wo einst Bertha Benz mit der damals »neuesten Erfindung« ihres Mannes bei ihrer Pionierfahrt von Mannheim nach Pforzheim einen Zwischenstopp einlegen musste, um Sprit nachzutanken. Seit der ersten urkundlichen Erwähnung Wieslochs im Jahr 801 ist einiges geschehen, und die Stadt hat sich zu einer attraktiven und lebendigen Kommune entwickelt, in der rund 26 000 Menschen eine gute Heimat finden. Heute ist Wiesloch Große Kreisstadt und nimmt hier im Süden der Metropolregion Rhein-Neckar eine wichtige Funktion ein. Zur Kernstadt mit Altwiesloch und Frauenweiler gehören auch die beiden Stadtteile Baiertal und Schatthausen.

Ich freue mich sehr, dass die »Badische Heimat« der Vorstellung der Stadt Wiesloch dieses Sonderheft widmet und so Geschichte und Geschehen in unserer Stadt wunderbar dokumentiert und lebendig werden lässt.

Ich danke allen mitwirkenden Autorinnen und Autoren und der gesamten Redaktion, die dieses ansprechende Exemplar gemeinsam gestaltet haben.

Ich wünsche Ihnen allen viel Freude beim Lesen und beim Entdecken unserer schönen Stadt. Allen, die Wiesloch noch nicht kennen, lege ich einen Besuch ans Herz. Vielleicht zu einem unserer schönen Feste oder einem ausgedehnten Stadtrundgang mit Einkehr in eines der gastronomischen Angebote unserer Stadt?

Viel Wissenswertes rund um die Stadt und weitere Informationen und Veranstaltungstipps finden Sie stets aktuell auf www.wiesloch.de

Ihr
Dirk Elkemann, Oberbürgermeister

Wiesloch – ein Streifzug durch die Geschichte

Manfred Kurz

Seit der Besiedlung während der Bronzezeit und in der provinzialrömischen Periode hat Wiesloch ein beständiges Gedeihen erfahren. Mit der Marktrechtsverleihung in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts wurde der Flecken zum ältesten Marktort in Nordbaden und zu einer blühenden Stadt im Spätmittelalter. Die zentrale Lage, der Bergbau und spezifisches Handwerk schufen die Voraussetzungen für eine weitere positive Entfaltung. Etliche Hochs und Tiefs bestimmen die Geschichte der Stadt, aus deren Mauern einige berühmte Persönlichkeiten stammen bzw. in ihr wirkten. Als badische Amtsstadt erfuhr Wiesloch einen rasanten Wandel zum kulturellen und administrativen Mittelpunkt in der Region. Diese fortschrittliche Entwicklung fand ihre Fortsetzung in der Erhebung zur Großen Kreisstadt in den 1970er Jahren und dauert bis heute an.

Vorgeschichte und Römische Geschichte

Die günstigen klimatischen Bedingungen und die fruchtbaren Böden am östlichen Rand der Rheinebene lockten bereits in vorgeschichtlicher Zeit Menschen, nachdem sie sesshaft geworden waren, zur dauerhaften Ansiedlung auf die heutige Gemarkung von Wiesloch. Eine flachgewölbte Hügelkuppe – etwa 2,5 km vom heutigen Ortskern entfernt –, die vom Leimbach umflossen in die Rheinebene hineinragte, bot den damaligen Siedlern Schutz, Übersicht und Nahrung.

Eine archäologische Ausgrabung des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg förderte in den Jahren zwischen 1989 und 1996 an dieser Stelle im Wieslocher Gewann »Weinäcker« aufsehenerregende Funde zu Tage: Auf einer Fläche von über 4 ha haben dort zahlreiche Epochen ihren Niederschlag gefunden. Eine fast kontinuierliche Besiedlung von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter konnte mit zahlreichen Funden auf diesem Hügel im Leimbachbogen nachgewiesen werden.

Einen Schwerpunkt der Funde bildete ein aus 15, weitgehend ungestörten, Gräbern bestehender Friedhof aus der Jüngeren Bronzezeit. Er zählt zu den größten der bisher bekannten Gräberfelder in Nordbaden. Dabei handelt es sich um Urnenbrandgräber, bei denen der ausgelesene Leichenbrand mit Keramik- und Bronzebeigaben in einer Urne gesammelt und in einer Grabmulde beigesetzt wurde. Zu dem Gräberfeld gehörte ein Dorf mit einigen Pfostenhütten. Das Ende dieser Siedlungsperiode fällt in die Zeit um 800 v. Chr., als die Siedler – vermutlich wegen eines Klimasturzes und den damit verursachten Überschwemmungen – ihre Wohnstätten am Rand der Rheinauen verlassen und ökolo-

Beschlag eines römischen Reisewagens
(Städtisches Museum Wiesloch),
(Foto: Helmut Pfeifer)

gisch günstigere Lebensräume im hügeligen Kraichgau aufsuchen mussten.

Der zweite Schwerpunkt der Siedlungsfunde stammt aus der römischen Epoche: Im Zuge der Errichtung der »Civitas Ulpia Sueborum Nicrensium« unter Kaiser Trajan ließen sich auf der geschichtsträchtigen Hügelkuppe am Leimbach wieder Siedler nieder und schufen die Grundlage für die Entstehung eines römischen Vicus an dieser Stelle. Das war jedoch kein Zufall; die römische Siedlung wurde an einem Verkehrsknotenpunkt angelegt. In Nord-Süd-Richtung verlief die Fernverbindung zwischen den Provinzhauptstädten Mainz und Augsburg. Sie wurde im Ort von einer Straße gekreuzt, die Speyer mit dem Kastell in Bad Wimpfen verband. Der Vicus, der seine Blüte im ausgehenden 2. und beginnenden 3. Jahrhundert erreichte, bestand aus Streifenhäusern mit Kellern, die den Wandel der Siedlungsstruktur anschaulich widerspiegeln.

Eine Überraschung während der Ausgrabung war die Freilegung eines Mithräums und eines gallorömischen Umgangstempels in der Siedlung. Dies und eine Vielzahl der gemachten Funde deuten darauf hin, dass die Ortschaft innerhalb der Civitas eine Mittelpunktsfunktion einnahm, in der ihre Einwohner als Händler und Handwerker im Laufe von 150 Jahren einen gewissen Wohlstand entwickeln konnten.

In der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts kam das Ende des Vicus bei Wiesloch: Nach dem Fall des Limes wurde die Siedlung fast völlig zerstört und schließlich aufgegeben.

Ersterwähnung 801

Nach der Zerstörung der römischen Ursprünge Wieslochs »wanderte« die Ortschaft zwischen dem 3. und 9. Jahrhundert in mehreren Siedlungsschritten vom Westteil der heutigen Gemarkung in die erhöhten Ausläufer der Bergstraße weiter östlich, dorthin, wo sich der heutige Stadtkern befindet.

Die erste schriftliche Erwähnung von Wiesloch findet sich in einer Urkunde vom 12. September 801 im Lorscher Codex. Die Mönche der Reichsabtei Lorsch hatten akribisch alle Schenkungen an ihr Kloster in diesem Verzeichnis festgehalten.

Diese erste urkundliche Erwähnung von Wiesloch erfolgte im Vergleich zu einigen umliegenden Ortschaften relativ spät. Jedoch

lässt der stattliche Umfang – es waren sechs bäuerlicher Wirtschaftsbetriebe mit dem dazugehörigem Kulturland – sowie die Art der Schenkung – es handelte sich um grundherrschaftlichen Besitz – den Schluss zu, dass Wiesloch seinerzeit bereits eine größere Ortschaft gewesen sein muss. Die Schreibweisen des Ortsnamens erfahren in den folgenden Jahren oder Jahrhunderten nur geringfügige Varianten: Wizzenloch, Wezzenloch, Wisenloch, Wisloch, Wizzenlohe sind in den Urkunden zu finden.

Die Bedeutung des Namens hat mit einem Loch in der Wiese übrigens nichts zu tun. Sie lässt sich vielmehr wortgeschichtlich sehr schön herleiten: Wisso oder Wezzo war im früheren Mittelalter ein gebräuchlicher Personenname, und das Wort Lôch, Lohe oder Lô bedeutete im Mittelhochdeutschen Wald, Gehölz. Also bedeutete Wiesloch ursprünglich: Wald des Wisso bzw. Wezzo. Phonetisch interessant ist außerdem, dass sich im hiesigen Dialekt das alte, kurzgesprochene »i« von Wisso in der Aussprache von Wiesloch bis heute gehalten hat; kein Wieslocher sagt W***ie***sloch, wie er es eigentlich nach den Dehnungsregeln machen müsste.

Marktrecht 965

Die Zerstörung der römischen Kultur im 3. Jahrhundert beschränkte sich vor allem auf die Anwesen und Ortschaften. Die alten Handelswege und Straßen überdauerten größtenteils den Vandalismus und dienten weiterhin als Verkehrsverbindungen: Sie wurden in der nachfolgenden Zeit für den Fernhandel weiter ausgebaut. An der zentralen Lage und an der günstigen Straßenanbindung von Wiesloch hatte sich also auch im Mittelalter nichts geändert. So nimmt es wenig Wunder, dass sich unter diesen vorteilhaften Bedingungen am 6. Mai 965 der wohl gravierendste Einschnitt in der weiteren Entwicklung der Ortschaft Wiesloch ereignete: Kaiser Otto der Große gab in einer Urkunde zur Kenntnis, dass er dem ehrwürdigen Abt Gerold, dem Vorsteher des St. Nazarius-Klosters in Lorsch, gestattet habe, in dem zu seinem Kloster gehörigen Dorf Wezinloch, einen öffentlichen Markt einzurichten. Die Erträge aus dem Marktzoll und aus anderen Gewinnen schenkte Otto »durch die Freigebigkeit« seiner kaiserlichen Güte dem St. Michaels-Kloster auf dem Abramesberg bei Heidelberg.

Diese kaiserliche Marktrechtsverleihung, die von nachfolgenden Königen und Kaisern immer wieder bestätigt wurde, ist zum einen der feste Beweis für die herausragende Größe und Bedeutung der Ansiedlung Wiesloch, für ein reges Handelsvorkommen in der Ortschaft und für die besondere wirtschaftliche Bedeutung von Wiesloch durch den zu diesem Zeitpunkt florierenden Bergbau. Denn all diese Gegebenheiten waren seinerzeit Voraussetzungen für ein solches Marktrechtprivileg. Es machte Wiesloch gleichzeitig zum ältesten Marktort in Nordbaden. Ebenso stellte dieser öffentliche Markt aber auch den ersten und wichtigsten Schritt des Fleckens zu einer mittelalterlichen Stadt hin dar. Eine offizielle Verleihung der Stadtrechte gibt es für Wiesloch nicht: Es ist zu vermuten, dass sich Wiesloch bis um 1225 durch Gewohnheitsrecht zu einem städtischen Gemeinwesen ausgebildet hatte.

Ersterwähnung als Stadt 1288

Im Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher beim Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München befindet sich eine Urkunde, die am 7. Januar 1288 in Mainz von dem damaligen Pfalz-

grafen bei Rhein, Ludwig II., im Beisein von hochgestellten Persönlichkeiten dieser Zeit ausgestellt wurde. Der Anfang der Urkunde lautet sinngemäß: »Wir, Ludwig, von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, machen allen, welche diese Urkunde sehen, bekannt, dass wir der ehrwürdigen Herrin Mechthild, Tochter unseres erlauchten Herrn Rudolf, erhabenen Römischen Königs und allzeit Mehrer des Reiches, unserer lieben Gemahlin als Morgengabe folgendes gegeben, geschenkt und übertragen haben.« In der Urkunde werden nun etliche Ortschaften im weiten Umkreis von Heidelberg, darunter auch »castrum et civitatem sive opidum in Wezzinlohe et villam sub eodem castro sitam« genannt. Eine Morgengabe stellte im Mittelalter eine Zuwendung dar, welche meistens aus Liegenschaften bestand. Sie wurde vom Ehemann der Braut am Morgen nach der Hochzeitsnacht zu ihrer Versorgung im Alter vermacht. In unserem Fall beschenkte Ludwig seine Gattin mit zahlreichen Ortschaften, einschließlich aller Rechte, Güter und Menschen zwischen Weinheim und der Stadt Wiesloch. Diese Urkunde, in der Wiesloch erstmals als Stadt bezeichnet wurde, trägt mit anderen auch das Königssiegel von Rudolf von Habsburg.

Mittelalter und frühe Neuzeit

Um die junge Stadt vor feindseligen Zugriffen von außen zu schützen und um sie standesgemäß für alle sichtbar als Stadt zu gestalten, wurde Wiesloch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit einer Ringmauer umgeben. Die bewehrte Stadt verfügte über zwei Stadttore: Im Süden stand – hinter einer Brücke über den Leimbach – das »Untere Tor« und im Nordosten das »Obere Tor« mit einer Anbindung an die Straße Richtung Heidelberg. Drei Wehrtürme am südöstlichen Teil der Stadtmauer sind noch heute von der mittelalterlichen Befestigungsanlage erhalten: Das

Das mittelalterliche Wiesloch. Kupferstich von Matthäus Merian um 1645 (Stadtarchiv Wiesloch), (Repro: Helmut Pfeifer)

»Dörndl«, der »Sauermilchhaffe« und der »Runde Eckturm«. In diesem Schutz und unter den günstigen wirtschaftlichen Voraussetzungen entwickelte sich Wiesloch im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit zu einem intakten städtischen Gemeinwesen und zu einem blühenden Städtchen in der Kurpfalz. Die Geschicke der Stadt lenkte ein Stadtschultheiß als Vertreter der Interessen und Belange des Landesherrn; er sprach auch mit städtischen Schöffen das Recht. Jährlich wurden zwei Bürgermeister gewählt. Ihr Wirkungskreis endete an der Gemarkungsgrenze und ihre Aufgaben und Befugnisse waren exekutiver und judikativer Art: Der eine hatte den Vorsitz bei den städtischen Gerichtsverhandlungen, der andere war für die Finanzen und die Rechnungslegung der Gemeinde zuständig. Ihnen stand der Stadtrat – im 16. Jahrhundert ein Gremium mit 12 Personen – zur Seite. Die Räte wurden aus dem Kreis der ehrbaren Bürger der Stadt bestimmt und auf Lebenszeit ernannt; so war eine Kontinuität und eine gewisse Exklusivität des Gremiums gewährleistet. Zahlreiche Zünfte wie Gerber und Schuhmacher, Küfer und Bierbrauer, Färber und Seifensieder sowie Schneider und Weber zeugen von einer gesunden Wirtschaft in der Stadt; sie spiegeln auch ein harmonisches und geordnetes Leben in der spätmittelalterlichen Stadt Wiesloch wider.

Die Burg

Über ihren Ursprung und ihre Entstehung haben wir weder aus schriftlichen Quellen noch aus archäologischen Befunden genaue Zeugnisse: Die Rede ist von der Wieslocher Burg, die Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts auf einer Erhebung am Nordwestrand der Ortschaft entstanden sein dürfte. Ohne Zweifel ist der bedeutende Einfluss, den ihre Anwesenheit auf die Entwicklung der Ansiedlung hatte. Erstmals schriftlich erwähnt wurde die Burg in besagter Urkunde von 1288.

In der Zeit von 1288 bis 1296 soll, das berichtet uns eine andere Quelle, die Wieslocher Burg dem Pfalzgraf Rudolf als Sitz gedient haben. Hier hielt er, als das Heidelberger Schloss durch einen verheerenden Brand unbewohnbar geworden war, des Öfteren Hof und stellte Urkunden aus. In den folgenden Jahren geriet die Burg in die Tausch- und Erbgeschäfte der adligen Welt und wechselte mehrfach ihren Besitzer.

Anfang des 15. Jahrhunderts hielt König Ruprecht auf der Wieslocher Burg Hof, und 1570 weilte sogar Kaiser Maximilian in ihren Mauern. Diese Umstände sprechen dafür, dass die Burganlage in Wiesloch eine Größe und Ausstattung gehabt haben muss, die solch noblen Besuchern und Anlässen gerecht werden konnte und ihnen angemessen war. Den Dreißigjährigen Krieg konnte das Schloss – wie es ab dem 17. Jahrhundert bezeichnet wurde – ohne größere Schäden überdauern. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg, der Wiesloch im Jahr 1689 heimsuchte, erlitt das Bollwerk jedoch so schwere Beschädigungen, dass es später abgerissen werden musste. Lediglich die Grundmauern des Burgfrieds sind noch erhalten: Sie bilden heute die Basis für den Glockenturm der benachbarten Laurentiuskirche.

Die Kirche

Ein weiteres, das mittelalterliche Stadtbild von Wiesloch beherrschendes Gebäude war die Kirche. In einer Quelle aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts erfahren wir, dass der damalige Bischof von Eichstätt, Grundekar, eine Kirche

in Wizzenloch geweiht haben soll. Wenige Jahre später wird jedoch in der Chronik von Bernhold von St. Blasien über die Zerstörung der Wieslocher Kirche berichtet: Heinrich IV. ließ während einer kriegerischen Auseinandersetzung das Gotteshaus niederbrennen, als 100 seiner Gegner in ihm Zuflucht gesucht und sich darin verschanzt hatten. Erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts erhalten wir dann von einer Kirchengemeinde Nachricht, welcher ein Archipresbyter Swiggerus de Wizzenloch vorgestanden hat. Dem Wormser Synodale von 1496 ist zu entnehmen, dass die Kirche dem Heiligen Laurentius geweiht war und das Kirchenpatronat dem Kloster Lorsch gehörte. Die ältesten, heute noch sichtbaren Teile der Kirche stammen aus dem frühen 15. Jahrhundert. In dieser Zeit wurden unter Schwarz Reinhard von Sickingen, der die Herrschaft über Altwiesloch hatte und Besitzer des Freihofs war, bauliche Veränderungen an der Größe der Kirche vorgenommen. Das Sickingen-Portal an der Südseite des Kirchenschiffs ist ein sprechendes Zeugnis dieser Bauphase. Bei den Brandschatzungen während des Pfälzischen Erbfolgekrieges wurde 1689 auch die Wieslocher Kirche stark beschädigt; nur der Chor der im 16./17. Jahrhundert nochmals erweiterten Kirche blieb erhalten. So musste, wie aus einer Mitteilung des damaligen Bürgermeisters zu entnehmen ist, der Gottesdienst bei »Leib- und Lebensgefahr« abgehalten werden. Im Laufe des 18. Jahrhunderts erhielt die Kirche bei Erhaltung der alten Bausubstanz ihr jetziges Erscheinungsbild.

Der Freihof

Auf dem höchsten Punkt des südöstlichen Viertels der Kernstadt steht eine weitere Burganlage: der Freihof. Über den genauen Zeitpunkt der Errichtung dieser Turmburg haben wir keine Hinweise. Jedoch deuten vor allem die grob bossierten Buckelquader an den Ecken des massiven Steinbaus auf eine Entstehungszeit zu Beginn des 14. Jahrhunderts hin. Die markanten Treppengiebel an der Nord- und Südseite sind später errichtet worden. Schon damals war der Freihof ein stattlicher Herrenhof mit einer eigenen Schutzmauer rings um das gesamte Hofareal. Innerhalb dieser Mauern siedelten sich zum Schutz jene Bauern an, die an die Besitzer fron- und abgabepflichtig waren. Sie bestellten auch die großen Wirtschaftsflächen, die zum Grundbesitz gehörten. So stellte der Freihof im Spätmittelalter ein eigenständiges Befestigungswerk innerhalb der Wieslocher Stadtmauer dar und war strategisch eine Ergänzung zur Wieslocher Burg. Unter Herzog

Der Freihof mit Anbau aus dem 18. Jhd. (Foto: Helmut Pfeifer)

Otto von Mosbach wurde 1425 der damalige Besitzer des Freihofs, Schwarz Reinhard von Sickingen, von allen Abgaben an den Herzog freigesprochen. Aus diesem Privileg resultiert der Name des Gebäudes: Der Hof war frei von jeglichen Abgaben. Damit wurde der Freihof Allodialgut des Adelsgeschlechts von Sickingen, dessen Wappen, die fünf »Schneebälle« auf schwarzem Schild, noch heute den Freihof ziert. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurde der Besitz häufig als Erbgut in der Familie und Verwandtschaft derer von Sickingen herumgereicht. So übergab Schwarz Reinhard von Sickingen im Jahr 1438 den Freihof an den Ehemann seiner Tochter Magdalena, Reinhard von Neipperg. Um 1500 kam der Hof dann an den Ehemann der Tochter der beiden, den Freiherrn Wiprecht von Sturmfeder und ging schließlich ganz in den Besitz derer von Sturmfeder über. Die Zerstörungen von 1689 hatten den Freihof weitgehend verschont; er erhielt jedoch anfangs des 18. Jahrhunderts an seiner Ostseite einen Anbau, der die heutige Gestalt des ältesten erhaltenen Wohngebäudes in Wiesloch mit prägt. Aus dieser Zeit stammt auch die erste schriftliche Erwähnung, die mit der heutigen Verwendung des Freihofs als gastronomische Einrichtung in Verbindung gebracht werden kann: In einem Kaufbrief für das Gebäude wurde auch das Recht erkauft, im Freihof Bier zu brauen und Branntwein zu brennen.

Kurpfälzische Zeit

Es war eine gedeihliche Zeit, die fast 600 Jahre, in denen die Stadt Wiesloch zur Kurpfalz gehörte. Die Kurfürsten in Heidelberg spielten wegen ihres Hofamts als Erztruchsessen im Reich eine gewichtige Rolle, die ihnen nicht viel Zeit ließ, sich um ihr Territorium und die Städte darin zu kümmern. Die so am langen Zügel geführten Städte in der Kurpfalz – darunter natürlich auch Wiesloch – sahen darin eine Chance, eine gewisse Unabhängigkeit auszubauen. Mit Erfolg! Zahlreiche Auseinandersetzungen mit dem kurfürstlichen Verwaltungsapparat, dem diese Freiheit natürlich ein Dorn im Auge war, sollten folgen. Außer für das Schloss waren die Wieslocher Bürger dem Kurfürsten nämlich keinerlei Frondienst schuldig, wie sie behaupteten. War am Schloss etwas zu reparieren, mussten die dazu erforderlichen Materialien von den Wieslochern mit »roß und handt zu dem aldasigen Schloss« angefahren und dort verarbeitet werden. Nach dem Wieslocher Zinsbuch von 1557 waren außerdem noch die Fuhren der Zehntfrüchte und des Weinzehnts nach Heidelberg verpflichtend. Dieser Pflicht kamen die Wieslocher Bürger, die im Laufe der Zeit wegen ihrer Renitenz berühmt-berüchtigt wurden, sehr ungern nach. So erklärte man nach und nach diese Pflicht zu einer Tat des guten Willens, die allenfalls gewohnheitsrechtlich begründet war. Ständige Querelen zwischen dem Kurpfälzischen Oberamt in Heidelberg und dem Wieslocher Gemeinderat waren daher die Folge. So berichtet uns eine Quelle von folgendem Vorfall: Das Dorf Weingarten bei Karlsruhe war an den Kurfürsten von der Pfalz abgabepflichtig und musste – wie die Wieslocher eigentlich auch – den Weinzehnt nach Heidelberg entrichten. Die Wieslocher sollten, so wurde zumindest angenommen, diese Fuhre an der südlichen Gemarkungsgrenze ihrer Stadt übernehmen und mit eigenen Gespannen vollends nach Heidelberg transportieren. Unter Androhung von Prügeln für die Weingartner widersetzten sich die hiesigen Bürger samt ihrer Administration, dies zu tun; sie weigerten sich sogar, die fremde Weinfuhre durch die Stadttore passie-

ren zu lassen. »Bei grimmiger Kälte« mussten sich die Weingartner um Wiesloch herum auf Feldwegen nach Nußloch durchschlagen. Künftig, so hieß es von seiten der verängstigten Weingartner, wolle man wegen der Leibes- und Lebensgefahr die Weinfuhre eine halbe Stunde vor Wiesloch abstellen, damit sie dort abgeholt werden könne. Und von dort aus, erwiderten die Wieslocher, kann den Wein nach Heidelberg fahren, wer immer dies tun wolle, sie jedenfalls nicht! Die Renitenz nutzte jedoch nichts: Der Stadt blieb diese Dienstleistung nicht erspart. Einen Versuch war es jedoch allemal wert.

Das 17. Jahrhundert brachte Kriegswirren und Zerstörungen ins Land. Der Dreißigjährige Krieg und seine verheerenden Auswirkungen unterbrach die bis dahin weitgehend friedliche Entwicklung jäh und versetzte das soziale und wirtschaftliche Gefüge ins Wanken. Wie überall fügten auch in Wiesloch Einquartierungen, durchziehende Truppen und Plünderungen der Bevölkerung großen Schaden und persönliche Verluste zu. Ein Verzeichnis des Wieslocher Stadtschreibers, nach dem Krieg erstellt, stellt ein trauriges Zeugnis der Folgen dieses verheerenden Krieges dar. Insgesamt 61 Morgen an Feldgütern, Weinbergen und Wiesen lagen öd und verwüstet da. Zwei Gefechte auf der Gemarkung – das eine im April 1622 zwischen Tilly und Mansfeld und das andere im August 1632 – waren zwar nicht kriegsentscheidend, jedoch wurde letzteres von Matthäus Merian auf einem Kupferstich mit dem Titel »Delineation des Treffens so zwischen den Schwedischen und Keyserischen bey Wiseloch vorgangen« festgehalten und in seinem »Theatrum Europaeum« veröffentlicht.

Der eigentliche, tiefgreifende Schicksalsschlag für das städtische Gemeinwesen Wiesloch sollte aber noch folgen: Am 28. Januar 1689 wurde Wiesloch im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges von französischen Truppen heimgesucht und fast völlig niedergebrannt. Der Befehl von Louis XIV.: »Brûlez le Palatinat!« traf Wiesloch in voller Härte; die Stadt glich einem Ruinenfeld, und die in Jahrhunderten gewachsene bauliche Struktur ging weitgehend verloren.

Nach diesem Tiefschlag gingen die Bürger jedoch eifrig und zielstrebig daran, ihre zerstörte Stadt aus den Trümmern wieder aufzubauen sowie das Leben in ihr weiterhin möglich zu machen und neu zu organisieren. Nachdem man sich wieder ein eigenes Dach über den Kopf verschafft hatte, plante und baute man im Jahr 1713 für die Verwaltung der Stadt neue Räumlichkeiten: Das neue – heute allerdings das alte – Rathaus entstand am Marktplatz als markantes Gebäude. Auch die beim Brand vernichteten Urkunden, Dokumente und Amtsbücher, die für das städtische Gemeinwesen von großer Wichtigkeit waren, mussten mühsam und sorgfältig anhand von noch erhaltenen Unterlagen erneuert oder nach dem Gedächtnis neu verfasst werden. Nichtsdestotrotz ist es dem Historiker von heute nur schwer möglich, nach diesem Stadtbrand ein einigermaßen geschlossenes Geschichtsbild der mittelalterlichen Stadt und dem Leben darin zu erstellen; zu viel ist unwiederbringlich verloren gegangen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Lebensraum innerhalb der ehemaligen Stadtmauern, die zum größten Teil abgerissen worden waren, zu eng. Die stark gewachsene Bevölkerung – die Stadt hatte damals mehr als 1500 Einwohner – machte eine neue Wohnbebauung außerhalb der traditionellen Stadtgrenzen notwendig. Südlich des Leimbachs entstand die Untere Vorstadt mit Wohnhäusern und landwirtschaftlichen Anwesen.

Die Laurentiuskirche

Im Jahr 1738 erteilte Kurfürst Carl Philipp auf Antrag des Ordens der Augustinereremiten von Münnerstadt die Genehmigung, in Wiesloch eine neue Kirche mit Klostergebäude und Hospiz zu erbauen. Im Stil des Spätbarocks entstand zwischen 1746 und 1751 eine neue Kirche unterhalb des ehemaligen Wieslocher Schlossbereichs – die heutige St. Laurentiuskirche. Gemäß den Regeln des Augustinereremiten-Ordens ist das Äußere der Kirche sehr schlicht gehalten. Im Inneren begegnen wir jedoch den typischen Spätbarock-Elementen: Feiner Stuck bestimmt die Decken und Wände und verleiht der Kirche mit symbolträchtigen Deckengemälden seine Festlichkeit. Besonders hervorzuheben sind die Altargemälde über dem Hauptaltar und den beiden Seitenaltären. Sie stammen von Johann Anwander, dem begabten Spross einer schwäbischen Malerfamilie, der viele Kirchen in Schwaben und Tirol mit Fresken und Altarblättern ausgestattet hat.

Nach einigen Erneuerungsarbeiten im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Laurentiuskirche 1890/91 mit einem Anbau des Schiffs in östlicher Richtung versehen. In dieser Verlängerung, die um 10° nach Norden abgewinkelt ist, fand schließlich auch eine Empore ihren Platz. Seine jüngste Renovierung erhielt das Wieslocher Barockkleinod im Jahr 1988.

Berühmte Wieslocher

Neben Johann Philipp Bronner (1792–1864) und Georg Schweinfurth (1836–1925), die in diesem Heft beschrieben werden, sollen noch zwei weitere Persönlichkeiten hier Erwähnung finden.

Miniatur zum Minnesänger »von wissenlo« im Codex Manesse (Universitätsbibliothek Heidelberg)

»Swer hînte der verholner minne hât gepflegen,
den will ich warnen: es ist zît.
der tac der schînet im wol leide ûf allen wegen. …«

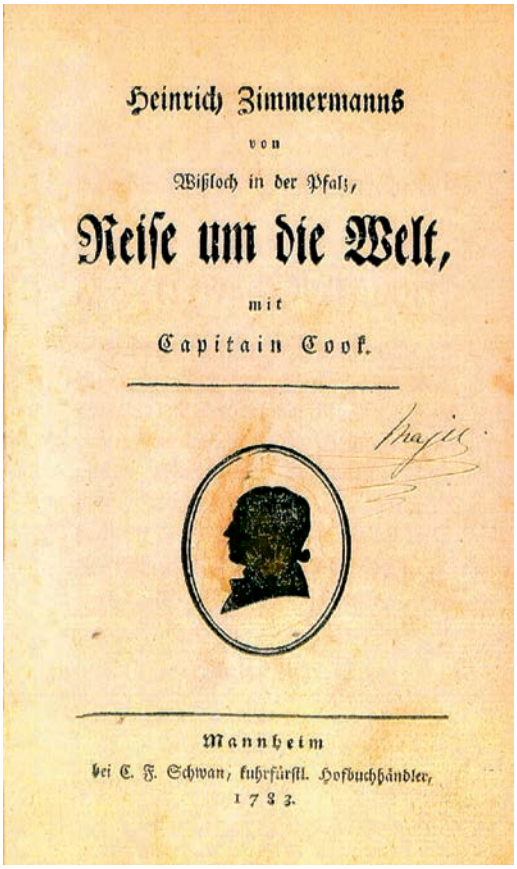
So beginnt in mittelhochdeutscher Sprache eines der vier überlieferten Wächter- oder Tagelieder eines »von wissenlo«. Sie sind uns bruchstückhaft in zwei mittelalterlichen Liederhandschriften, die in der Universitätsbibliothek Heidelberg verwahrt werden, erhalten. Der Codex Manesse enthält zusätzlich eine Miniatur, welche die Überschrift »von wissenlo« trägt.

Die Übersetzung dieser Strophe ins Neuhochdeutsche lautet:
»Wer heut Nacht heimlich mit seiner Geliebten sich traf,
Wird jetzt von mir gewarnt: es ist höchste Zeit (Abschied voneinander zu nehmen).
Der heraufziehende Tag wird ihm sonst großen Kummer bereiten. …«

Literaturgeschichtliche Forschungen haben ergeben, dass der Minnesänger »von Wissenlo« seine Liebeslieder im ausgehenden 13. Jahrhundert verfasst hat. Dabei wird dem Poeten bescheinigt, dass er einen besonders variantenreichen und schöpferischen Umgang mit der mittelhochdeutschen Sprache hat und über eine geschickte Wortwahl und Klangfülle verfügt, die eine der Situation angemessene Zartheit und Wärme ausstrahlt.

Es ist ein kleines Büchlein mit gerade mal 110 Seiten, und es trägt den Titel: »Heinrich Zimmermanns von Wißloch in der Pfalz, Reise um die Welt, mit Capitain Cook.« Kein Geringerer als der kurfürstliche Hofbuchhändler Christian Friedrich Schwan hat das Buch in seinem Mannheimer Verlag 1781 und in einer 2. Auflage 1783 erscheinen lassen.

Heinrich Zimmermann wurde am 25. Dezember 1741 in Wiesloch geboren. Über Kindheit und Jugend des späteren Weltumseglers ist uns nichts überliefert. Er lernte, wie wir aus seinem Buch erfahren, das Gürtlerhandwerk, fand jedoch keine Anstellung, so dass er wie er schreibt »allerlei Wege zur Gewinnung meines Brods einschlagen« musste. Die Wege führten ihn nach Genf, Lyon, Paris und schließlich nach London. Dort kam er mit der Seefahrt in Berührung. »Ich wollte,«, so berichtet er, »nach dem mir angebohrenen frischen Pfälzermuthe auch noch versuchen, wie es auf der See hergehe, und da in dem Jahre


Heinrich Zimmermanns
von
Wißloch in der Pfalz,
Reise um die Welt,
mit
Capitain Cook.

Mannheim
bei C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler,
1783.

2. Auflage von Heinrich Zimmermanns »Reise um die Welt mit Capitain Cook«, 1783 (Stadtarchiv Wiesloch), (Repro: Helmut Pfeifer)

1776 von dem Königreich Großbrittannien zwei Kriegsschaluppen, nemlich die alte Resolution und Discovery auf neue Entdeckungen ausgeschicket wurden, so gieng ich unterm 11. Merz nemlichen Jahres auf letzterer als Matros in Dienste.« Auf der Discovery machte Heinrich Zimmermann etwas streng Verbotenes: Auf einem kleinen »Schreibtäflein« notierte er in deutscher Sprache, welche niemand lesen konnte, die Beobachtungen und Erlebnisse, die er während der Reise gemacht hatte. Solche Aufzeichnungen waren nur dem wissenschaftlichen Stab der Exkur-

sion und dem kommandierenden Offizieren erlaubt; wie Kriegsgeheimnisse wurden sie gehütet, um den konkurrierenden Kolonialmächten keine Anhaltspunkte zu geben.

Nach seiner Rückkehr von der vierjährigen Reise entschloss sich Heinrich Zimmermann, seine Notizen zu überarbeiten und als Buch erscheinen zu lassen. Eine lesenswerte Reisebeschreibung über die Exotik der Südsee, über die Entdeckungen dort und den Tod von James Cook ist dabei herausgekommen. Über Nacht wurde Heinrich Zimmermann ein berühmter Mann. Bereits im August 1781 avancierte er zum kurfürstlichen Leibschiffmeister am Starnberger See, dort hatte er für die fürstliche Flotte der Jagd- und Lustschiffe zu sorgen. Diese Arbeit konnte einen Seemann, der das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte und der im Packeis des Polarkreises knapp dem Schiffbruch entgangen war, natürlich nicht auf Dauer befriedigen. Als Steuermann auf einem Handelsschiff bereiste er bald die Weltmeere nach China und Ostindien erneut. 1804 ließ sich Heinrich Zimmermann wieder in Starnberg nieder und starb dort am 3. Mai 1805.

Badische Amtsstadt

Nach dem Tod von Kurfürst Karl Theodor 1799 erfolgte die Regierung der rechtsrheinischen Pfalz von München aus. Im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurde das Territorium schließlich der Markgrafschaft Baden zugeschlagen, aus der später das Großherzogtum Baden gebildet wurde. Bei der darauf folgenden Verwaltungsreform wurde Wiesloch zur Amtsstadt ernannt; 1806 bezog das Großherzogliche Bezirksamt, dem mehr

Wiesloch im Biedermeier. Lithographie von Ludwig Braun (Stadtarchiv Wiesloch), (Repro: Helmut Pfeifer)

als ein Dutzend umliegender Gemeinden zur behördlichen Verwaltung untergeordnet waren, seinen Sitz in der Stadt. Ein Amtsgericht und ein Gefängnis sollten in den folgenden Jahren noch hinzukommen. So entwickelte sich die junge badische Amtsstadt Wiesloch bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem kulturellen und administrativen Mittelpunkt an der Südlichen Bergstraße. Um die Mitte des Jahrhunderts setzte für Wiesloch schließlich eine rasante Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet ein.

Hauptgrund dafür war die Eröffnung der Bahnstrecke von Heidelberg nach Karlsruhe am 15. April 1843. (vgl. dazu: Aufsatz von Klaus Rothenhöfer in diesem Heft)

Handwerk, Landwirtschaft und Industrie

Auf drei Pfeilern ist im Wesentlichen das Gebäude des Wieslocher Erwerbslebens begründet: Der nachweislich älteste Wirtschaftszweig in Wiesloch ist der Erzbergbau. Bis in die spätkeltisch-germanische Zeit lässt sich der Abbau von Erzen auf Wieslocher Gemarkung nachweisen. Nach einer römischen Abbauperiode liefern dann urkundliche Erwähnungen im Lorscher Codex aus dem 11. Jahrhundert Beweise für den hochmittelalterlichen Bergbau in Wiesloch, der bis ins Spätmittelalter seine Fortsetzung fand. Damals dienten die geförderten Erze vor allem zur Gewinnung von Silber. Nach zahlreichen Schließungen und Neueröffnungen konzentrierte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts der Wieslocher Bergbau auf die Ausbeutung von Galmeierzen, die mit sehr unterschiedlichen Erfolgen gefördert werden konnten. Auch das 20. Jahrhundert war für den Wirtschaftszweig von Hochs und Tiefs geprägt. Die letzte Abbauperiode wurde in Wiesloch 1935 eingeläutet. Die Autonomiebestrebungen und Rüstungspläne der nationalsozialistischen Machthaber machten eine verstärkte Erzgewinnung notwendig. Fast 45 000 Tonnen Roherz wurden seinerzeit bei einer Ausbeute von bis zu 37 % von nahezu 400 Bergleuten jährlich zutage gefördert. Nach dem Krieg lag die Belegschaft des Wieslocher Bergwerks bei knapp 150 und stieg bis 1954 noch einmal auf ungefähr 350 Mann an. Die Erzausbringung erwies sich allerdings als zu gering, und als billigere, ausländische Reinerze auf dem Weltmarkt angeboten wurden, zeichnete sich das Ende des Erzabbaubetriebs in Wiesloch ab. Am 31. März 1954 wurde er endgültig eingestellt.

Der zweite Wirtschaftszweig, der Wieslochs ökologische Entwicklung nachhaltig geprägt hat, war die Verarbeitung von Ton, welcher in der Gegend in hervorragender Qualität vorkommt. Schon zu Zeiten Karls des Großen gab es in Wiesloch Töpfereien, von denen aus die »Wieslocher Ware« in großem Umfang weiträumig vertrieben wurde. Ende des 19. Jahrhunderts begann die industrielle Herstellung von Dachziegeln und Backsteinen: Die »Thonwaaren-Industrie Wiesloch« öffnete ihre Tore und brachte bis in die 1980er Jahre qualitativ hochwertige Produkte auf den Markt.

Schließlich kommt noch die Herstellung und Verarbeitung von Leder hinzu. (vgl. dazu: Aufsatz von Karin Hirn in diesem Heft)

Die fruchtbaren Böden und das milde Klima in der hiesigen Region waren für die vielseitige Entfaltung der Landwirtschaft von Wiesloch maßgebend. Allen voran natürlich der Weinbau, der spätestens seit dem 12. Jahrhundert in beträchtlichem Umfang nachweisbar ist.

Natürlich war mit dem technischen und wirtschaftlichen Fortschritt auch ein Wandel innerhalb der Stadt Wiesloch verbunden.

Bahnhof Wiesloch-Walldorf. Die Schnittstelle des Doppelzentrums (Foto: Helmut Pfeifer)

Weitere Behörden ließen sich nieder, neue Schulen wurden gebaut, und mit der Errichtung der Heil- und Pflegeanstalt (heute Psychiatrisches Zentrum Nordbaden) zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Orientierung Wieslochs zur Dienstleistungsstadt eingeleitet. Auch die Eingliederung der bisher selbstständigen Gemeinde Altwiesloch 1908 gab der Stadt einen Bevölkerungszuwachs und neue Entfaltungsmöglichkeiten. Die Wirtschaftslage verschlechterte sich in den turbulenten Jahren zwischen 1918 und den 30er Jahren. Da aber die Bevölkerung rasant angewachsen war, musste die Wohnungsnot beseitigt werden. Die Aufstellung von stillgelegten Eisenbahnwaggons in einer provisorischen Kleinsiedlung im Süden der Stadt – der Volksmund nannte sie »Waggonia« – brachte eine kleine Linderung. Die Grundsteinlegung für die Neudorfsiedlung Frauenweiler wurde am 1. Februar 1937 als Verdienst der nationalsozialistischen Machthaber gefeiert. Geschickt hatten sie es verstanden, sich die Planung der Stammarbeitersiedlung auf die Fahnen zu schreiben.

Während des 2. Weltkrieges blieb Wiesloch von größeren Zerstörungen und Opfern in der Zivilbevölkerung weitgehend verschont, so dass in der Nachkriegszeit eine rasche Weiterentwicklung eintrat.

Von größter Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung Wieslochs war Mitte der 1950er Jahre die Ansiedlung der »Schnellpressenfabrik Heidelberg AG« mit ihren Produktionsstätten auf der Gemarkung. Mehrere tausend Arbeitnehmer aus Wiesloch und den umliegenden Gemeinden fanden einen sicheren Arbeitsplatz.

Am 1. Januar 1973 wurde Wiesloch nach dem Zusammenschluss mit den bis dahin selbstständigen Gemeinden Baiertal und Schatthausen zur Großen Kreisstadt erhoben und im Landesentwicklungsplan als Mittelzentrum ausgewiesen.

Bereits Anfang der 1960er Jahre begannen die Planungen für die Entwicklung und Sanierung der Wieslocher Kernstadt, die dann Schritt für Schritt realisiert wurde. Der Ausbau einer Fußgängerzone in der Innenstadt, dort wo sich einst der Pkw-Verkehr der Bundesstraße 3 durch die Stadt quälte, und die Einbindung neuer Bauvorhaben in das Stadtbild schaffte eine Aufwertung und eine angenehme Atmosphäre für den gesamten Kernstadtbereich. Seither gilt Wiesloch im Rhein-Neckar-Raum als beliebte Stadt zum Bummeln und Einkaufen mit einem freundlichen, kleinstädtischen Flair. 1992 wurde das Kultur- und Veranstaltungszentrum PALATIN seiner Bestimmung übergeben und erfüllt seither seine Funktion als kulturelle Einrichtung für Wiesloch und die Umgebung.

Die gemeinsamen Entwicklungsziele, die Wiesloch mit seiner Nachbarstadt Walldorf vereinbart hat, weisen in die Zukunft: 2000 wurde der Zweckverband Bahnhof Wiesloch-Walldorf – heute Zweckverband Metropolpark Wiesloch-Walldorf – gegründet, seit 2002 besteht das Doppelzentrum Wiesloch-Walldorf. Mit der Verbesserung des ÖPNV, verbunden mit einer Aufwertung des Bahnhofareals, der Anlage eines Gewerbeparks in unmittelbarer Nachbarschaft, sind die ehemals starren Gemarkungsgrenzen überschritten und neue Perspektiven für die Regionalität des Ballungsraums eröffnet worden.

Literatur

Winter, Wilhelm und Heinrich: Geschichte der Stadt Wiesloch, Wiesloch 1904

Raupp, Traugott: Die Flurnamen von Wiesloch, Heidelberg 1938

1000 Jahre Marktrecht Wiesloch, Hrsg. Stadt Wiesloch, 1965

Kurz, Manfred und Helmut Mohr: Wiesloch in alten Bildern, Ubstadt-Weiher 1996

Hildebrandt, Ludwig: Schwermetallbelastung durch den historischen Bergbau im Raum Wiesloch, in: Handbuch Boden Bd. 7, S. 1–191, Karlsruhe 1997

Hensen, Andreas: Der römische Vicus von Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis), in: Colonia – municipium – vicus, BAR International Series 783, 1999

Wiesloch – Beiträge zur Geschichte, Bd. 1, 2 und 3, Ubstadt-Weiher 2000, 2001, 2012

Anschrift des Autors:
Manfred Kurz
Kleiberweg 1
69168 Wiesloch

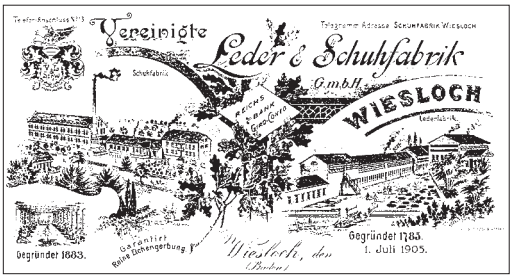
Made in Wiesloch: Aufstieg und Niedergang der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«

Karin Hirn

Der Aufstieg und Niedergang der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff« steht stellvertretend für das Schicksal vieler lederverarbeitender Betriebe in Baden. Zunächst fungierte das Privileg der »Thurn- und Taxis'schen Posthalterei« als Sprungbrett für weitere wirtschaftliche Expansion: Im 18. Jahrhundert hatte man mit Gerbereien begonnen, daraus entwickelten die beiden Wieslocher Posthalter Greiff und Koch durch geschickte Einheiraten und Investitionen ein ständig wachsendes Wirtschaftsimperium der Lederverarbeitung, dessen Blütezeit im 19. Jahrhundert lag. Im 20. Jahrhundert wurde die Industriegeschichte der Wieslocher Ledergewinnung und -verarbeitung durch die Zeitgeschichte geprägt. Während der Kriegsjahre war man wichtiger Heereslieferant und die Produktion lief auf Hochtouren, nach dem Zweiten Weltkrieg folgte ein schleichender Niedergang durch Billigware aus Südeuropa. Fatal war auch die Verstrickung der Badischen Lederindustrie in der Zwangsarbeit der Schuhtestprüfstrecke Sachsenhausen, an der auch die Wieslocher »Greif« maßgeblich beteiligt war.

Jacob David Greiff – von der Apotheke über die Poststation zum Unternehmer

Der 1776 in Sinsheim geborene Jacob David Greiff übernahm 1795 zunächst die väterliche Apotheke in seinem Geburtsort, siedelte aber 1804 als Posthalter nach Wiesloch um. Dort führte er die Posthalterei in der Oberen Hauptstraße. Bereits vor seinem Umzug hatte er Christiana Koch aus Wiesloch geheiratet. Greiff war Mitglied im Badischen Landwirtschaftlichen Verein und ab 1840 Badischer Landtagsabgeordneter. 1855 übernahm sein Sohn Carl David die Posthalterei. Bereits 1835 war Jacob David Greiff aufgrund seines Vermögens der am höchsten besteuerte



Briefkopf der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«, Ende 19. Jahrhundert (© Kulturverein Johann Philipp Bronner)

Bürger Wieslochs. Sein Enkel Gustav Greiff betrieb nach seiner Militärlaufbahn 1880 in München ein Schuhgeschäft. 1884 kehrte dieser nach Wiesloch zurück und gründete die »Vereinigte Leder- und Schuhfabrik« in der

Schwetzinger Straße. Auch er war Landtagsabgeordneter und setzte sich unter anderem für den Bau einer Großherzoglichen Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch ein. 1905 übersiedelte er als Privatier wieder nach München. Seine Schwester Anna Luise Greiff heiratete 1868 Franz Heinrich Steingoetter, den Besitzer einer Lohgerberei und einer Mühle in Wiesloch.

Die Familie Koch – Kaiserliche Posthalter und Gerber

Johann Jacob Koch wurde 1702 in Nussloch geboren. Ab 1735 war der gelernte Metzger in Wiesloch als »Löwenwirth« ansässig. Das Gasthaus »Zum goldenen Löwen« war nur eine wirtschaftliche Betätigung Kochs. Dieser Mann, ein »… dem gemeinen Wesen nützlich und brauchbar gewestes Mitglied«[1] der Stadt, war auch evangelisch-lutherischer Kirchenvorsteher sowie »Reichsposthalter« in Wiesloch. Er starb 1764 in Wiesloch. Im 18. und 19. Jahrhundert erfuhr Wiesloch durch die Thurn- und Taxis'sche Reichspost, deren erste Umspannstation im Oswaldschen Anwesen in der Oberen Hauptstraße war, eine wirtschaftliche Belebung. Erst im Jahr 1872 wurde das Postprivileg vom Großherzogtum Baden übernommen.

Franz Christoph Koch folgte dem Vater zunächst in das Amt des kaiserlichen Posthalters in Wiesloch nach. Dann gründete er 1776 eine Gerberei, betrieb die Postmühle, kaufte einen »Garten beim Friedhof« und zwei Jahre später erwarb er »das Haus in der Hesselgaß«. 1789 errichtete er eine weitere »Mehl- und Oehlmühle«.

Eine Tochter Franz Christoph Kochs, Christiana, war die Ehefrau von Jacob David Greiff geworden und damit waren die Patrizierfamilien Koch und Greiff nun eng verwandtschaftlich verbunden. Kochs jüngste Tochter Rosina

Portrait der Rosina Koch und des Georg Carl Philipp Steingoetter, Öl, Datierung / Künstler unbekannt (© Stadt Wiesloch)

heiratete 1803 den in Schatthausen geborenen Kaufmann und Gerbereibesitzer Georg Carl Philipp Steingoetter (1781–1854).

Damit war nun auch die Familie Steingoetter in das Verwandtschafts- und Besitzverhältnis Koch-Greiff gekommen.

Franz Christoph Koch – Bürgermeister, Kaufmann und Weinbaupionier

Der Enkel Johann Jacob Kochs und Sohn des Zuckerbäckers Johann Melchior Koch, Franz Christoph Koch (1772–1835), führte den wirtschaftlichen Aufschwung der Familie Koch auf eine besondere Weise weiter. 1817 war er Bürgermeister in Wiesloch. »Zu den ersten Bürgern, die versuchten den Weinbau in Wiesloch wieder zur Blüte zu führen, gehörten auch die durch Schwägerschaft verbundenen Posthalterfamilien Koch und Greiff (…) Es war Koch, der in größerem Umfang das von früherem Bergbau durchfurchte Gewann ›Köpfle‹ für den Weinbau zu kultivieren begann (…) Koch schuf auch die erste große Rebschule (…).«[2]

Bereits 1810 hatte Jacob Steidel in Wiesloch begonnen, die Riesling-Rebe zu kultivieren. Der Riesling sollte zum »Paradewein Wieslochs« werden. Koch benötigte zum Zuschütten und Verfüllen der »Pingen« (eingebrochene Bergbaustollen und nachgesacktes Erdreich) auf dem Gewann »Köpfel / Hässel« rund 2600 Fuhren Erde. Die umfassende Rebschule Kochs wurde dann einige Jahre später von Johann Philipp Bronner übernommen.

Postmühle (© Stadtarchiv Wiesloch)

Die vielverzweigte und reiche Familie Koch wurde mit der Heirat Johann Adam Kochs 1805 mit Wilhelmina Luise Löchner nun auch mit der Familie Löchner verwandt. Wilhelmina Luise selbst stand hoch in der Gunst von Wilhelmina Carolina von Bettendorf, der Grundherrin in Altwiesloch. Die Mitglieder der Familie Löchner betrieben Landwirtschaft, jedoch war Georg Christian Löchner (1875–1961) Prokurist und Teilhaber in der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«.

Die Familien Koch, Greiff, Bronner sowie Steingoetter dominierten im 19. Jahrhundert das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt Wiesloch und zählten zur Oberschicht.

Direkt neben der Greiff'schen Gerberei befand sich die »Postmühle« der Familie Koch. Hier mündet der Waldangelbach in den Leimbach. Die Wasserkraft dieser Gewässer trieb diese Mühle an, welche als eine der größten Getreidemühlen der Umgebung Tag für Tag das Mehl mahlte.

Posthalter Koch erwarb in Wiesloch eine Gerberei und zunächst eine Lohmühle am Leimbach. Das Gelände war an der Schwetzinger Straße. Die Familie Koch hatte bereits 1781 das kurpfälzische Privileg zur Anlage einer »Lütticher Sohllederfabrique« erhalten, welches viel Geld einbrachte. Anschließend an die Gerberei und Lohmühle hatte Koch eine weitere Mühle, die zunächst »Koch'sche Mühle« und später dann »Postmühle« genannt wurde, gebaut.

Gerberei braucht Mühlen – und schafft Zuliefer-Gewerbe

Um Mühlen zu betreiben, bedarf es des Standortfaktors Wasserkraft. In Wiesloch waren dies der Leim- und der Angelbach. Neben dem Mühlengebäude musste auch ein Mahlwerk mit Wasserrad gebaut werden. Dazu waren verschiedene Handwerks-Sparten notwendig, wie beispielsweise Mühlenbauer. Auch die Wartung der Mühle lag in ihren Händen. Antrieb und Wasserradwelle der Mühlen waren aus Holz, Wellen und Beschläge aus Eisen. Der Mühlstein musste oft nachgeschärft werden. Für die Metallbearbeitung war der (Werk-)Zeugschmied zuständig. Es wurden auch Stricke und Seile in der Mühle gebraucht, die der Seiler fertigte. Zum Zerkleinern des Gerbmaterials, der Lohe, brauchte man eine Lohmühle. 1790 hatte der Rotgerber Georg Burckhardt seine Gerberei, in der Sohlenleder, später Blankleder für Ausrüstungsgegenstände hergestellt wurden, gegründet. Ab 1913 wurde das Leder im eigenen Betrieb weiterverarbeitet und auch Schuhe produziert. Ab 1933 wurden in der Nachfolge durch Helmut Kaeser Sandalen, Schuhe und Hausschuhe hergestellt. Die Fabrikation wurde schließlich eingestellt.

Die 1783 von Greiff gegründete Gerberei bei der Postmühle stellte in Altgerbung extrem haltbares Sohlleder her. Aber auch diese Gerberei wurde 1951 aufgegeben.

Die Familie Steingoetter – Aufstieg und Niedergang einer Wieslocher Bürgerfamilie

Der früheste Träger des Namens »Steingoetter« lebte im Schweizer Montafon. Im 17. Jahrhundert wanderte er ins Fränkische aus. Von 1712 bis 1742 lebte in Mauer/Gauangelloch ein Pfarrer Steingoetter, der Begründer der »badischen Linie« dieser Sippe, zu der auch der Wieslocher Zweig der »Steingoetter« gehörte. 1781 heiratete Rosine Koch den

Carl Jacob Steingoetter
(© Stadtarchiv Wiesloch)

Susanna Steingoetter, geb. Zahnt
(© Stadtarchiv Wiesloch)

Schatthäuser Georg Karl (Carl) Philipp Steingoetter. Ab 1803 war dieser Gerbereibesitzer in Wiesloch und er taucht nun immer wieder in der Ratsgeschichte der Stadt Wiesloch auf. Er starb 1854, seine Frau Rosine 1855. Aus der Verbindung waren zwölf Kinder hervorgegangen. Besonders sind hier die Söhne Karl (Carl) Jakob Steingoetter, ebenfalls Gerbereibesitzer und mit Susanna Zahnt verheiratet, sowie Carl Franz Heinrich Steingoetter, Landwirt in Bammental, zu nennen. Ein weiterer Sohn, Franz Heinrich Steingoetter, erbte eine Gerberei in Wiesloch und heiratete Anna Greiff. Sein jüngerer Bruder Ludwig (Louis) Steingoetter war mit der Wieslocherin Elise Kuhl verheiratet. Die sehr wohlhabende Steingoetter-Familie gab sich standesbewusst. Militär und Jagd waren bis ins 20. Jahrhundert die Leidenschaften der männlichen Mitglieder dieser Familie.

Einheirat und geschickte Betriebsführung war das wirtschaftliche Prinzip dieser Familie. Gerbereibesitzer Franz Heinrich Steingoetter lebte mit seiner Ehefrau Anna und zwei Söhnen in einem Haus, ehemals ein Mühlengebäude, in der Schwetzinger Straße 48. Er kümmerte sich nicht nur um sein wachsendes Unternehmen, sondern auch um städtische Angelegenheiten, beispielsweise die Einrichtung einer »höheren Schule« in

Heinrich Steingoetter, Heidelberg
(© Stadtarchiv Wiesloch)

Wiesloch. Die Gegenstände in seinem Haushalt zierte das Wappen mit dem Steinbock. Es wurde 1887 von seinem ältesten Sohn Carl entworfen.

Anna Steingoetter – ein Beispiel für Frauenemanzipation im 19. Jahrhundert

Ob Anna Steingoetter, geborene Greiff, den Begriff »Emanzipation« kannte, wissen wir nicht. Nichts ist schriftlich erhalten geblieben, woraus der Historiker Schlüsse ziehen könnte, welche Einstellung sie vertrat. Dennoch zeigen ihr Leben und besonders ihr Handeln, dass sie wusste, worauf es ankam und was wichtig war. Sie stellte sich den Anforderungen, die das Leben an sie stellte, und erfüllte einfach ihre Pflicht.

Aufgewachsen im begüterten Haus der evangelischen Gerber- und Posthalter-Familie Greiff, heiratete Anna Luise Beate Greiff (1847–1929) im Jahr 1868 den Gerbereibesitzer Heinrich Friedrich Steingoetter. Anna war bei der Eheschließung 21 Jahre, Heinrich Steingoetter dagegen bereits 32 Jahre alt. Sie wuchs in der Zeit des deutschen Biedermeier in kleinstädtischer Beschaulichkeit auf. Ihre Ehe wurde schon ein Jahr später (1869) mit einem Sohn, Karl (Carl) Philipp Heinrich, belohnt. 1873 wurde der zweite Sohn, Rudolf Philipp Ludwig, geboren. Wirtschaftlich ging es der Familie Steingoetter in Wiesloch gut, denn die Gerberei florierte und Heinrich Steingoetter wusste sein Kapital zu vermehren. Doch bald stellten sich Probleme ein. Der älteste Sohn Karl folgte nicht dem Vater in der Betriebsnachfolge, sondern ging 1888 nach Karlsruhe, um dort an der Kunstakademie Malerei zu studieren. Er wurde Kunstmaler.

Auch Rudolf wollte die Gerberei zunächst nicht übernehmen, sondern machte in Karlsruhe Karriere beim Militär. Er erreichte den Rang eines Rittmeisters und eines Majors.

Am 2.12.1895 kam Heinrich Steingoetter, dessen cholerisches Temperament sich durch Zeitzeugen überliefert hat, bei einem Jagdunfall ums Leben. Rudolf erkrankte an der Syphilis und musste den Dienst quittieren. Er nannte sich nun »Fabrikant« und leitete gemeinsam mit seiner Mutter Anna Steingoetter die »Vereinte Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«. Qualvoll, unter den Zeichen der Krankheit, brachte er seine Jahre bis zu seinem Tode am 22.8.1925 zu. Ein hoher, dunkler Lattenzaun schirmte den Kranken im Garten von der Öffentlichkeit ab. Der ältere Bruder Carl starb bereits mit 29 Jahren, nämlich am 16.3.1898 in Heidelberg. Beide

Anna Steingoetter, geb. Greiff, Fotografie, Stadtarchiv Wiesloch

Söhne waren weder verheiratet noch hatten sie Kinder.

Krankheit und Tod prägten so das Leben Anna Steingoetters und forderten von ihr überlegtes Handeln, um Fabrik und Familie zu leiten. 1917 riefen sie und ihr Sohn Rudolf eine Stiftung für bedürftige Wieslocher Bürgerinnen und Bürger ins Leben, die als »Steingötter-Greiff-Stiftung« noch heute existiert. Andere Familienmitglieder der Großfamilie Steingoetter beteiligten sich ebenfalls mit Kapital an dieser Stiftung.

1929 verstarb Anna Steingoetter. Die badische Linie der Steingoetter war damit endgültig erloschen. Anna Steingoetter wurde auf dem Wieslocher Stadtfriedhof beigesetzt. Die Gräber ihres Mannes und ihres Sohnes Carl befanden sich auf dem Alten Friedhof (Schillerpark), der 1908 geschlossen worden war.

Die Lohgerberei in Wiesloch – vom Rohstoff »Tierhaut« zum Handelsprodukt

Wenn tierische Haut durch eine Behandlung (Gerben) so verändert wird, dass sie beim Kochen nicht mehr zu Leim wird, nicht mehr hornig auftrocknet oder in Fäulnis übergeht, so nennt man das »Leder«. Die Kunst, Leder herzustellen, ist seit Jahrtausenden bekannt. Der Bedarf an Leder stieg im Laufe der Menschheitsgeschichte stetig an und die besonderen Fertigkeiten Einzelner führten zur Spezialisierung und damit zum Gerbereigewerbe. Die Gerber gerbten nach traditioneller Weise über viele Generationen zunächst in Kleinbetrieben. Seit der Industriellen Revolution erfuhr die Herstellung von Leder aber eine immer rasantere Entwicklung. Die Dampfmaschine wurde auch in der Gerberei eingesetzt und Chrom verdrängte die Kot- oder Lohgerbung zur Haltbarmachung der Häute.

Ausläufer dieser Entwicklung erreichten auch Wiesloch, das bereits Ende des 18. Jahrhunderts Leder-Gerbereien größeren Umfangs auf Stadtgebiet hatte. Der Straßenname »Gerbereistraße« erzählt noch heute davon. Die Gerberei der Familie Steingoetter wurde bereits 1783 gegründet und war bis 1951 im Betrieb. Aufgrund der stetig steigenden Nachfrage nach Leder genügten die Gerbmethoden der Kleingerber nicht mehr und auch die Gerbmittelquellen der heimischen Wälder (vor allem Eichenrinde) reichten nicht mehr aus. Gerbmittel wurden mit dem Ausbau der Eisenbahn nun in Waggons als »Lohbündel« angeliefert. Auch der Umfang von Häuten (aus Schlachtungen bzw. Schlachthäusern) war zu gering, um den Bedarf decken zu können. Importe wurden notwendig und Rohhaut wurde zur Welthandelsware.

Auch die bei alten Gerbverfahren erforderliche, sehr lange dauernde Gerbzeit vertrug sich nicht mit der rasanten Nachfrage nach Leder zur Weiterverarbeitung. Durch die Einführung der chemischen Gerbung (Chrom) wurde die Produktionszeit des Le-

ders erheblich verkürzt, die Umweltschäden, die dadurch im Boden und Wasser entstanden, waren allerdings erheblich und sind als »Altlasten« noch heute Faktoren der Bodenbelastung. In unserer Zeit hat sich das Gerben des Leders im Zuge der Globalisierung in die Entwicklungsländer wie z. B. in Nordafrika, oder nach Indien und Pakistan verschoben. Billige Arbeitskräfte, niedrige oder nicht vorhandene Arbeitsschutzstandards, ausreichend Wasser und wenig oder überhaupt nicht vorhandener Umweltschutz ermöglichen es, in der Dritten Welt preisgünstige Leder für den Konsum der Ersten Welt zu produzieren.

Die Lohgerberei – aus Abfall und Nebenprodukt Brauchbares machen

Zum Betrieb einer Gerberei, die im »Äscher« enthaarte Tierhäute und Tierfelle, sogenannte »Blößen«, mit Hilfe von Gerbstoffen (Eichenrinde und Kotbeize) zu Leder verarbeitet, bedarf es bestimmter Standortfaktoren: ein ausreichendes Angebot von tierischen Rohhäuten (gesalzen oder getrocknet), eine geeignete Fläche als Produktionsstätte und »genügend reines Wasser« (Brauchwasserentnahme, Abwassereinleitung), ausreichend Gerbmittel (mit dem »Lohlöffel« abgeschälte Eichenrinde junger Stämme) sowie gute Transportwege und Absatzmärkte.

Im Rohhautlager wurden die angelieferten Häute gebündelt, geschnitten und gelagert. In Partien zusammengepackt kamen sie in die »Wasserwerkstatt«, wo sie im fließenden Bachwasser bis auf die reine Lederhaut gereinigt wurden. Durch den Weichprozess im angeschärften Fließwasser einer Weichgrube waren die Blößen geschmeidig geworden, so dass sie nun im Kalkäscher unter Schwerstarbeit »aufgeschlagen« wurden. Jetzt begann das »Schwitzen« der Häute, der Zersetzungsprozess zur Haarlockerung durch Ammoniak. Auf dem »Gerberbaum« folgte das Entfleischen und Scheren mit anschließendem Wässern. Daran schloss der Beizvorgang bzw. das Entkälken in Fässern. Dies war ein ekelerregender, stark riechender Arbeitsprozess. Die gereinigten Häute wurden mit dem »Streicheisen« geglättet, danach wieder im Bach gespült und schließlich dünn gespalten. In Extraktionsbottichen wurde die Eichenlohe durch Wasseraufguss extrahiert. Während der ausgelaugte »Lohkäse« in den Maschinenräumen verfeuert wurde, diente der braune Gerbmittelauszug in den Gerbgruben zur Haltbarmachung des Leders. Der Farbengang des Leders bestand aus der Abfolge verschiedener Gruben. Der Gerbvorgang dauerte mindestens 6 bis 9 Monate und alle Abwässer wurden in den Leimbach ausgeleitet. Anschließend folgte das Trocknen und das Fertigmachen. Die Steingoetter'sche Lohgerberei produzierte in Handarbeit stabiles Unterleder. Hinsichtlich der Umweltbelastung war die Gerberei eine große Verschmutzungsquelle. Die Gerber arbeiteten schwer und unter großen Gesundheitsgefahren. Die direkte Weiterverarbeitung des Leders zu Herrenschuhen und Stiefeln erfolgte in Wiesloch umgehend und auf kurzem Wege in der benachbarten »Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«.

Bauvorhaben 1884: »Mechanische Schuhfabrik«

Die Münchner Firma »Greiff und Baumüller« stellte an den Wieslocher Gemeinderat ein Baugesuch für den Bau einer »Mecha-

Umzug zum 1. Mai 1937/38 in Wiesloch (© Stadtarchiv Wiesloch)

nischen Schuhfabrik nach amerikanischem System mit Dampf- respektive Kraftantrieb zur Herstellung von Massenartikeln«. Gustav Greiff hatte von seinen Verwandten in Wiesloch den Hinweis bekommen, dass es in der Stadt eine große Anzahl ungelernter Arbeitskräfte sowie die Wasserkraft des Leimbachs gebe. Ein weiterer attraktiver Standortfaktor war die Greiff'sche Gerberei, die das Ausgangsmaterial für die Schuhfabrik produzierte. 1884 wurde die Fabrik nach Wiesloch in die Schwetzinger Straße 48–50 transferiert. Das Grundstück stieß rückseitig an den Leimbach. 1896 erfolgte der Zusammenschluss der »Greiff Schuhfabrik« mit der Steingoetter'schen Gerberei. Man firmierte nun als »Vereinigte Leder- und Schuhfabrik«. Um 1900 waren mindestens 39 Frauen und 10 Männer in dieser Fabrik beschäftigt. Mit wachsender Technisierung hatten sich in der Fabrik der Grad der Mechanisierung und die Produktionsmenge erhöht. Als ungelernte Kräfte arbeiteten Frauen und Mädchen an den teilautomatisierten Maschinen in der »Stepperei« des großen Maschinensaals. Produziert wurden feste Arbeitsschuhe für Polizei und Militär. Die »Vereinigte« war Heereslieferant im Ersten und Zweiten Weltkrieg. 1934 firmierte die »Vereinigte« um in »Greif Schuhfabrik« und beschäftigte 88 Mitarbeiter. Prokurist war Georg Löchner, Leiter des Vertriebs war Friedrich Düppe. Rudolf und Anna Steingoetter und nach deren Tod Lucie Simms waren mit Anteilen beteiligt.

Ende einer Ära – der Niedergang

Im Dritten Reich wurde die »Greif Schuhfabrik« zum kriegswichtigen NSDAP-Musterbetrieb erklärt und produzierte ausschließlich für das Heer. Dr. Fritz Düppe wurde zum alleinigen Betriebsführer berufen. Er fungierte als Beauftragter des Reichswirtschaftsministeriums für die Leder- und Schuhindustrie der Gaue Württemberg, Baden und Elsass als Koordinator der Rohmaterialzuteilung und war an der Stilllegung anderer, unerwünschter Schuhfabriken beteiligt. In der »Greiff« waren zwischen 15 und 18 Fremdarbeiter eingesetzt und die Schuhmodelle wurden auf der »KZ-Schuhprüfstrecke Sachsenhausen« auf Einsatzfähigkeit geprüft.

Unter unmenschlichen Bedingungen wurden die Häftlinge zu Gewaltmärschen gezwungen, um anschließend den Zustand des Schuhwerks zu überprüfen. Dr. Fritz Düppe wurde nach dem Krieg im Zuge der Entnazifizierung nur als »Mitläufer« eingestuft und nach treuhänderischer Verwaltung der »Greiff« 1947 an der Seite von Rudolf und Herbert Faul wieder als Geschäftsführer eingesetzt. Er kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Mit dem Tod der letzten Mitkommanditistin und Vertreterin der Familie Steingoetter, Lucie Bergmann-Simms, mit der Umstellung der Produktion auf Berg- und Schistiefel sowie Rückzug und Kapitalforderung der Stadt Wiesloch als Gesellschafterin in Stellvertretung für die »Steingötter-Greiff-Stiftung« begann der wirtschaftliche Abstieg der Fabrik. Mangelnde Investitionen, der Lastenausgleich, Misswirtschaft und Konkurrenz aus europäischen Ländern führten die »Greiff« in die Insolvenz. Am 29. Juli 1964 stellte sie ihre Produktion ein, trotz gut gefüllter Lagerräume. Die Beschäftigten der »Greiff« wurden arbeitslos. Die Fabrikgebäude im Baustil des Historismus wurden 1967 abgerissen und gingen damit für die Nachwelt verloren. Das Ende der Ära »Leder, made in Wiesloch« war gekommen.

Anmerkungen

1 Gaberdiel, Gisela und Heinz: Familien in Wiesloch und Altwiesloch. Ortsfamilienbuch von 1670 bis 1920, Band 1, S. 637, Wiesloch 2012

2 Mohr, Helmut: Weinbau in Wiesloch und in der Bergstraße. In: Wiesloch. Beiträge zur Geschichte, Band 1, S. 253 ff., Ubstadt-Weiher 2000

Literatur

Hirn, Karin: Made in Wiesloch. Aufstieg und Niedergang der »Vereinigten Leder- und Schuhfabrik Steingoetter-Greiff«. Ausstellung und Konzeption für den Kulturverein Johann Philipp Bronner, Wiesloch 2016.

Anschrift der Autorin:
Karin Hirn M.A.
Blumenstraße 24
69168 Wiesloch

Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch

Melanie Mertens

Eine der überregional bekannten Institutionen Wieslochs ist das Psychiatrische Zentrum Nordbaden (PZN). Es ging aus der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch hervor, die 1902 begründet und 1903 bis 1925 mit mehr als 50 Gebäuden im ehemaligen Bergbaugebiet und Weinbaugelände nördlich der Stadt realisiert wurde. Die flächengreifende Anlage besaß zu ihrer Zeit mustergültigen Charakter und war im ganzen Land nicht nur in Fachkreisen bekannt. Sie spiegelt die hohen Standards des Krankenwesens und der Sozialfürsorge um die Jahrhundertwende anschaulich wider und präsentiert ein architektonisches Ensemble, das typologische Vielfalt und stilistische Individualität auf hohem Niveau vereint. Die Bauten weisen Julius Koch als geschickten, wandlungsfähigen Krankenhausarchitekten aus. Die Gartenanlagen sind mit dem Namen des bekannten Kulturpädagogen Paul Schultze-Naumburg verknüpft. Wesentlich für die bauhistorische Würdigung ist noch immer die Magisterarbeit von Antje Mues (1994).[1] Ergänzungen und Präzisierungen ließen sich aus der Privatkorrespondenz von Koch gewinnen, die nähere Auskünfte über die Planungsprozesse gibt.[2] Neueinschätzungen ergaben sich aus Vergleichen mit der Anstalt in Berlin-Buch. Seit 1978 ist die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt in ihren historischen Teilen ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg.

Vorgeschichte

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Entwicklung der »Irrenfürsorge«, wie man damals die Heilung und Unterbringung von Geisteskranken nannte, einen rasanten Verlauf. Das lag nicht nur im starken Bevölkerungswachstum während der Industrialisierung und dem Strukturwandel der Wohnverhältnisse begründet, das vielen Familien nicht mehr erlaubte, ihre erkrankten Mitglieder selbst zu versorgen, sondern auch im Wandel des Verständnisses von sozialer Fürsorge und gesellschaftlicher Verantwortung. Das Großherzogtum Baden nahm Mitte des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung innerhalb der internationalen Anstaltspsychiatrie ein. 1842 entstand die »erste große Modellanstalt der Deutschen«[3] in Illenbach bei Achern, die »Illenau«, die erste ausschließlich zum Zweck der Irrenfürsorge erbaute Anstalt auf badischem Boden. Nach der Eingliederung ins Deutsche Reich konnte Baden seine Position zwar nicht aufrechterhalten, galt jedoch noch immer in vielen Bereichen als vorbildlich. Mit dem akademischen Krankenhaus in Bergheim (Heidelberg) entstand 1878 auch eine moderne »Irren-Klinik«. 1884–87 wurde die »psychiatrische Klinik« in Freiburg und 1884–89 die Heil- und Pflegeanstalt Em-

mendingen errichtet. Das ständige Problem der Überbelegung wurde allerdings bald wieder akut. 1902 forderte eine im Auftrag der badischen Landesregierung erstellte »Denkschrift über den gegenwärtigen Stand der Irrenfürsorge in Baden«[4] die Gründung zweier neuer Anstalten im Oberland bei Konstanz und im Unterland bei Heidelberg. Letztere sollte die nicht heilbaren Fälle aus der Heidelberger Irrenklinik übernehmen und auf etwa 1000 Plätze ausgelegt sein. Schon vor Erscheinen der Denkschrift hatte die Standortsuche begonnen. Die Attraktivität der Anstaltsansiedlung belegt die Bewerberliste von 28 Gemeinden, unter denen sich auch weiter von Heidelberg entfernt liegende Gemeinden wie Eberbach, Mosbach und Adelsheim befanden. Kriterien waren nicht nur technische wie eine gute Verkehrsanbindung oder geologische wie die Eignung des Bodens für bauliche und landwirtschaftliche Zwecke, sondern auch medizinisch-psychiatrische wie der ansprechende landschaftliche Charakter und die guten klimatischen Bedingungen, die Einfluss auf die Psyche der Patienten nehmen würden. Unter Berücksichtigung dieser hohen und vielfältigen Ansprüche fiel die Wahl auf die Wieslocher »Wilhelmshöhe« nördlich der Stadt.

Planungs- und Baugeschichte

Die von den Anstaltsdirektoren Heinrich Schüle (Illenau), Karl Haardt (Emmendingen) und Franz Fischer (Pforzheim) im Dezember 1901 herausgegebene Denkschrift kam hinsichtlich des medizinisch-psychiatrischen Konzeptes bereits einer Planungsvorlage gleich. Nach Beschluss der badischen Ständeversammlung vom 27./28. Juni 1902 wurde auch die architektonische Umsetzung in Angriff genommen. Federführend war das Ministerium der Finanzen, das eine aus Medizinern, Bauräten und Ministerialrepräsentanten bestehende Kommission einsetzte. Für die Erstellung des Bauprogramms bereisten ihre Mitglieder Heil- und Pflegeanstalten im gesamten Deutschen Reich, darunter Düsseldorf, Ellen (Bremen), Eglfing, Galkhausen, Uchtspringe, Treptow an der Rega, die Berliner Anstalten Herzberge, Wuhlgarten und die Nervenklinik der Charité sowie Altscherbitz bei Schkeuditz.[5] Von letztgenannter »Provinzial Irren-, Heil- und Pflegeanstalt« waren 1893 durch den Direktor Albrecht Paetz grundlegende Neuerungen ausgegangen: das Offen-Tür-System, die landwirtschaftsorientierte Arbeitstherapie und die sogenannte »Kolonisirung der Geisteskranken«, die eine Unterbringung ruhiger oder gesundender Patienten in kleineren Landhäusern vorsah.[6] Diese Prinzipien wurden auch für die Anlage in Wiesloch maßgeblich. Das Bauprogramm umfasste dem entsprechend eine Vielzahl von Gebäuden, die in einem großen Parkareal sinnvoll angeordnet werden sollten.

Der Gesamtentwurf und die Ausarbeitung der Pläne war bereits im April 1902 Julius Koch übertragen worden, Oberbaurat und Vorstand der Badischen Bezirksinspektion Heidelberg.[7] Durch seine langjährige Tätigkeit für das akademische Krankenhaus in Bergheim (Heidelberg) und verwandte Bauaufträge (so die zeitgleich geplante Taubstummenanstalt in Heidelberg) war er prädestiniert, die Entwurfsarbeit spezifischer Krankenhausbauten zu bewältigen und die Organisation des umfangreichen Bauvorhabens zu leiten, dessen Realisation von vornherein auf zehn Jahre angelegt war. Die überlieferte Korrespondenz von Koch spiegelt die Komplexität der Planung wider, bei der die Vorstellungen dreier Ministerien (Finan-

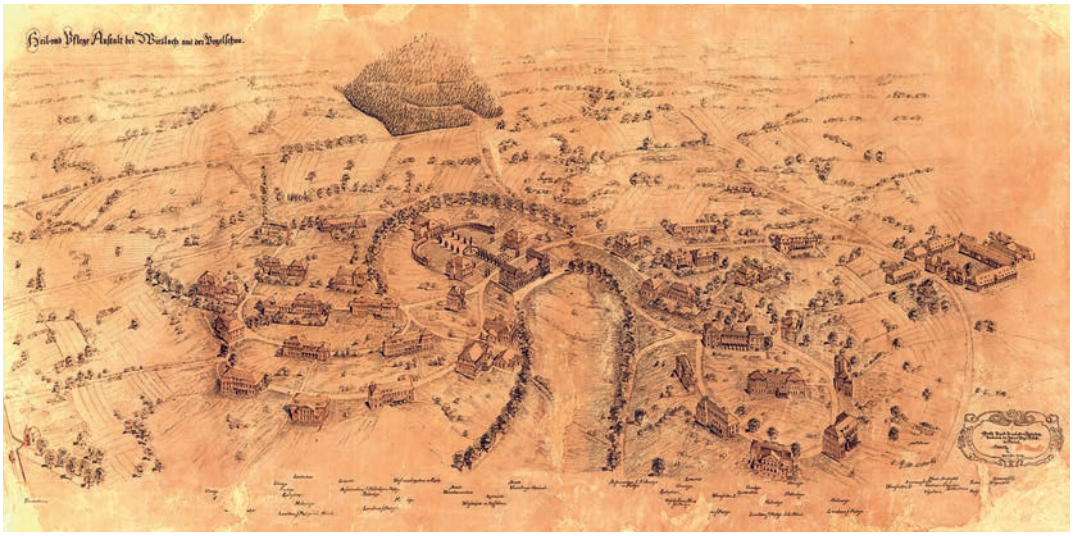
zen, Inneres, Kultus und Unterricht) sowie die Wünsche der Mediziner zu berücksichtigen waren. Koch legte dabei großen Wert auf eine enge Zusammenarbeit mit Geheimrat Dr. Glockener (Finanzministerium) und auf die ständige Einbindung der Mediziner, allen voran Medizinalrat Dr. Karl Haardt, der die in vielerlei Hinsicht vorbildliche Anstalt in Emmendingen leitete, und Dr. Max Fischer, der Anstaltsdirektor in Wiesloch wurde. Einen vertrauten Austausch pflegte er mit Ludwig Levy, der als technischer Referent für Bausachen im Ministerium des Innern beteiligt und zudem ein persönlicher Freund war. Im Herbst 1902 trug Levy ihm einen jungen Architekten als Mitarbeiter an, der die Baustelle in Wiesloch vor Ort betreuen sollte: Richard Drach, Sohn des Oberbaurats Adolf Drach in Karlsruhe.[8] Drach hatte an der Technischen Hochschule als Bester seines Jahrgangs das Staatsexamen abgelegt. Assistentenjahre absolvierte er bei Carl Schäfer im Heidelberger Schlossbaubüro und bei dem berühmten Warenhausarchitekten Alfred Messel in Berlin. Von dort aus bewarb er sich beim Badischen Bezirksbauamt, obwohl er, wie sein Vater versicherte, keinen Grund habe, Messel früher als nötig zu verlassen.[9] Im November 1902[10] trat er seine Stelle bei Koch an, zunächst in der Bauinspektion, ab März 1903 im für die Dauer der Baustelle neu begründeten Baubüro Wiesloch. Koch band ihn umgehend in die Entwurfsarbeit ein; schon im Dezember 1902 schickte Koch Grundrissvarianten einiger Krankenhäuser an das Ministerium, die auf Drach zurückgingen.[11]

Im Juli 1903 präsentierte Koch dem Ministerium die erste Gesamtplanung. Mit Kosten von 7,6 Mio. Mark wurde sie als zu teuer befunden und umgehend zur »Umarbeitung und Reduktion« bestimmt. Die zweite Planung vermochte durch »erhebliche Zugeständnisse« und »wesentliche Vereinfachung des ursprünglichen Bauprogramms sowohl was den ärztlichen als was den baulichen Anteil« betrifft, die Kosten um 2,2 Mio. auf 5,4 Mio. zu senken und erhielt das Placet.[12] Trotzdem umfasste die Anlage 56 einzelne Gebäude, darunter 26 Krankenhäuser, 22 Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude sowie 7 Wohnhäuser.[13]

Im Sommer 1903 wurde mit der Anlage der Straßen, der Kanalisation und der Wasserversorgung begonnen, im Frühjahr 1904 mit den Hochbauten. Als im Herbst 1905 die ersten vier Krankenhäuser und die notwendigsten Zentral- und Wirtschaftsgebäude vollendet waren, nahm die Anstalt am 20. Oktober 1905 mit 200 Plätzen den Betrieb auf. Bis 1915 waren sämtliche Krankenhäuser, die meisten Personalwohnhäuser und die zentralen Einrichtungen bis auf die Kirche und das Festsaalgebäude fertiggestellt. Der Erste Weltkrieg unterbrach die Arbeiten bis zu Beginn der 1920er Jahre. Im Jahr 1925 war die Umsetzung des 1903 entwickelten und später fallweise angepassten Bauprogramms abgeschlossen. Zu den nicht realisierten Bauten zählen das Festsaalgebäude, das Wärterinnenheim, das Schlachthaus und der Eiskeller.[14]

Charakteristik der Gesamtanlage

Das Konzept der Heil- und Pflegeanstalt folgt dem Pavillonsystem, bei dem die Funktionen des Krankenhauses auf eine Vielzahl von Einzelgebäuden verteilt sind. Ausschlaggebend war die optimale Belüftung und Belichtung der Krankensäle. Die Entwicklung nahm im allgemein-medizinischen Bereich ihren Anfang, als man die schlechte Durchlüftung kompakter Korridorbauten für die enorme Infektionsgefahr verantwortlich machte. Mit



Vogelschau des Entwurfs von Julius Koch und Richard Drach, Zeichnung von R. Sackur, bez. 1. Dezember 1903 (PZN)

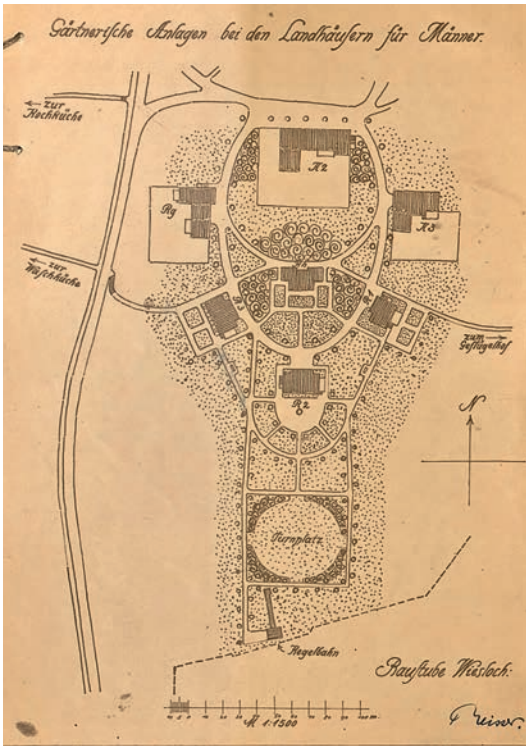
den bakteriologischen Forschungen Robert Kochs schied die Luftinfektion als Übertragungsmechanismus von Krankheitserregern aus. Die anhaltende Bevorzugung des Pavillonsystems bei psychiatrischen Anstalten lag in der großen Differenzierungsmöglichkeit der psychisch Kranken und ihrer unterschiedlichen Behandlungs- und Aufsichtsbedingungen begründet. Nach dem Vorbild der Anstalt in Altscherbitz wurde die freiere Unterbringung eines Teils der Geisteskranken in offenen Abteilungen bald reichsweit praktiziert. Das Pavillonsystem erleichterte die Aufgliederung der Patienten nach Geschlecht, Gemütszustand (ruhige, halbruhige, unruhige) und Aufsichtsintensität (offene und geschlossene Häuser). Die Vereinzelung von Funktionsbauten wie Kochküche, Waschküche, Kesselhaus, Verwaltung und Ökonomiehof, Kirche und Friedhof und ihre sinnhafte Anordnung im Gelände wurde ebenfalls durch das dezentrale Prinzip begünstigt. Im Areal um die Wilhelmshöhe mit zwei Hügelkuppen und einer gelängten Talaue bot sich die Ausbildung eines Männerhügels sowie eines Frauenhügels und die Platzierung der zentralen Funktionsbauten in der Mitte an. Im dahinter weiter ansteigenden Gelände wurden der Friedhof und der Wasserhochbehälter situiert. Verbunden sind sämtliche Bauten durch ein der Topographie angepasstes, malerisch geschwungenes Wegenetz, das eine große S-Form in fließenden Schleifen umspielt.

Parkanlage und Hausgärten

Von Beginn an war das Areal als großer Park mit Alleen, Hausgärten und einem festlichen Gartenparterre zwischen Gesellschaftshaus und Verwaltungsbau konzipiert. Das geht aus dem – teils noch skizzenhaften – Lageplan und der perspektivischen Vogelschau vom 1. Dezember 1903 hervor. 1905 holte die Planungskommission einen Gartenplan des Karlsruher Hofgartendirektors Leopold

Übersichtsplan der Stadt Wiesloch, Ausschnitt, April 1910 (PZN). Die Lithographie gibt den Planungsstand der gärtnerischen Anlagen wieder, wie er auch – weniger detailliert – im Jahresbericht 1905/06 publiziert wurde.

Gräbener ein, befand ihn aber aufgrund des »[Wege]Gewirrs von unnötigen und wenig zweckmäßigen Windungen« als unzureichend.[15] Es war der Anstaltsdirektor Fischer, der den bekannten Architekten und Kulturkritiker Paul Schultze-Naumburg, »einen auf dem Gebiete künstlerischer Gartengestaltung bahnbrechenden Mann«, ins Spiel brachte.[16] Schultze-Naumburg besichtigte das Areal im Oktober 1905, im Dezember lieferte er einen Plan. Koch war voll des Lobes, sah den Entwurf Schultze-Naumburgs allerdings mehr als programmatische Anregung, denn als verbindlichen Ausführungsplan.[17] Der Originalplan ist nicht überliefert, lässt sich aber in den fortan kursierenden Lageplänen gut nachvollziehen. Das Wegesystem war zum Planungszeitpunkt der Gärten 1905 weitgehend festgelegt und bereits in Teilen realisiert. Die Neuerungen Schultze-Naumburgs beschränkten sich daher auf die Binnenstrukturen und die Einbindung in die umgebende Landschaft. Im Anschluss an die organisch geformten, begrünten Baufelder platzierte er kleine, mit Zirkel und Lineal gezogene Systeme aus Rasenparterres, geometrischen Plätzen und axialen Wegen, die durchwegs barocken Charakter zeigen. Der neu ergänzte Platz südlich des Verwaltungsgebäudes erhielt »eine Terrassenanlage mit Wasserbecken und Treppen«, die



Planzeichnung des sog. Landhausrings, 1908 (GLA 463 Nr. 30). Der Entwurf von Richard Drach unterscheidet sich deutlich von der barockisierenden Anlage Schultze-Naumburgs. Das zentrale Gebäude wurde nicht realisiert.

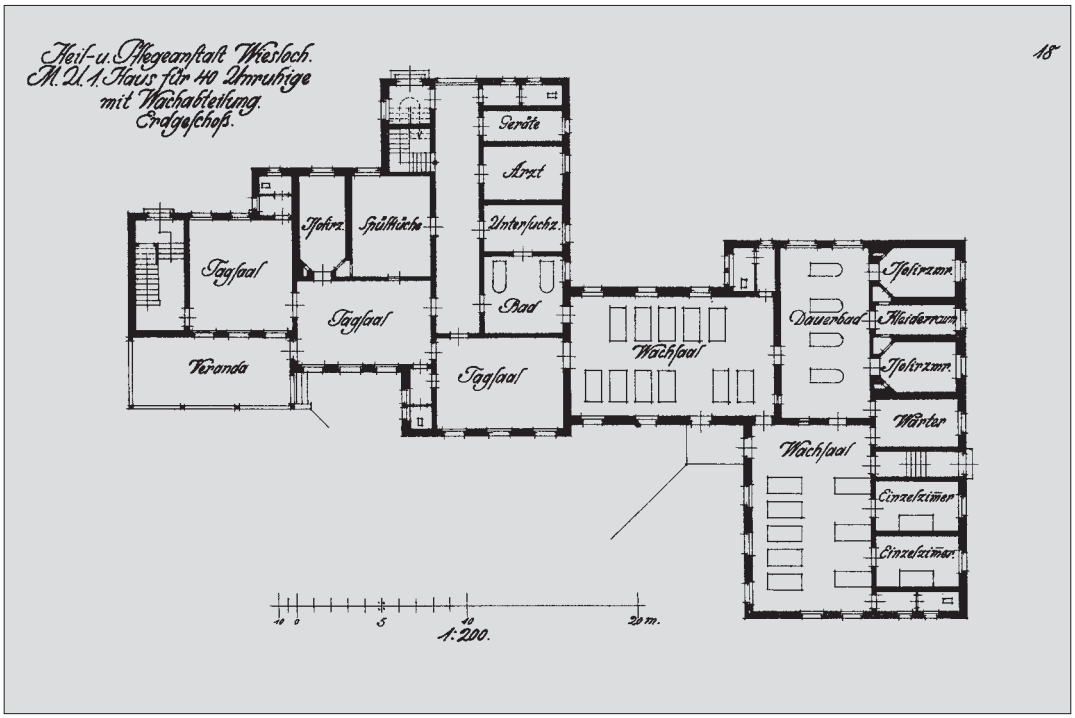
Koch als »monumental« beschrieb. Auch die den Krankengebäuden zugeordneten Hausgärten wurden mit geometrischen Parterrezuschnitten barock interpretiert.

Letztlich wurde von Schultze-Naumburgs Entwurf wenig realisiert; ein Vergleich der Pläne von 1906, 1908 und 1910 zeigt, dass die Bauleitung schon früh von der Umsetzung der barockisierenden Platzanlagen und Parterres absah. So wurden weder die Wasserbecken noch die Trapezachsen auf dem Frauenhügel ausgeführt.

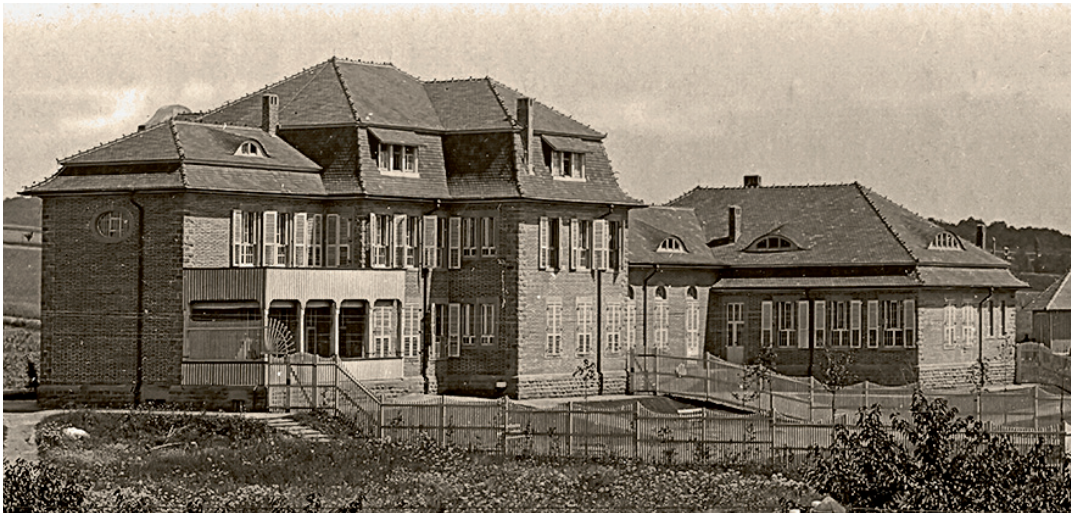
Wichtiger als die allgemeinen Schmuckgärten waren die im therapeutischen Konzept verankerten Hausgärten oder »Spazierhöfe«[18], die jeweils östlich und südlich von den Krankengebäuden angeordnet und mit einem weißen Lattenzaun umgeben wurden. Bei den halbruhigen und ruhigen Patienten dienten sie – in Ergänzung zur Arbeitstherapie – als Erholungsfläche, um sie »allmählich an das normale Leben, an die Natur und die menschliche Umgebung zu gewöhnen«.[19] Bei den Gärten für unruhige Kranke wurde der unzuverlässigen Gemütsverfassung mit höheren Einfriedungen und fest im Boden verankerten Bänken Rechnung getragen. Zwischen den Pavillons anzupflanzende Baum- und Gesträuchgruppen sollten nicht nur die Flächen ästhetisch beleben, sondern darüber hinaus eine schalldämpfende Wirkung zwischen den – mitunter lauten – Häusern der Unruhigen und den Landhäusern der Ruhigen entfalten.[20]

Haustypen, Raumprogramm, Ausstattung

Obwohl die Krankenhäuser teils dem gleichen Patiententypus – es wurden Epileptiker, Unruhige, Halbruhige und Ruhige unterschieden – und der gleichen Anzahl von Patienten dienen sollten, gleicht fast kein Gebäude dem anderen.[21] Zunächst folgten immerhin jeweils zwei Krankenhäuser einem gemeinsamen Entwurf, beispielsweise die Häuser für unruhige Männer und für unruhige Frauen, MU2 und FU2. Durch die lange, sukzessive Ausführung kam es allerdings fallweise zu Anpassungen, so dass bisweilen auch innerhalb eines Zwillingsgespanns Unterschiede festzustellen sind. Der weitreichende Verzicht auf Typisierung trotz enger finanzieller Spielräume dokumentiert, wie spezifisch die Grundrisse auf die Bedürfnisse der Patienten zugeschnitten waren und wie hoch die ge-



Grundriss des Krankengebäudes für unruhige Männer MU1, Druck 1910 (PZN)



Krankengebäude für unruhige Männer MU1, Aufnahme kurz nach der Fertigstellung von Wilhelm Kratt 1910 (Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe)

Das »Wieslocher Fenster« mit fixierten Flügeln unterhalb und drehbaren Flügeln oberhalb des Kämpfers. Aufnahme vor 1910 (PZN)

stalterische Vielfalt und die individualisierte Wohnkultur als beruhigende und heimatsuggerierende Faktoren geschätzt wurden.

Trotz der Unterschiedlichkeit gibt es sowohl hinsichtlich der Außengestaltung als auch mit Blick auf die Grundrisse gemeinsame Charakteristika. In der Regel umfassten die Erdgeschosse die Tagsäle, die mit den Veranden oder Rampen zum umzäunten Hausgarten in Verbindung standen. Die Tagsäle dienten nicht nur dem weitgehend unbewachtem Aufenthalt, sondern auch als Arbeitssäle (Nähsaal). In den Häusern für Unruhige und Halbruhige standen zudem – permanent beaufsichtigte – Wachsäle, Bettbehandlungsräume und Dauerbäder zur Verfügung. Die Obergeschosse bargen die Schlafsäle; teils waren hier auch die Schlafräume der Ärzte und Wärter untergebracht, die allerdings in den meisten Fällen im geräumigen Mansarddachgeschoss lagen. Die Keller nahmen die Kleiderablage und die Putzräume auf. Von diesem System gab es zahlreiche Abwandlungen, je nachdem wieviel Aufsicht, Behandlung und Separierung für notwendig erachtet wurde.

Bei der Einrichtung erfuhren Sicherungsaspekte eine besondere Aufmerksamkeit. Türen wurden je nach Raumnutzung in unterschiedlichen Stärken ausgeführt. Das Schlüsselsystem wurde nach Vorbild der Münchner Irrenklinik mit hierarchisierten Generalschlüsseln für das Wachpersonal und die Ärzte eingerichtet.[22] Die eigens entwickelten Fenster wurden gar unter dem Begriff »Wieslocher Fenster« als Patent angemeldet. Zugeschnitten auf die unterschiedlichen Raumgrößen und -formen bestehen an die zehn Typen.[23] Gemeinsam ist ihnen ein spezifischer Aufbau, der eine Sicherung gegen Sturz oder Ausstieg mit guten Lüftungsmöglichkeiten vereint. Die unteren Flügel stehen fest und sind ohne Spezialwerkzeuge nicht zu öffnen; oberhalb des niedrig gesetzten Kämpfers erlauben zwei schmale, hohe Drehflügel das selbständige Öffnen der Fenster durch die Patienten, wobei die Öffnung für die Luftzirkulation ausreicht, nicht aber für einen Ausstieg geeignet ist. Die enge Sprossierung entsprach dem Zeitgeschmack, der dem Fenster als Teil der Fassadengliederung großen Wert beimaß. Die Treppenhäuser wurden in den Häusern der Unruhigen durch wandhohe Holzstabkonstruktionen und etagenweise Absperrungen gesichert. Als Geschirr kam hier kein Porzellan, sondern Holzstoffgeschirr zur Anwendung.

Die Erschließung der Räume erfolgte ohne Korridorsystem, was eine Aneinanderreihung unterschiedlicher Raumgrößen und -formen und deren – teils sogar zweiseitige – Belich-

Krankengebäude für männliche Epileptiker ME und halbruhige Männer MH1, vorn das Werkstättengebäude, Aufnahme 2008 (PZN)

tung begünstigte. Die Vielfalt und Abwechslung der Raumtypen zeichnet sich auch in der Baumassenverteilung ab: die meisten Häuser setzen sich aus unterschiedlich breiten und hohen Teilen zusammen, so dass eine asymmetrisch gestaffelte Kubatur von malerischer Gesamtwirkung entstand. Diese scheinbar regellose, von den Innenräumen und ihren Funktionen ausgehende Gestalt ist Entwicklungen im modernen Landhausbau verpflichtet, die u. a. durch Publikationen wie Hermann Muthesius »Das englische Haus« befördert wurden. Die ästhetische Logik des historischen Stils, in dessen Formensprache man die Fassaden gestalten wollte, stand dahinter augenfällig zurück. Dazu passt, dass sich Koch tatsächlich erst nach intensiver Beschäftigung mit den Grundrissen und deren Überprüfung durch die Mediziner im Frühjahr 1903 der Gestaltung der Fassaden zuwandte.

Außengestaltung im Neubarock

Als prägenden Stil der Baulichkeiten beschreibt der Anstaltsdirektor Max Fischer »das deutsche Barock«.[24] Tatsächlich folgen die lagernde, ruhige Massenverteilung mit den voluminösen, teils bis zur Traufhöhe des Erdgeschosses herabgezogenen Mansardwalmdächern, die großen, axial gesetzten Fenster mit Sandsteinumrahmungen und die feste Einfassung der Gebäudekanten mit Pilastern, Lisenen oder Eckrustika barocken Prinzipien. An einigen Gebäuden finden sich auch charakteristische Einzelformen des Barock wie Schweifgiebel mit Voluten, korbbogige Fensterabschlüsse, Scheitelsteine und Sprenggiebel, Ochsenaugen etc.

Die Stilwahl geht vermutlich auf die als »freundlich« und »traulich« wahrgenommenen, weichen und geschwungenen Formen des Barock zurück. Dem »freundlichen« Cha-

Krankengebäude für männliche Epileptiker ME, Aufnahme 2007 (PZN)

rakter von Heilanstalten wurde damals große Bedeutung zugemessen. Der Direktor der Emmendinger Anstalt, Karl Haardt, der maßgeblichen Einfluss auf die Genese der Wieslocher Anstalt nahm, konnte gar nicht oft genug betonen, wie elementar die »freundliche Unterbringung« in Krankenhauspavillons für das Wohlbefinden der Gemütskranken sei.[25] Der Wieslocher Direktor Max Fischer hatte diese Maxime verinnerlicht und forderte in einem 1903 publizierten, an Laien gerichteten Büchlein, dass die Anstalten »auch in baulicher Beziehung […] auf den Zustand der Kranken Rücksicht und Bedacht« nehmen müssten. Sie sollen freundlich, geschmackvoll und anheimelnd wirken, um das »für die Behandlung unentbehrliche wohltuende familiale Milieu« zu schaffen.[26]

Der Barockstil war ganz allgemein seit etwa 1890 zur Inspirationsquelle historisierender Architekturentwürfe avanciert und erfreute sich einer zunehmenden Beliebtheit. Da sich die von den Medizinern geforderten Eigenschaften ohne weiteres auf ihn übertragen ließen, lag die Entscheidung für seinen gefälligen Formenschatz nahe. Im April 1903 ließ sich Koch von Levy eine Literaturliste zur Barockarchitektur erstellen. Sie umfasste damals aktuelle, reich bebilderte Studien zur deutschen Barockarchitektur, etwa von Robert Dohme, Wilhelm Kick und Cornelius Gurlitt, sowie Ansichtenwerke und Zeitschriften.[27] Koch beschaffte sich auf diese Weise formale Anregungen, die in der realisierten Anstaltsarchitektur nachvollzogen werden können, freilich ohne dass konkrete Vorbilder durchscheinen.

Die Materialität der Fassaden mit »Architekturteilen wie Gesimsen, Gewänden, Eckrisaliten u. a. aus gelbem Sandstein«, und »einer Verblendung aus besonders wetterfesten, dunkelroten Hartbrandsteinen«, wie Fischer im Jahresbericht 1906 schreibt, ist nur teilweise funktional (»wetterfest«) zu erklären. Zwar war die Verkleidung mit hart gebrannten Backsteinblenden in Kombination mit Sandsteingliederungen durchaus üblich,

aber selten mit dunkelroten Steinen und fast nie bei Bauten, deren Vorbilder aus dem Barock stammen, der im südwestdeutschen Raum fast ausschließlich von Putzbauten geprägt war. Möglicherweise ließ sich Koch von den westfälischen Barockbauten Johann Conrad Schlauns inspirieren, bei denen das Fugennetz der roten Backsteinfassaden ebenso reizvoll mit den hellen Sandsteingliederungen kontrastiert wie in Wiesloch. Näher liegt der Einfluss der »3. Städtischen Irrenanstalt« in Berlin-Buch, die 1899–1906 nach Plänen von Ludwig Hoffmann im Stil des holländischen Frühbarock entstand und die gleiche historistisch geprägte Kombination von Ziegelfassade und Sandsteingliedern zeigt. Die Pläne zur Bucher Anstalt entstanden zwar bereits 1899, allerdings wurde die Klinik erst nach ihrer Fertigstellung 1906 durch Publikationen überregional bekannt. Möglicherweise führte die Studienreise, die Koch und Levy im August 1902 unternahmen, nicht nur nach Düsseldorf und Bremen, sondern auch nach Berlin.[28]

Nicht auszuschließen ist, dass Richard Drach, der den Vertrag mit dem badischen Bezirksbauamt seit September 1902 in der Tasche hatte und bis November im Büro Alfred Messels ausharrte, die Kenntnisse und Ideen aus Berlin mitbrachte und in die Planungen Kochs trug.

Einen Hinweis auf eine ganz unerwartete Anregung gibt ein der Korrespondenz mit Levy beiliegender, auf den 11. April 1903 datierter Notizzettel, auf dem Koch u. a. »Friedrichsfeld. Kirche Backsteinblenden und gelbe Hausteine« vermerkte. Tatsächlich ist die Johannes-Calvin-Kirche, 1902 nach Plänen von Hermann Behaghel vollendet, ein leuchtendes Beispiel für die Kombination von rotem Backstein und gelbem Haustein, allerdings in neuromanischen Formen.

Krankengebäude im Landhaustyp MR2, Aufnahme von Wilhelm Kratt 1910 (Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe)

Landhäuser und Wasserbauten

Die Anregungen, die der Typus Landhaus auf die gesamte Anlage Wiesloch hatte, zeigt sich in anderer Weise in den kleineren »Landhäusern« für ruhige Patienten und die auf dem Klinikgelände wohnenden Ärzte. Hier sind verschindelte Knickgiebel von hell verputzten Fassadenflächen malerisch abgesetzt, während die Kubatur wenig differenziert, beinahe blockhaft und kompakt ist. Die kleinteiligen Loggien und Veranden wirken dem entgegen und vermitteln Intimität und Behaglichkeit. Die beschriebenen Merkmale sind dem Heimatstil zuzurechnen, der für die sog. »Landhäuser« psychiatrischer Pavillons gerne Anwendung fand. Schon Mues hatte auf die Ähnlichkeit der Doppelwohnhäuser für Ärzte in Wiesloch und Treptow an der Rega hingewiesen.[29] Auch die Pflegerhäuser und Krankenhäuser der 1897 bis 1900 erbauten Anstalt zeigen sich mit voluminösen Mansardwalmdächern und Heimatstilformen den Wieslocher Bauten verwandt.[30]

Möglicherweise ist das Abweichen von der Fassadengestaltung mit roten Klinkern eine

Wasserhochbehälter, Aufnahme vor 1906 (GLA 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 187, 18)

Folge der Einsparungszwänge, die dem ersten Entwurf vom 1. Juli 1903 auferlegt wurde. Dafür spräche, dass die frühesten Ansichten, eine undatierte Zeichnung von R. Sackur mit perspektivischen Ansichten einiger Gebäude und selbst noch die mit dem 1. Dezember 1903 bezeichnete Vogelschau des Gesamtgeländes (siehe S. 354) ausschließlich Backsteingebäude zeigen, auch dort, wo später die verputzten Landhäuser realisiert wurden.

Dass die Entwürfe für die Anstalt nicht »aus einem Guss«, sondern hinsichtlich der Stilwahl durchaus von der Funktion und der Lage im Anstaltsgelände abhängig war, zeigen auch die Bauten des Wasserhochbehälters nahe der Hügelkuppe des Areals und des Pumpwerks im Maisbachtal, die beide 1904/05 entstanden. Der Kopfbau des Wasserhochbehälters ist ein monumentales Zeugnis des geometrisierenden Jugendstils. Die flankierenden Böschungsmauern vermitteln den Eindruck einer gemauerten Pyramide, deren Spitze sich hinter der Plattform des Kopfbaus befindet. Aus der Gebäudestirn sind fünf Arkaden mit polygonalen Bogenabschlüssen ausgeschnitten, die zentrale Achse wird durch archaische, stämmige Säulen mit stilisierten Basen und Kapitellen hervorgehoben. Die Inschrift »Wasserversorgung der Heil- und Pflegeanstalt« in Jugendstil-Typographie und die von einer dichten Balustrade bekränzte Aussichtsplattform unterstreichen den repräsentativen Anspruch der Anlage. Der kleine Technikbau ist von großer Modernität und mit den anderen Bauten der Anstalt und deren Entwerfer Julius Koch

Pumphaus im Maisbachtal, Aufnahme von Wilhelm Kratt 1910
(Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe)

nur schwer in Verbindung zu bringen. Zeitgleich entworfene Wasserhochbehälter folgen noch völlig unangefochten dem Historismus. Konsequente Jugendstilarchitektur wurde im Raum Heidelberg seinerzeit kaum realisiert; die regional wirksamen Hochburgen waren Darmstadt und Karlsruhe. Möglicherweise stammt der Entwurf aus dem Schülerkreis des Karlsruher Hochschullehrers und Architekten Hermann Billing, der den Jugendstil der Residenzstadt wie kein zweiter prägte.[31]

Das Pumphaus fällt zwar nicht so sehr aus dem Rahmen wie der Hochbehälter, spiegelt aber eine entschiedenere Modernität als die anderen Anstaltsbauten wider. Die Massenverteilung gehorcht den Prinzipien des englischen Hauses, dessen Teile sich außen als additive Abfolge unterschiedlicher Funktionsräume abbilden und jeweils einer eigenen Gestaltung gehorchen. Die Einzelformen wie der hufeisenartig aufgeweitete Bogen des Nordeingangs, die unregelmäßig hochreichende Bossenverkleidung des Sockels und die Fachwerkaufbauten des Obergeschosses sind im Jugendstil gerne verwendete Details und in dieser schlüssigen Kombination in den Anstaltsbauten nicht zu finden. Anders als beim Wasserhochbehälter existiert ein Plansatz im Tafelwerk des Badischen Bezirksbauamts, was die Urheberschaft von Julius Koch bzw. Richard Drach stützen würde.

Rezeption

Die Anlage in Wiesloch erfuhr schon vor ihrer Vollendung ein hohes Maß an Anerkennung innerhalb der Fachkreise im Deutschen Reich. Obwohl zunächst von der badischen Regierung nicht vorgesehen, nahm die Anstalt nach

ausdrücklicher Aufforderung der Veranstalter 1906 am VI. Internationalen Kongress für Irrenfürsorge in Mailand teil und wurde mit dem »Ehrendiplom mit goldener Medaille«, geehrt.[32] Teilnahmen an weiteren Fachtagungen und Ausstellungen folgten, darunter die internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden 1910. Von 1906 an trafen regelmäßig Anfragen zur Architektur und zu verschiedenen baulichen Details von zahlreichen Heil- und Pflegeanstalten aus dem In- und Ausland ein. Meist wurden Teile des Planwerks ausgeliehen, darüber hinaus fanden Besichtigungen durch die Bauverantwortlichen anderer Anstalten statt.[33] Auch baten einige an der Ausstattung der Wieslocher Anstalt beteiligten Firmen darum, mit der Verwendung ihrer Produkte in Wiesloch werben zu dürfen.[34]

Eine architektonische Nachfolge im engeren Sinne ist nicht auszumachen, obwohl einzelne Aspekte sicher auf den Anstaltsbau seinerzeit Einfluss nahmen. Engere Bezüge sind bei Heil- und Pflegeanstalt Rufach im Bezirk Ober-Elsass (heute Rouffach) festzustellen, die 1906–10 im Pavillonsystem errichtet wurde.[35] Die Zuschnitte der Landhäuser und einige Ökonomiebauten wie die Kochküche zeigen teils enge stilistische und bauliche Parallelen. Allerdings sind die Bauten – wie auch in Südwestdeutschland üblicher – mit hell verputzten Fassaden versehen.

Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch unterlag aufgrund ihrer bis heute fortgesetzten Nutzung als psychiatrisches Krankenhaus ständigen Veränderungen. Dennoch sind die meisten der Gebäude aus der Erstbauzeit überliefert. Seit 1978 steht die Anstalt in ihren historischen Teilen und Flächen unter Denkmalschutz. Die Verluste – das im Krieg zerstörte Krankenhaus FU2 und das 1984 abgebrochene Verwaltungsgebäude – wiegen schwer, stehen aber vor der Leistung der Überlieferung des Gesamtensembles zurück. Es steht zu hoffen, dass es dem Eigner und Träger auch weiterhin gelingt, die Gebäude unter größtmöglicher Bewahrung ihrer historischen Substanz und ihres historischen Erscheinungsbildes zu pflegen und dieses über die Region hinaus bedeutende Kulturdenkmal für künftige Generationen zu erhalten.

Anmerkungen

1 Antje Mues: Baugeschichte und Baustil der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. Ein Beispiel der Architektur des frühen 20. Jahrhunderts, unveröffentlichtes Manuskript, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1994. Stark gekürzt publiziert: Antje Mues, Eine Gartenstadt für psychisch Kranke. Die Baugeschichte der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, in: Wiesloch – Beiträge zur Geschichte, Band 2, Ubstadt-Weiher 2001, S. 289–304.

2 Die Privatkorrespondenz von Julius Koch ist im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) unter der Signatur 424e Nr. 470 einzusehen.

3 Dieter Jetter: Grundzüge der Geschichte des Irrenhauses, Darmstadt 1981. Zitiert nach Mues (1994), S. 14.

4 Denkschrift über den gegenwärtigen Stand der Irrenfürsorge in Baden und deren künftige Gestaltung, Karlsruhe 1901.

5 Die Autoren der Denkschrift, Schüle, Haardt und Fischer, hatten vorab »sämmtliche neueste Anstalten Deutschlands und der Schweiz« bereist. Denkschrift, 1901, S. 29. – Der Architekt Julius Koch und der bautechnische Referent des Innenministeriums, Ludwig Levy, bereisten im August 1902 die Rheinlande und Bremen, vielleicht auch weitere Stationen. GLA 424e Nr. 470. Korrespondenz von Juli bis September. – Eine weitere Studienreise unternahmen Julius Koch und Richard Drach mit dem Wieslocher Anstaltsdirektor Max Fischer, deren Ziele Fischer im Jahresbericht 1905 einzeln aufführt. Jahresbericht der Großherzoglichen Badischen Heil- und Pflegeanstalt bei Wiesloch für das Jahr 1905, Karlsruhe 1906, Nachdruck Wiesloch 1995, S. 33. Häufige Besuche galten Emmendingen, auch Illenau und Freiburg.

6 Albrecht Paetz: Die Kolonisirung der Geisteskranken in Verbindung mit dem Offen-Thür-Sys-

tem, ihre historische Entwicklung und die Art ihrer Ausführung auf dem Rittergut Alt-Scherbitz, Berlin 1893, S. VI.

7 GLA 424e Nr. 470, Schreiben vom 23.4.1902.

8 GLA 424e Nr. 470, Schreiben vom 13.9.1902 von Levy an Koch. – Oberbaurat Professor Adolf Drach ist im Badischen Hofkalender von 1902 als Rath in der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus benannt. Badischer Hofkalender, Karlsruhe 1902, S. 615.

9 GLA 424e Nr. 470, Schreiben vom 18.9.1902 von Oberbaurat Drach sen. an Koch.

10 GLA 424e Nr. 470, Schreiben vom 29.10.1902.

11 GLA 424e Nr. 470, Schreiben vom 23.12.1902 von Koch an Glockner.

12 Jahresbericht 1905, 1906, S. 3.

13 So der Planungsstand 1903, publiziert im Jahresbericht 1905. Spätere Planungen und die Ausführung weichen leicht davon ab.

14 Max Fischer: Die Heilanstalt Wiesloch in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens, 20. Oktober 1905 – 20. Oktober 1925, o. O. 1925.

15 GLA 463 Nr. 30 Ziergärtnerei, Dr. Fischer in einem Schreiben vom 29.9.1905. – Der Plan von Gräbener ist nicht erhalten.

16 Wie Anm. 15.

17 GLA 463 Nr. 30, Koch in einem Schreiben vom 29.12.1905.

18 Jahresbericht 1905, 1906, S. 28.

19 GLA 463 Nr. 30, Stürzenacker anlässlich der Überlegung, die Einfriedungen zu reduzieren, 3.2.1912.

20 GLA 463 Nr. 30, Anstaltsdirektor Max Fischer im Juni 1911.

21 Das Planwerk zur Heil- und Pflegeanstalt wurde 1910 bei Emil Schulze in Pforzheim gedruckt in 18 Exemplaren herausgegeben; es umfasst 240 Blatt Grund- und Aufrisse. GLA 463 Nr. 9, Das Tafelwerk der Anstalt Wiesloch betr.

22 Jahresbericht für das Jahr 1905, 1906, S. 35–37. Jahresbericht für das Jahr 1906, 1907, S. 4–5.

23 Im GLA haben sich zahlreiche kolorierte Zeichnungen im Maßstab 1:2 und größer erhalten. Das gilt auch für weitere Baudetails wie die Türen, Schlösser und Heizungsverkleidungen. GLA 424m 1995-85 K, verschiedene Blattsignaturen.

24 Max Fischer, Grossherzoglich Badische Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, in: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, hg. von Johannes Bresler, Halle 1910, S. 12.

25 GLA 463 Nr. 575, Schreiben vom 30.6.1907 mit Bezug auf Johannistal.

26 Max Fischer, Laienwelt und Geisteskranke, Stuttgart 1903, S. 17.

27 GLA 424e Nr. 470. Schreiben von Levy an Koch, April 1903. Dass Koch die Bücher beschaffte, geht aus notierten Buchsignaturen hervor.

28 GLA 424e Nr. 470. Einige Schreiben zwischen Levy und Koch im Juli bis September 1902 thematisieren die Reise.

29 Mues 1994, S. 122.

30 Bilder zu Treptow in: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten, 1910, S. 223–229.

31 Die Einschätzung verdanke ich Dr. Gerhard Kabierske (SAAI), Experte für Reform- und Jugendstil-Architektur in Karlsruhe, insbesondere für das Werk von Hermann Billing.

32 GLA 463 Nr. 5. Erteilung von Auskünften im Anstaltsbauwesen, Mitteilung von Bauplänen etc. an and. Anstalten, Baubehörden u. sonstige sowie Beteiligung der Anstalt an Ausstellungen über Bauprojekte u. Ansichten von Irrenanstalten betr. – Mues 1994, S. 50. Mues 2001, S. 295.

33 Anfragen kamen u. a. aus: Arnsdorf, Kitzingen, Chemnitz, Bamberg, Alzey, Kiedrich im Rheingau, Herborn, Frankfurt a. M., Augsburg, Stephansfeld-Hoerdt (Elsass), Bunzlau, München, Friedrichsberg (Lothringen), Valduna (Vorarlberg), Villejuif (Depart. Seine), Zürich, St. Pirminsberg (St. Gallen).

34 Rietschel & Henneberg, Kesselanlage des Fernheizwerks; Gebr. Sulzer, Winterthur & Ludwigshafen, Fernheiz-Anlage; Siemens-Halske, Fernsprechanlage.

35 Gross, Oberelsässische Heil- und Pflegeanstalt Rufach, in: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke in Wort und Bild, hg. von Johannes Bresler, Halle 1910, S. 108–116.

Anschrift der Autorin:
Dr. Melanie Mertens
Landesamt für Denkmalpflege
Dienstsitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Johann Philipp Bronner (1792–1864)

Apotheker, Naturwissenschaftler, Önologe, Revolutionär

Adolf Suchy

Der Wieslocher Apotheker Johann Philipp Bronner steht am Anfang der Wissenschaft vom Weinbau, die er zwischen 1820 und 1850 etabliert hat. Es werden vor allem der Mensch und Wissenschaftler aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kontext seiner Zeit beleuchtet. Bronner steht exemplarisch für die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihrer Vertreter, welche sich mit der Geisteshaltung der Aufklärung auseinandergesetzt und konsequent angewandt haben. Aber auch der politische Bürger Bronner und seine Familie im Spannungsfeld der Standesgesellschaft zwischen Adel und den »niederen Ständen« im Vorfeld der badischen Revolution werden beschrieben. Die Historische Stadt-Apotheke Wiesloch ist das Vermächtnis Bronners am Ende seines Berufslebens.

Vorbemerkungen

Spätestens am 11. Februar 1992, als des 200. Geburtstags des »Weinbau-Pioniers« Johann Philipp Bronners gedacht worden war, entstand der Wunsch, die Person des Menschen Johann Philipp Bronner besser verstehen zu wollen. Dessen wissenschaftliche Leistungen für den Weinbau sind vor allem durch die Arbeiten von Dr. Fritz Schumann[1] in Fachkreisen hinlänglich bekannt geworden. Wer aber war der Mensch dahinter, was war seine Motivation und wie war es um den damaligen Zeitgeist bestellt? Diese Fragen stellen sich immer wieder bei Besucherführungen in der Historischen Stadt-Apotheke in Wiesloch.

Für den Vortrag zur Herbsttagung der Gesellschaft für Geschichte des Weines in Wiesloch 2014 wurden bereits viele verfügbare Mosaiksteinchen zusammengesetzt, um ein brauchbares Bild von der Person J. Ph. Bronners zu entwerfen.[2]

Nicht alle Aussagen sind streng belegbar. Doch lässt sich aus wesentlichen Eckdaten und unter Berücksichtigung von Erfahrungstatsachen ein einigermaßen plausibles Gesamtbild rekonstruieren. Vor diesem Hintergrund soll nun dieser konzentrierte Beitrag auch nicht als streng wissenschaftliche Abhandlung verstanden werden, sondern vor allem uns den Menschen J. Ph. Bronner nahebringen.

Als Kenntnisträger haben mich in vielfältiger Weise unterstützt Manfred Kurz (Stadtarchiv Wiesloch), der Oenologe und Bronnerexperte Fritz Schumann (DÜW-Ungstein)[3]; die Autoren des Wieslocher Familienbuches Gisela und Heinz Gaberdiel[4], der Geologe Ludwig Hildebrandt (Wiesloch), sowie der Wieslocher Altbürgermeister Helmut Mohr. Ihnen allen gilt mein besonderer Dank.

Johann Philipp Bronner – zur Person

Die Bronners entstammen einer alten protestantischen Apotheker- und Ärzte-Dynastie, welche aus konfessionellen Gründen ihre salz-

Öl-Portrait: J. Ph. Bronner als Großherzogl. Bad. Ökonomierat (im Besitz der Stadt Wiesloch)

burgische Heimat verlassen musste. Johann Philipps Vater, Johann Ludwig Bronner, hatte eine Anstellung als Provisor in der Neckargemünder Adler-Apotheke, heiratete 1791 Gertraud Kneib, die Nichte seines Dienstherren Christian Gottlieb Zettel und übernahm 1797 dessen Apotheke[5].

Am 11. Feb. 1792 wurde J. Ph. Bronner in Neckargemünd als einziges Kind geboren[6]. Der Apothekerlehre beim Vater folgten die Wanderjahre mit Anstellungen in Hanau, Würzburg, Esslingen, Mannheim, Straßburg und Karlsruhe. Das pharmazeutische Staatsexamen beim Staatschemiker Salzer in Durlach hat er mit Auszeichnung bestanden.[7]

Am 16. März 1816 verheiratete er sich mit Tugendfreundin Märklin, der Tochter des Wieslocher Stadt-Apothekers Georg Friedrich Märklin und übernahm zeitgleich dessen Apotheke. Mit dieser Ehe war zwangsläufig der Eintritt in den Kreis der Honoratioren der Stadt Wiesloch verbunden. Von den vier Kindern dieser Ehe erreichten die Söhne Ludwig, Carl und Eduard das Erwachsenenalter.

Bereits 1828 verstarb Tugendfreundin Bronner im Alter von nur 32 Jahren. Noch im gleichen Jahr ehelichte er deren Cousine, Elisabeth Heddäus aus dem pfälzischen Biebelnheim. Die Kinder Karoline Luisa, Georg Philipp und Julius erreichten das Erwachsenenalter. Bis auf Eduard, der Arzt wurde, erlernten alle Söhne den Apothekerberuf, auch Carl, der später die Weinbau-Aktivitäten seines Vaters fortführte[8].

Schon kurz nach seiner Übersiedlung nach Wiesloch (1816) begann sich Bronner mit dem Weinbau zu beschäftigten[9]. Bereits 1820 erfolgte seine Ernennung zum »Korrespondierenden Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde« in Hanau[10]. In dieser 1808 gegründeten wissenschaftlichen Gesellschaft war bereits sein Schwiegervater Mitglied.[11] Letzterer setzte sich mit der Frage auseinander, ob Pilze dem Pflanzenreich zuzurechnen seien.[12]

1822 folgt ein Bericht Bronners zur Lage der Landwirtschaft in seiner neuen Heimatstadt Wiesloch[13]. Nach einer publizistischen Latenzphase, in der Bronner vermutlich die Stadt-Apotheke in die Hauptstraße 91 verlegt hat, erscheint 1830 das auch über seine Person aufschlussreiche Werk zur »Verbesserung des Weinbaus, den Riesling ohne Pfähle und Latten zu erziehen«[14]. Um 1831 übernimmt Bronner die von Bürgermeister Koch angelegte Rebschule (heutiges Geländes der Psychiatrie) und baut sie weiter aus.

Zur gleichen Zeit beginnt er mit den Reisen zur Beschreibung des Weinbaus in Süddeutschland. Im Heft über den Weinbau

Von Ludwig Braun um 1850 angefertigte Wiesloch-Ansicht von Norden, von Bronners Rebgelände (PZN) aus gesehen

am Haardtgebirge (1833) legt Bronner eine »Checklist« von 63 Fragen vor, anhand derer er die Umstände der Arbeit in den Weingärten während seiner Studienreisen vergleichend abprüft.[15]

1836 beauftragt der Landwirtschaftliche Verein in Baden, dessen Vorsitzender der badische Markgraf Wilhelm ist, Bronner mit einer Studienfahrt nach Frankreich. Deren Ergebnisse erscheinen 1840 im Band »Der Weinbau in Frankreich und der französischen Schweiz«[16].

Noch im gleichen Jahr 1836 ernennt die badische Landesregierung Bronner zum Großherzoglich Badischen Ökonomie-Rat.

Aus Dank dafür lässt Bronner 1838 auf seinem Rebgelände zu Ehren des Markgrafen eine Gedenksäule errichten und benennt dieses Gelände im Norden Wieslochs fortan Wilhelmshöhe (heute Gelände des Psychiatrischen Zentrums). Diese Rebschule entwickelte sich im Lauf der Jahre zu einem Musterbetrieb mit ca. 400 Rebsorten und ca. 500 000 Rebstöcken, denn auf seinen Reisen fand er reiche Quellen vor.

Bronner bereist das gesamte weinanbauende Mitteleuropa, neben allen süddeutschen Weinbaugebieten waren dies die Weinbaugebiete Frankreichs, Luxemburgs, der deutschen und französischen Schweiz, Südtirols, Italiens, Österreichs, Mährens, der Steiermark, Kroatiens und Ungarns.

Gegen 1842 geht die Phase der wissenschaftlichen Reiseberichte zu Ende. Einige Berichte wurden leider nicht oder nur unvollständig realisiert. Er wirkt nun verstärkt

Die 1838 von J. Ph. Bronner errichtete Gedenksäule für Markgraf Wilhelm von Baden auf dem Gelände der Rebschule (heute am Rande des PZN nördlich von Wiesloch gelegen)

durch Lehrtätigkeit in landwirtschaftlichen Gesellschaften, um seine Erkenntnisse und Erfahrungen zu verbreiten. Die Liste der Mitgliedschaften in landwirtschaftlichen Gesellschaften auf den Titelseiten seiner Publikationen wird von Jahr zu Jahr länger.

Zwar hat Bronner in jenen bewegten Zeiten selbst keine politischen Aktivitäten verfolgt, doch reichten wohl die Bemerkungen in seinen Publikationen aus, ihn während der Badischen Revolution 1849 als generalverdächtig wegen Unterstützung der Demokratie-Bewegung zu verhaften und in Kislau zu arrestieren. Die Aktivitäten seiner studierenden Söhne trugen das ihrige dazu bei.

Noch bevor er sich dem Weinbau zugewandt hat, beschäftigte sich Bronner mit der Flora, den Schmetterlingen und der Geologie seiner Heimat. Der Heidelberger Professor für Pharmakognosie und medizinische Botanik, Johann Heinrich Dierbach, hat Bronner zu Ehren eine bis dahin noch unbenannte Wildrose in seiner ab 1825 erschienenen »Übersicht der um Heidelberg wildwachsenden Pflanzen« als Rosa bronneri benannt.[17]

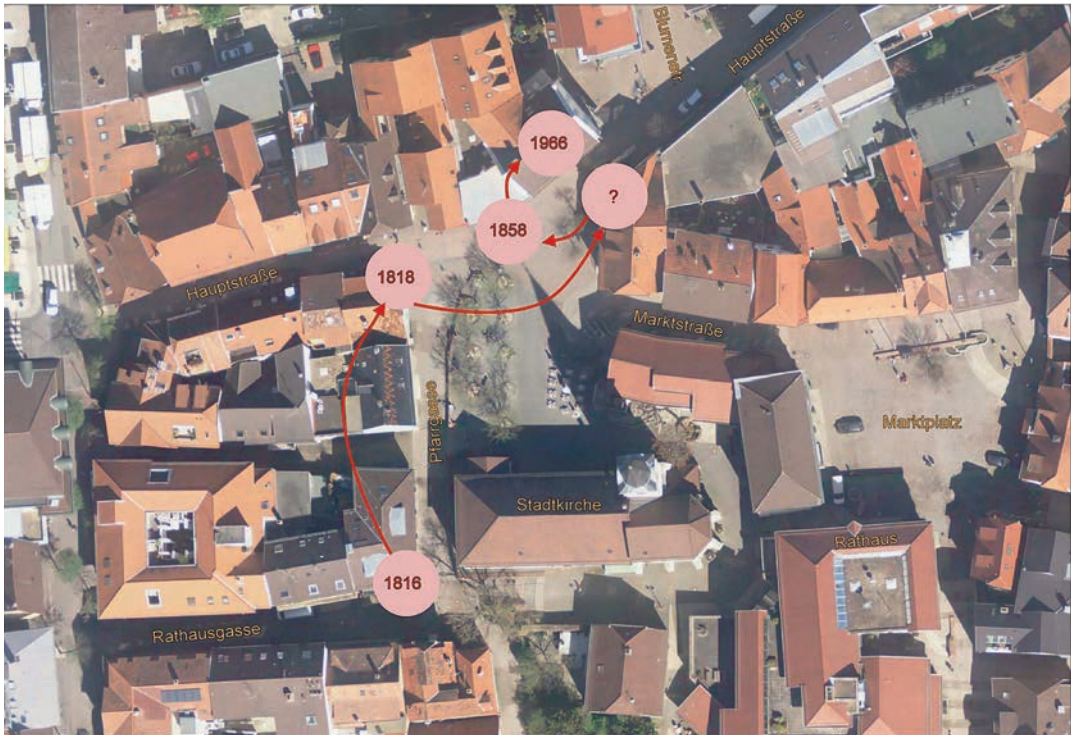
Auch der Wieslocher »Kurbrunnen« am Gänsberg mag zur Charakterisierung der Persönlichkeit Johann Philipp Bronners dienen. Der Wieslocher Ratsschreiber Rieck hat dazu 1966 umfangreiche Recherchen angestellt.[18] Darin beschreibt er, wie auch J. Ph. Bronner sich um 1820 für eine Neufassung und Vermarktung dieser Badequelle interessiert hat. Es wurde zwar ein Badhaus aufwandarm errichtet, doch blieb dieses Unternehmen in den Anfängen stecken, weil die Landesregierung dem benachbarten Langenbrücken keine Konkurrenz erwachsen lassen wollte. Von J. Ph. Bronner selbst liegt uns eine Analyse dieser Schwefelquelle vor.[19]

Dies zeigt uns sehr schön, dass Johann Philipp Bronner auch für den Handel mit Wasser einen ausgeprägten Geschäftssinn entwickeln konnte.

Im Alter und nachdem er sich vom Weinbau zurückgezogen hatte, wandte sich Bronner intensiv der Rosenzucht zu und bedachte die Pflege seiner Rosen auch in seinem Testament.[20]

Am 1. Juli 1860 hat J. Ph. Bronner die Stadt-Apotheke an seinen Sohn Johann Georg Philipp übergeben,[21] obwohl sich dieser um diese Zeit bereits dem Weinhandel zugewandt hatte. Georg Philipp führte die Stadt-Apotheke parallel zu diesem bis zum 15. Mai 1868, danach übernahm Jacob Moos die Apotheke.

Damit endete nach 110 Jahren die Märklin/Bronner-Dynastie auf der Stadt-Apotheke in Wiesloch. Johann Philipp Bronner starb am



Die von J. Ph. Bronner veranlassten Standortwechsel der Stadt-Apotheke in Wiesloch; sie liegen alle im Halbkreis um die ev. Stadtkirche

4. Dez. 1864 in Wiesloch. Er wurde auf dem alten Friedhof begraben, dem heutigen Schillerpark.

Bereits auf dem Höhepunkt seine Schaffens hinterließ uns Bronner die bemerkenswerten Zeilen: *»Ich tat, was ich konnte. Tu es ein jeder, so wird es besser werden. Möge, was ich getan, nur gesegnete Früchte bringen.«*[22] Darin unterstreicht er bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt die Erkenntnis, dass aller wissenschaftliche Wissensgewinn ethisch verantwortet werden muss, soll er nicht zum Nachteil der Menschheit geraten.

In der Gesamtschau seines Lebens fällt auf, dass sich Bronner vorwiegend auf dessen Sonnenseite bewegt hat, dass er durch seine Familie und die protestantische Religionszugehörigkeit in ein überregionales Netzwerk von Beziehungen eingebunden war und dass er ganz offensichtlich niemals von finanziellen Nöten geplagt war.

Bronner und die Stadt-Apotheke

Wie kein anderer Apotheker hat Johann Philipp Bronner die Geschichte der Stadt-Apotheke Wiesloch während seiner 44 Dienstjahre geprägt – trotz seiner alles überragenden Aktivitäten für den Weinbau. So hat er zwischen 1816 und 1858 den Standort dieser Apotheke gleich dreimal verlegt! Er war auch Lehrherr von 4 Söhnen, die bei ihm das Apotheker-Handwerk erlernt haben.

Die **Standorte** der Stadt-Apotheke sind erst seit 1816 bekannt, obwohl bereits seit 1711 von

Die Ansichtskarte aus den 1920er Jahren zeigt rechts Bronners Wohn- und Apothekengebäude bis 1858 und links die von seinem Sohn Georg Philipp ab 1860 geführte Apotheke mit dem zugehörigen Wohnhaus, in dem sich die Apotheke seit 1966 befindet

einer Apotheke in Wiesloch berichtet wird. Alle diese bekannten Veränderungen fallen in die Amtszeit Bronners.

- 1816 Ecke Rathausgasse/Pfarrgasse.
- 1820 Eckgebäude Rathausgasse/Hauptstraße.
- nach 1830 erwarb er das 1815 errichtete Wohn- und Geschäftshaus Hauptstraße 91 und verlegte die Apotheke dorthin. Über der Eingangstür am Treppenaufgang findet sich die genannte Jahreszahl.

Im Zuge der Erbfolge und auf behördliche Aufforderung hin, die Apotheke zeitgemäß auszustatten, wurde 1858 auf der gegenüber liegenden Straßenseite (Hauptstraße 96) ein separates Apothekengebäude mit einer Freitreppe aus rotem Odenwaldsandstein und direkt nebenan ein Wohngebäude für den Apotheker und den Provisor errichtet. Sein Sohn Georg Philipp übernahm diese Apotheke zum 1. Juli 1860.[23] J. Ph. Bronner selbst behielt bis zu seinem Lebensende seinen Wohnsitz in der Hauptstraße 91.

Die Stadt-Apotheke blieb von 1858 bis 1966 in den noch heute erhaltenen historischen Räumen, bis sie aufgrund des hohen Verkehrsaufkommens (die Hauptstraße war damals Teil der B3) ihren Standort in das danebenliegende Wohngebäude des Apothekers verlagern musste. (Dass an diesem Problem der Apotheker Willy Ockel und Bertha Benz nicht ganz unschuldig waren, steht auf einem

anderen Blatt.) An dem neuen und bislang letzten Standort mit ebenerdigem Eingang von der Ostseite her befindet sich die Stadt-Apotheke noch heute, seit 1981 liegt sie aber in einer Fußgängerzone.

Bronner, Aufklärer und Naturwissenschaftler

Das Gedankengut der Aufklärung fand erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verstärkt Niederschlag in den jungen Naturwissenschaften. Mit J. Ph. Bronner haben wir einen typischen Vertreter dieser Geisteshaltung vor uns.

Die von Bronner erlernte Pharmazie entsprach zu Beginn des 19. Jahrhunderts praktisch einem Studium generale der Naturwissenschaften. Zwar machten pflanzliche, tierische und mineralische Arzneimittel noch einen Hauptbestandteil des Arzneisortiments aus, doch wurden durch die aufstrebende Chemie viele neue Substanzen zugänglich, die nicht immer mit der gebotenen Vorsicht in die Therapie eingeführt wurden.

Als Exponenten der Aufklärung sollen zwei typische Vertreter genannt werden,

René Descartes (1596–1650), der eher ihren Beginn markiert, sowie Immanuel Kant (1724–1804), gegen Ende der philosophischen Durchdringung.

Der Mathematiker **Descartes** hat seine neuen und revolutionären Gedanken bereits während des 30-jährigen Krieges formuliert.

Die erste [Regel] *war, niemals irgendetwas für wahr anzunehmen, von dem ich nicht evident erkenne, dass es wahr ist: d. h., sorgfältig die Überstürzung und Voreingenommenheit zu vermeiden und nicht mehreres in meine Urteile einzubegreifen, als was sich meinem Geiste derart klar und deutlich vorstellt, dass ich durchaus keinen Anlass habe, es in Zweifel zu ziehen.*

Was die okkulten Lehren angeht, so glaube ich schon hinlänglich zu wissen, was sie wert sind, um nicht mehr getäuscht zu werden, weder von den Verheißungen eines Alchemisten, noch von den Vorhersagen eines Astrologen, den Betrügereien eines Zauberers oder von den Kniffen und Prahlereien eines jener Scharlatane, die vorgeben mehr zu wissen, als sie wissen.[24]

Dagegen nimmt Kant in seiner Definition der Aufklärung das menschliche Individuum selbst in die Pflicht.[25]

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.

Wir finden diese Geisteshaltung überall in Bronners Publikationen wieder.

Heute steht Bronners Vermächtnis, die Historische Stadt-Apotheke Wiesloch, exemplarisch für die Umsetzung dieser Gedankenwelt in Naturwissenschaft und Technik.

Der Weinbau-Wissenschaftler

Hier soll nun nicht der weinbau-fachliche Nachlass Bronners beleuchtet werden. Vielmehr sollen der Mensch, Bürger und Naturwissenschaftler in das Blickfeld gerückt werden. Bronner hat ca. 2500 Seiten wissenschaftlicher Literatur publiziert. Diese erweisen sich als eine ergiebige Quelle auch zur Analyse seiner Person.

Er ist sich seiner Position als Vertreter des gehobenen Bürgertums sehr wohl bewusst, er

wusste sich ebenso in den Kreisen der Aristokratie zu bewegen, wie er auch den Kontakt zu den niederen Ständen pflegte. Er sah sich als Mittler über die Standesgrenzen hinweg und versuchte daraus Nutzen für die Wissenschaft und die Gesellschaft der Zukunft zu gewinnen.

Die Zeit des neueren Weinbaus in Wiesloch beginnt für Bronner mit dem Jahr 1812, als Bürgermeister Koch ein Rebgelände am Köpfel urbar macht und dort sortenreine Riesling- und Traminerreben anpflanzte. Er verweist darauf, dass bei seiner Ankunft in Wiesloch, die ersten Riesling-Anpflanzungen »*bald mit günstigem Erfolg gekrönt* waren und *zu schönen Erwartungen berechtigen*«. Dieses Erlebnis kann als Initialzündung für sein Interesse am Weinbau verstanden werden, worauf er in seinem 1830 erschienenen Band »*Die Verbesserung des Weinbaus durch praktische Anweisung, den Riesling ohne Pfähle und Latten vermittelst des Bockschnittes zu erziehen*« Bezug nimmt.[26]

In der Vorrede hierzu informiert er uns über Beweggründe und Vorgehensweise. Vor allem hat er auch den ökonomischen Aspekt im Blickfeld, wohlwissend, dass die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung in der Regel nicht über die finanziellen Möglichkeiten für einen aufwändigen Materialeinsatz verfügte. Diese Vorrede zu dieser Schrift steht am Anfang seiner Schriftenreihe über den Weinbau. Sie ist derart wesentlich zum Verständnis Bronners, dass sie wenigstens auszugsweise nachfolgend wiedergegeben werden soll.

Die Verbesserung
des
Weinbaues
durch
praktische Anweisung
den
Rießling ohne Pfähle und Latten
vermittelst des Bockschnittes zu erziehen,
um
bessern und wohlfeileren Wein gewinnen zu können.

Nebst einer Beschreibung
Rebenspaliere auf eine zierliche und nützliche Art durch sogenannten Winkelschnitt zu erziehen.
Auf Erfahrungen gegründet
von
Joh. Ph. Bronner,
Apotheker in Wiesloch und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Mit 11 Abbildungen.

Heidelberg,
in der Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter.
1830.

Mit dem 1830 erschienenen Heft über die Bockschnitterziehung des Rieslings beginnt Bronners Reihe über den Weinbau in Süddeutschland

Die Behandlung des Rebstockes gehörte früher nicht zum Bereiche meines Wissens; allein die Leitung des Geschickes der Urbarmachung und die Anlage selbst veranlassten mich, mit Rebbaukundigen mich zu beraten, und deren Ansichten aufzufassen, um meine Einrichtungen gehörig treffen zu können. So bildete sich in mir der Grund zu besonderer Vorliebe für diesen Kulturzweig.

Gewohnt, nichts zu tun, ohne den Grund beurteilen zu können, fragte ich die Leute um den Zweck dieser und jener Verrichtung und Behandlungsarten, und so erreichte ich einen doppelten Zweck, den der Selbstbelehrung und den der allgemeinen Beurteilung.

Dass ich dies umständlicher berührt habe, hat keinen anderen Zweck, als den Leser dieses Schriftchens zu überzeugen, dass meine Angaben nicht auf spekulativen Vorschlägen oder

Seiner Hoheit

Herrn Markgrafen

Wilhelm von Baden,

Präsident

des Badischen Landwirthschaftlichen Vereines

und

gnädigstem Beförderer unserer Landeskultur

widmet

diese kleine Schrift

aus besonderer unterthänigster Verehrung

der Verfasser.

In der 1830er Veröffentlichung ist die an Wilhelm von Baden gerichtete Widmung enthalten, welche am Beginn langjähriger persönlicher Kontakte stand

Ideen beruhen, sondern dass alles hier Gesagte Früchte genauer Prüfungen sind.

Zwar haben wir mehrere Schriften über den Weinbau [Metzger, Garteninspektor in Heidelberg], *wovon einige recht gut sind, andere aber auch wieder das Gepräge an sich tragen, dass sie bloß aus dem gefiederten Szepter* [Federkiel] *hervorgingen, ohne dass der Gang der Natur genauer beobachtet wurde, die doch immer unsere erste Führerin sein muss, wenn wir nicht irre wandeln wollen.*

Zu wundern ist, dass in keiner der Schriften über den Weinbau eine Verbesserung der Ökonomie angegeben, oder besondere Rücksicht auf eine niedere Schnittmethode genommen wurde, welche so viel zur Veredlung des Erzeugnisses beiträgt.

Teils ist dieser Gegenstand nur oberflächlich berührt, teils sind wieder solche umständliche und kostspielige Vorschläge gemacht, die wohl der sehr bemittelte Privatmann ausführen kann, aber dem gewöhnlichen Weinbauer unausführbar sind, teils verfehlen sie den Zweck der Weinveredlung ganz, da sie nur beabsichtigen, viel Wein gewinnen zu wollen, ohne Rücksicht auf die Kosten-Auslagen und Weinverbesserung.

Bronners Schrift über den »**Weinbau im Königreich Württemberg**« von 1837[27] ist wegen des im Detail beschriebenen vielfältigen Handlungsbedarfs in technischer und organisatorischer Hinsicht besonders ergiebig, aber auch wegen seiner sozialkritischen Stellungnahmen, die eine Vorahnung auf die Badische Revolution erkennen lässt.

Um eine gewisse Ordnung in die Darstellung zu bringen, will ich der Reihe nach folgende Gegenstände beleuchten:

Das Klima, das Erdentragen, den Boden, die Traubenlese, das Rotten, die Kelter-Einrichtung, den Rebsatz, die erste Anpflanzung, die Kellerwirtschaft, die Erziehung in den ersten Jahren/im Allgemeinen, die Verhältnisse der Weingärtner.

Der Kalkboden liefert in der Regel den besten Wein, hauptsächlich darum, weil er die steilsten Abdachungen hat.

Was können nicht schon 4 oder 6 Eichbäume vermöge ihres eigenen Gewichtes wirken, das durch die Hebelform noch mehr als verzehnfacht wird. … Ich bin überzeugt, dass man damit aus jedem grünen Holze den Saft herauspressen kann. Diese schrecklichen Druck-

maschinen sind die so beliebten Baumpressen, denen der Württemberger so zugetan ist, dass er alle anderen Pressen für unzureichend hält. …

[Zertreten der Trauben mit bloßen Füßen] *Wer hat sich nicht schon von dieser ekelhaften Gewohnheit überzeugt, ohne von einem gewissen Abscheu ergriffen zu werden, wenn man sich die Reinlichkeitsverhältnisse der hierzu verwendeten Personen dazu denkt. …*

Deshalb kam auch der Trollinger als Surrogat für den Klävner [Burgunder] *sehr erwünscht und fand die beste Aufnahme, da er Farbe gibt und die Bütten füllt, unbekümmert, welche Qualität er liefert.*

Würde der Trollinger übrigens nur an die für ihn passende Stelle gepflanzt, so wäre er allerdings als eine zweckmäßige Rebsorte anzuerkennen; so aber ist er allenthalben verbreitet, auf jeder Lage, auf jedem Boden und in jedem Klima, wo er denn natürlich an ungeeigneter Stelle nur nachteilig sein kann.

… dann ergreift einen ein ordentlicher Frost bei deren Anblick, und man muss sich über die Unempfindlichkeit der Gurgeln der guten Leute wundern, die über jede Flüssigkeit, die Wein heißt, den Mund zu Lob und Dank öffnen.

Gewöhnlich hat man in den Kellern meistens sehr große Fässer zur Aufnahme des Weines, und noch mancher ist stolz auf die riesenhafte Größe seiner Fässer, ohne zu wissen, dass solche Riesen gerade seine ganze Kellerwirtschaft benachteiligen, und dass sie zu unserer jetzigen Zeit so wenig passen, als die Riesen der Vorzeit uns nützen könnten.

… man lässt die Trauben am Stocke reifer werden, und erreicht dadurch eine höhere Ausbildung des Weines in weit kürzerer Zeit,

… denn ein mit Trauben wirklich überladener Rebstock gibt gewöhnlich nur geringen faden Wein, während ein Rebstock, der kurz geschnitten ist, einen weit kräftigeren Wein liefert, der durch Güte und höheren Wert die etwas größere Menge ersetzt.

Wie gesagt, dass das Neuere nicht immer schnellen Eingang findet, darüber darf man sich nicht wundern, das geht allenthalben so.

Dass aber das Ältere nicht schon früher einer sachgemäßeren Behandlung unterworfen wurde, darüber darf man sich wundern.

Weltbürger und Sozialkritiker

Obwohl er als Großherzoglich Badischer Oekonomierat seinen aristokratischen Freunden und Förderern durchaus zu Dank verpflichtet gewesen wäre, so hinderten ihn diese Kontakte andererseits nicht an konstruktiver Kritik, wo ihm diese notwendig erschien.

Insofern ist es leicht nachvollziehbar, dass er während der Badischen Revolution als politisch unzuverlässig und generalverdächtig galt, in Kislau festgesetzt und vermutlich mit einem Publikationsverbot belegt worden war. Ebenso durfte er in der Folgezeit auch keine Ehrenämter mehr übernehmen. Zwar war J. Ph. Bronner selbst nicht aktiv an der Demokratiebewegung der 1848/49er Jahre beteiligt, jedoch aber seine in Pharmazie und Medizin gebildeten Söhne.

Ein hohes Maß an offener Kritik an sozialen Missständen äußert Bronner im 1837 erschienenen Band »Der Weinbau im Königreich Württemberg«[28]. Dies verwundert umso mehr, als er im Auftrag der Württembergischen Landesregierung deren Weinbaugebiete bereiste.

Ich habe [als »Bürger« bei der Bereisung des Landes mit einem Weinbergfachmann] *deshalb manches erfahren und selbst gesehen, was anderen im Lande bisher selbst entgangen sein mag.*

Dagegen habe ich wieder von der Klasse der höheren Stände manche Mitteilungen empfangen, die dem gemeinen Manne fremd sind, dessen Urteil oft einseitig ist, gleich wie manches der höheren Stände, die weniger Gelegenheit fanden, mit den niederen Ständen in Verkehr zu kommen.

… gehorsamst – dieser Ausdruck wird in Württemberg nur allzu häufig gebraucht …

Keinen Tag kennt er [der Weingärtner] *im Laufe des ganzen Jahres, wenn es nur möglichst die Witterung erlaubt, wo er nicht eine Beschäftigung im Weinberge fände. Was könnte sachgemäß mit einem solchen Fleiß erreicht werden! …*

Gerade dies ist der Fehler in Württemberg, dass diejenige Klasse, welche nach ihrem Vermögenstande die Glücksfälle des Weinbaues am besten abwarten könnte, sich von diesem Cultur-Zweige zurückgezogen und dem Weingärtner diesen unsicheren Besitz überlassen hat.

Denn es ist ein mächtiger Unterschied, wenn der Besitzer eines Weinberges verkaufen muss, die Ware mag gelten was sie will, oder wenn er zu ungünstigen Zeiten seinen Wein einkellern und bessere Zeiten abwarten kann; dann erst stellt sich der Nutzen heraus, zu dem der arme Weingärtner nie gelangt, da er Anderen die Gelegenheit gegen sich benutzen lassen muss, nämlich er muss verkaufen, damit die Anderen gewinnen können.

Allein daran ist nichts anderes schuld, als weil bisher die vermögliche, die intelligente und höhere Klasse sich so wenig um das eigentliche Wesen des Weinbaues bekümmerte, und bis jetzt alles, die ganze Geschäftsleitung, den Weingärtnern überließ.

… Alles wird dem Weingärtner überlassen, und man gibt sich keine Mühe, ihn beurteilen lernen zu wollen.

Dieser mangelhafte Zustand [der Weinqualität] *hängt übrigens größtenteils von dem Abgaben-System ab, das zwar einfach in seiner Erhebungsart, aber mit einer guten Weinbehandlung nicht im Einklang steht …*

Deshalb taugen die Accordarbeiten so wenig und man wird immer dabei benachteiligt, wenn auch der ehrlichste Arbeiter dazu gedungen ist. Das liebe Ich verleugnet sich nie bei der höchsten Ehrlichkeit, denn es ist Naturgesetz, die Pflicht der Selbsterhaltung.

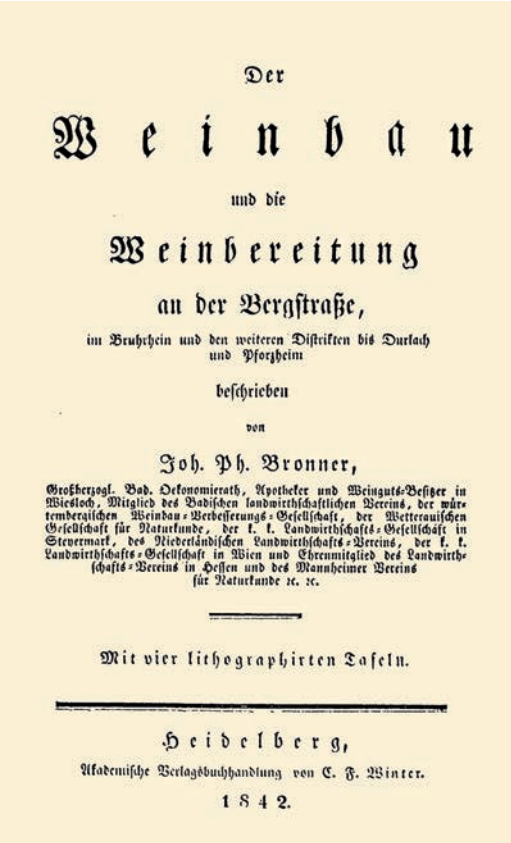
Erstaunlich ist, dass Bronner in dieser Schrift bereits psychologische Sachverhalte anspricht, was man in diesem Kontext überhaupt nicht vermuten würde.

Nicht nur, dass J. Ph. Bronner großes Verständnis für die Situation der niederen Schichten aufbringt, er nimmt zugleich die besitzende Klasse in die Pflicht! Wenn er den Meister-Status einfordert, so fordert er damit die Kompetenz der besitzenden Klasse!

Aus dem Grunde lerne jeder, der Weinbau treiben will, das Geschäft selbst kennen, er braucht nicht mit der Hacke mit zu arbeiten, aber Schneiden muss der können und lernen, den Rebstock zu behandeln und einige Bücher darüber lesen, damit er den Schlendrian von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermöge.

Wie schon oben gesagt ist, wo der Weinbau rationell betrieben werden soll, und wo eine Verbesserung gedeihen und Wurzel fassen soll, da muss der Herr zugleich Meister sein, der Wingertsmann darf nur sein Diener sein, der die Befehle seines Herrn vollzieht.

Zwischen 1830 und 1845 hat Bronner das weinbauende Mitteleuropa mit der Kutsche bereist, aber auch zu Fuß erwandert. Gegen Ende dieser Phase, 1843, wurde die Eisenbahnlinie Karlsruhe–Heidelberg der Badischen Staatsbahn eröffnet. Nun liegt Wiesloch mit seinem Bahnhof an dieser Strecke, und wir dürfen davon ausgehen, dass J. Ph. Bronner bei den Eröffnungsfeierlichkeiten zugegen war, wenn er nicht gerade wieder einmal selbst



Der

Weinbau

und die

Weinbereitung

an der Bergstraße,

im Bruhrhein und den weiteren Distrikten bis Durlach und Pforzheim

beschrieben

von

Joh. Ph. Bronner,

Großherzogl. Bad. Oekonomierath, Apotheker und Weinguts-Besitzer in Wiesloch, Mitglied des Badischen landwirthschaftlichen Vereins, der würtembergischen Weinbau-Verbesserungs-Gesellschaft, der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark, des Niederländischen Landwirthschafts-Vereins, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien und Ehrenmitglied des Landwirthschafts-Vereins in Hessen und des Mannheimer Vereins für Naturkunde ꝛc. ꝛc.

Mit vier lithographirten Tafeln.

Heidelberg,

Akademische Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter.

1842.

Der Einband des Heftes zum Weinbau an der Bergstraße fällt durch die Vielzahl von Bronners Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen auf

unterwegs war. Vielleicht hat er dabei mit einem der Lokführer sprechen können, mit Johann Georg Benz, dem Vater von Carl Benz.

Ziemlich am Ende seiner Schriftenreihe »Der Weinbau in Süddeutschland« folgt der Band über seine engere Heimat, »Der Weinbau an der Bergstraße«[29]. Bemerkenswert ist der Zuwachs bei der Auflistung seiner Mitgliedschaften in wissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Vereinigungen auf der Titelseite.

Der Vollständigkeit halber soll noch auf Bronners Schriften über die Rotweinbereitung[30], die Schaumweinbereitung[31] und den Anbau von Tafeltrauben[32] hingewiesen werden.

1857 gelang Bronner der Nachweis, dass die wilden Trauben des Rheintales schon immer hier heimisch waren (autochthon) und nicht erst durch die Römer eingebürgert worden sind.[33]

Zu guter Letzt soll noch auf Bronners Sicht auf den Revolutionär Karl Sand eingegangen werden, der den russischen Gesandten August Kotzebue am 23.3.1819 in Mannheim ermordete, die sich im 1842 erschienenen Band zum Weinbau an der Bergstraße[34] findet.

§ 341 [Weinberghäuschen an der Steig bei Heidelberg] … *dass in dasselbe die Bretter benutzt wurden, auf welchen der unglückliche Sand durch Enthauptung sein Leben verlor. (Der frühere Besitzer war nämlich Scharfrichter Wiedmann, welcher Sand enthaupten musste.)*

Zu Bronners Lebzeiten waren weder der genaue Mechanismus der alkoholischen Gärung bekannt, noch war er mit der Reblaus-Plage konfrontiert. Auch gab es zu seiner Zeit noch keine Pilzkrankheiten durch Echten (Oidium) oder Falschen Mehltau (Peronospora). Sie alle fanden erst zwischen 1865 und 1890 ihren Weg von Nordamerika nach Europa.

Spuren und Nachhall

Während der Name Bronner in Weinbaufachkreisen schon immer gut bekannt war, war sein Name in seiner Heimatstadt, sowie bei den Weinkonsumenten im Verlauf des 20. Jahrhunderts eher aus dem Bewusstsein verschwunden. Am 19. Dez. 1928 wurde eine Gedenktafel an seinem Wohnhaus (Hauptstraße 91) angebracht.[35] Dann gibt es in Wiesloch noch eine nach ihm benannte Straße, die »Bronnervilla« seines Urenkels und vielleicht

Als Vorarbeit zu 200 Jahre Bronner in Wiesloch (2016) wurde die ursprünglich mit grauem Hammerschlaglack überzogene Bronzetafel restauriert und der warme Metallton mit einem Klarlack konserviert. Als Geburtsdatum wird hier fälschlicherweise der 11. Januar angegeben, richtig ist der 11. Februar.

noch einen Bronnerwagen bei Winzerfestumzügen, aber das war es dann auch schon.

Das änderte sich zunächst zaghaft, als Mitte der 1970er Jahre Fritz Schumann im Rahmen wissenschaftlicher Arbeiten auf Bronner stieß und über ihn eine erste Publikation verfasste.[36] Hierdurch ergaben sich auch Kontakte nach Wiesloch. Als 1985 das 250. Jubiläum der Stadt-Apotheke Wiesloch anstand, war auch dies ein weiterer Anlass, sich mit diesem herausragenden Vorgänger auf der Stadt-Apotheke intensiver zu beschäftigen.

Weitere Verankerung Bronners im Bewusstsein der Öffentlichkeit entstand im Jahr 1992 anlässlich seines 200. Geburtstages. Dies bewog den Winzerkeller Wiesloch, eine Bronner-Edition von Edelweinen aufzulegen. Bronners Wingerthäuschen auf dem Gelände der heutigen Psychiatrischen Landesanstalt wurde saniert, 2008 erfolgte die Gründung des Kulturvereins Johann Philipp Bronner, der dort eine kleine Gedenkstätte einrichtete.

Zwischenzeitlich wird Bronners Name in Verbindung gebracht mit dem Wieslocher Wirtschaftsgymnasium, einer Rosen-Neuzüchtung, einer Straßenbrücke zum Winzerkeller, einem Seniorenheim, einer Wingert-

J. Ph. Bronners 2014 restaurierter Grabstein ist nun in einem ansprechenden Ensemble mit weiteren Denkmalen wettergeschützt aufgestellt

Hütte. Im Veranstaltungszentrum »Palatin« ist auch ein Tagungsraum nach ihm benannt. Seit 1974 gibt es eine pilz-widerstandsfähige Neuzüchtung der Rebsorte »Bronner«.

Sogar am Deutschen Weintor in Schweigen (Südpfalz) erinnert seit 2016 eine Bronzetafel an diesen großen Namen.[37]

Visuelle Ankerpunkte zu Bronners Wirken sind für Außenstehende in Wiesloch nur wenig wahrnehmbar. Auf dem Gelände der ehemaligen Rebschule auf der Wilhelmshöhe finden wir noch die 1838 errichtete Ehrensäule für Markgraf Wilhelm. In der Innenstadt von Wiesloch sind das ehemalige Wohn- und Apothekengebäude Hauptstr. 91 mit der Gedenktafel, sowie der »Neubau« der Historischen Stadt-Apotheke und dem Wohnhaus von 1858, zu nennen.

Auf dem alten Stadtfriedhof, dem heutigen Schillerpark, findet sich Bronners Grabstein. Dieser wurde 2015 restauriert und wettergeschützt mit weiteren historischen Grabsteinen zu einem Ensemble vereinigt.

Inzwischen ist auch die Literatur über ihn angewachsen. Sie deckt das gesamte Spektrum von weinbau-fachlicher Ausrichtung[38] bis hin zur Unterhaltungsliteratur ab. Ergänzt werden diese Publikationen durch eine Vielzahl von Beiträgen in der Tagespresse. Dem Unterhaltungsgenre ist der Wiesloch-Roman »Der Garten des Apothekers« von Karin Hirn zuzurechnen.[39]

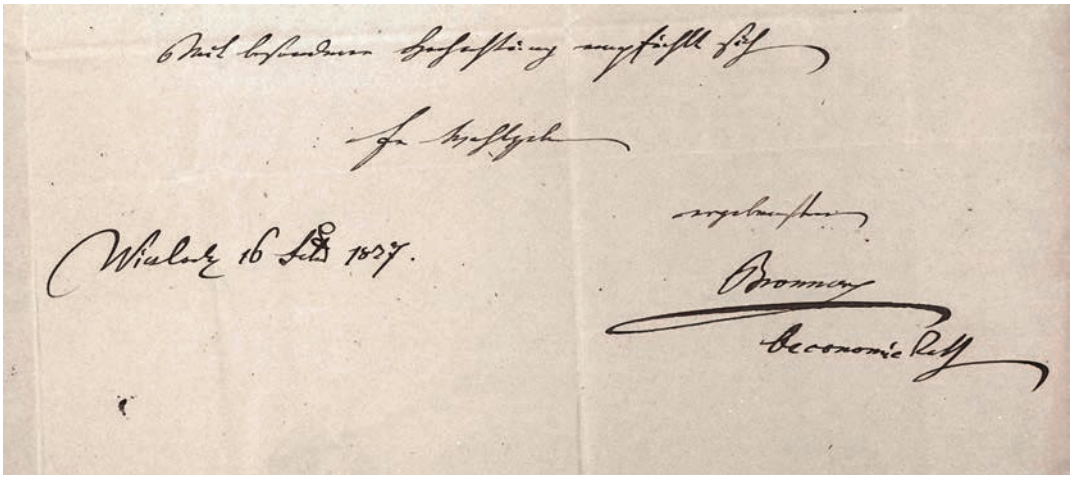
Bronners Leitspruch: »*Erkenne und nütze den Geist der Zeit*« darf nach dem vorstehend Geschilderten gewiss nicht als Aufforderung zum Opportunismus verstanden werden, sondern als aufklärerischer Auftrag, sich aktiv mit den Erkenntnissen der Gegenwart auseinanderzusetzen. Damit rügt er die unreflektierte Verhaftung in Traditionen und die Fortschrittsfeindlichkeit der damaligen Landbevölkerung. Dahinter könnte man sehr wohl auch den Kantischen Ansatz von der selbstverschuldeten Unmündigkeit durchschimmern sehen.

Anmerkungen

1 Ehem. Leiter der Weinbausparte am heutigen Institut für Weinbau und Önologie, Neustadt/Weinstraße.

2 Tanja Lidy und Adolf Suchy: »Weinbauwissenschaftler mit pharmazeutischen Wurzeln – Benedikt Kölges (1774–1850) und Johann Philipp Bronner (1792–1864)«, Schriften zur Weingeschichte, Bd. 189; Wiesbaden (2016).

3 Schumann, Fritz: »Der Weinbaufachmann Johann Philipp Bronner (1792–1864) und seine



Am 16. Feb. 1827 empfiehlt sich Bronner mit besonderer Hochachtung dem Adressaten

Zeit«. Wiesbaden, 1979, Schriften zur Weingeschichte, Bd. 50 (Hrsg.: Gesellschaft für Geschichte des Weines e. V.).

4 Gaberdiel, Giesela / Gaberdiel, Heinz: 250 Jahre Familien in Wiesloch und Altwiesloch, Bd. 1+2. Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Basel 2012 (Hrsg. Stadtarchiv Wiesloch).

5 »250 Jahre Adler-Apotheke Neckargemünd«, (1969).

6 Eintrag im Taufregister Neckargemünd: Den 11ten Hornung wurde dem Provisor in der hies. Apotheke Joh. Ludwig Bronner von seiner Ehefrau Gertraud, geb. Kneibin ein Sohn gebohren und 13 t. d. M. / im Haus / getauft. Taufzeuge war Joh. Philipp Kneib led. Standes von Mannheim, welcher dem Kinde die Namen Johann Philipp ertheilte.

7 Tanja Lidy: »In Vino Sanitas, Apotheker des 19. Jhdt. als Wegbereiter der modernen Önologie«; Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Naturwissenschaften; Universität Marburg, (2014).

8 Apotheker-Lehrbrief für Bronners Sohn Carl, ausgestellt am 24. Sept. 1838 von J. Ph. Bronner in Wiesloch.

9 Bronner, Johann Philipp: »Die Verbesserung des Weinbaues durch praktische Anweisung, den Riesling ohne Pfähle und Latten vermittelst des Bockschnittes zu erziehen, um besseren und wohlfeileren Wein gewinnen zu können«; C. F. Winter, Heidelberg (1830).

10 Joh. Ph. Bronner wurde am 29.10.1820 zum korrespondierenden Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde ernannt (pers. Mitteilung Dr. W. Heinemann, Wetterauische Ges. zu Hanau, vom 10. März 2012).

11 Urkunde zur Mitgliedschaft Georg Friedrich Märklins in der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde zu Hanau vom 30. Nov. 1808 (dies war im Gründungsjahr dieser noch heute bestehenden Gesellschaft).

12 Maerklin, Georg Friedrich: »Sind Schwämme Pflanzen oder sind sie Insektenwohnungen, und entstehen sie von Insekten?« In: Magazin für die Botanik (Hrsg. Römer, Johann Jacob und Usteri, Paul), Bd. I (1788), Nr. 3, 137.

13 Bronner, Johann Philipp: »Die Amtsstadt Wiesloch mit ihren Umgebungen«; In: Verhandlungen des grhz. badischen Landwirtschaftsvereins zu Ettlingen, Bd. 2 (1822), 20; Landwirtschaftliche Ortsbeschreibungen.

14 Siehe Anm. 9.

15 Bronner, Johann Philipp: »Der Weinbau am Haardtgebirge von Landau bis Worms«; C. F. Winter, Heidelberg, (1833).

16 Bronner, Johann Philipp: »Der Weinbau in Frankreich und der französischen Schweiz«; C. F. Winter, Heidelberg, (1840). Von dieser Serie wurde allerdings nur der Band »Der Weinbau und die Weinbereitung in der Champagne« realisiert.

17 Lauterborn, Robert: »Der Rhein, Naturgeschichte eines deutschen Stromes«, 1. Band: Die erd- und

naturkundliche Erforschung des Rheins und der Rheinlande vom Altertum bis zur Gegenwart, zweite Hälfte: Die Zeit von 1800–1930, Abt. II: Der Oberrhein mit den schwäbischen Neckarlanden; (1938), Kommissionsverlag der Buchhandlung August Lauterborn, Ludwigshafen am Rhein.

18 Ratsschreiber Rieck: »Geschichte des Kurbrunnens der Stadt Wiesloch«, Wieslocher Geschichtsblätter, Bd. 2, Wiesloch (1966).

19 Bronner, Johann Philipp: »Untersuchung des Schwefelwassers bey Wiesloch von dem Apotheker Bronner daselbst«; Annalen für gesammte Heilkunde, erster Jahrgang, zweytes Heft (1824), 115; Chr. Fr. Müller, Karlsruhe.

20 Bronners Testament; Stadtarchiv Wiesloch (1862).

21 Der Termin der Übergabe der Apotheke an Georg Philipp Bronner geht u. a. aus einer Stellungnahme G. Ph. Bronners zu dessen Erfassung im Handelsregister hervor.

22 Bronner, Johann Philipp: »Der Weinbau am Haardtgebirge von Landau bis Worms«; (1833), C. F. Winter, Heidelberg; (am Schluss des Vorwortes).

23 Siehe Anm. 21.

24 René Descartes: »Abhandlung über die Methode, richtig zu denken und Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen«; Berliner Ausgabe, 2013, 2. Auflage (Michael Holzinger).

25 N. N.: Immanuel Kant, Berlinische Monatsschrift 4 (1784), S. 481–494.

26 Siehe Anm. 9.

27 Bronner, Johann Philipp: »Der Weinbau im Königreich Würtemberg«, vollständig dargestellt (erste und zweite Abteilung); (1837), C. F. Winter, Heidelberg.

28 Siehe Anm. 27.

29 Bronner, Johann Philipp: »Der Weinbau und die Weinbereitung an der Bergstraße, im Bruhrhein und den weiteren Distrikten bis Durlach und Pforzheim«. (1842), C. F. Winter, Heidelberg.

30 Bronner, Johann Philipp: »Die Bereitung der Rothweine und deren zweckmäßigste Behandlung«. Nach eigenen, in sämtlichen Wein-Gegenden Europas gesammelten Beobachtungen. (1856), Frankfurt am Main.

31 Bronner, Johann Philipp: »Die teutschen Schaumweine für teutsche Weinzucht und teutsche Weintrinker«. (1842), Heidelberg.

32 Bronner, Johann Philipp: »Anweisung zur nützlichsten Anpflanzung der Tafeltrauben und anderer Traubensorten an sonst unbenutzten Plätzen usw.«, (1835), C. F. Winter, Heidelberg.

33 Bronner, Johann Philipp: »Die wilden Trauben des Rheinthales«; (1857), Georg Mohr, Heidelberg.

34 siehe Anm. 29.

35 »Dem Andenken an den verdienstvollen Förderer und Schriftsteller des Weinbaus und der Rebenkunde, Oekonomierat Johann Philipp Bronner in Wiesloch«. Angebracht wurde sie von der Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Landwirtschaft in Weimar. Diese Gesellschaft ist 1942 in den Kriegswirren untergegangen und nach dem Krieg war der Zugang zu ihr versperrt. Mit der 1953 im Umfeld der Hochschule Stuttgart-Hohenheim gegründeten Gesellschaft für Agrargeschichte (GfA) begann der Neuanfang im Westen. Diese pflegt heute das Erbe ihrer Vorgänger-Organisation. Organisatorisch ist die GfA heute eng mit der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG) verbunden.

36 Siehe Anm. 3.

37 In Anlehnung an den Walk of Fame in Hollywood wurde eine Bronze-Tafel für Johann Philipp Bronner am 23. April 2014 beim Deutschen Weintor in Schweigen-Rechtenbach anlässlich des 3. »Wein-Walk-of-Fame« in den Boden eingelassen.

38 Lidy, Tanja / Suchy, Adolf: »Weinbauwissenschaftler mit pharmazeutischen Wurzeln«; In: Schriften zur Weingeschichte, (2016) Bd 189, (Hrsg.: Gesellschaft für Geschichte des Weines e. V.).

39 Hirn, Karin: »Der Garten des Apothekers«; Lindemanns Bibliothek, Karlsruhe, (2011).

Anschrift des Autors:
Dr. Adolf Suchy
Hauptstraße 96
69168 Wiesloch

Georg Schweinfurth und das Reich der Pharaonen

Renate Germer

Der berühmte Afrikaforscher Georg Schweinfurth hatte seine familiären Wurzeln im badischen Wiesloch. Aus seinem umfangreichen wissenschaftlichen Werk werden drei ganz unterschiedliche Forschungsbereiche vorgestellt, die Schweinfurths weites Interesse an den Kulturen des Niltales zeigen: vorgeschichtliche Steinwerkzeuge, die altägyptischen Pflanzenwelt des Pharaonenzeit und Textilfunde des 7. Jahrhunderts n. Chr.

Die ungeheure Schaffensbreite Georg Schweinfurths (1836–1925) wird deutlich, wenn man sich im Internet die lange Reihe seiner Publikationen ansieht. Sie umfassen die Wissenschaftsbereiche Botanik, Zoologie, Ethnologie, Ostafrikanische Sprachen, Ägyptologie, Steinzeitforschung und deutsche Kolonialpolitik. Daraus resultiert, dass es bis heute keine umfassende Biographie über Georg Schweinfurth gibt, das zu bearbeitende Material wäre enorm. Deshalb wird sich hier bei der Vorstellung der großen wissenschaftlichen Leistungen Georg Schweinfurths auf seine im pharaonischen Ägypten angesiedelten Forschungen in den Fachgebieten Botanik, Textilkunde und Vorgeschichte beschränkt, weil mich diese Arbeiten Schweinfurths vom Studium bis heute in der eigenen Arbeit begleitet haben.

Die Familie Georg Schweinfurths war in Wiesloch angesiedelt, sein Vater Georg Adam Schweinfurth wanderte jedoch nach Riga aus und baute dort ein führendes Weinhaus auf. Der Sohn Georg erhielt seine Schulbildung zuerst in privaten Erziehungsanstalten und dann auf dem Gymnasium in Riga. In den Ferien machte er bereits weite Wanderungen und sammelte Pflanzen für sein Herbarium. Sich seiner badischen Wurzeln stets bewusst, war es für Georg Schweinfurth selbstverständlich, sein Studium dort zu beginnen, er schrieb sich 1857 in der Universität von Heidelberg ein, später folgten dann einige Semester in München und Berlin. Er belegte dort eine breite Palette naturwissenschaftlicher Fächer: Mineralogie, Chemie, Physik, Mathematik, Biologie, Paläontologie aber auch moderne Sprachen wie Englisch und Französisch. Eigentlich wollte er nach dem Studium in Botanik über die Systematik der Erlen promovieren, doch dieses Thema stelle sich als problematisch heraus, weil gleichzeitig der Direktor des Botanischen Gartens in Sankt Petersburg über diese Baumarten arbeitete. So reichte er eine zweite Arbeit ein, über die vom Freiherrn von Barnim am oberen Nil gesammelten Pflanzen und promovierte darüber summa cum laude 1862 in Heidelberg. Dies Thema, die Flora der Nilländer, verfolgte er weiter und brach 1864 zu seiner ersten Ex-

pedition an die Küsten des Roten Meeres und von dort ins Niltal auf, 1865 zu einer zweiten, die ihn bis in den Sudan führte.

Eine Besonderheit seines Forscherlebens waren die persönlichen Umstände, in denen er lebte. Durch die Unterstützung seiner in der Zwischenzeit verwitweten Mutter war er finanziell unabhängig, er trat keine Universitätslaufbahn an, lehnte später sogar eine ihm angebotene Professur in Leipzig ab, und somit unterlagen seinen Arbeiten keinen akademischen Zwängen. Da er auch nie heiratete, war er frei von familiären Verpflichtungen und konnte ganz seinen wissenschaftlichen Interessen leben.

1869 begann er dann die große Expedition nilaufwärts, die ihn weltberühmt werden ließ, sie dauerte zwei Jahre und reihte Georg Schweinfurth in die Gruppe der berühmtesten Afrika-Forscher wie David Livingstone, Henry Morton Stanley und Samuel White Baker ein. Das daraus resultierende Buch »Im Herzen von Afrika« (1874) war ein großer wissenschaftlicher aber auch wirtschaftlicher Erfolg und sicherte ihm weiteres unabhängiges Arbeiten.

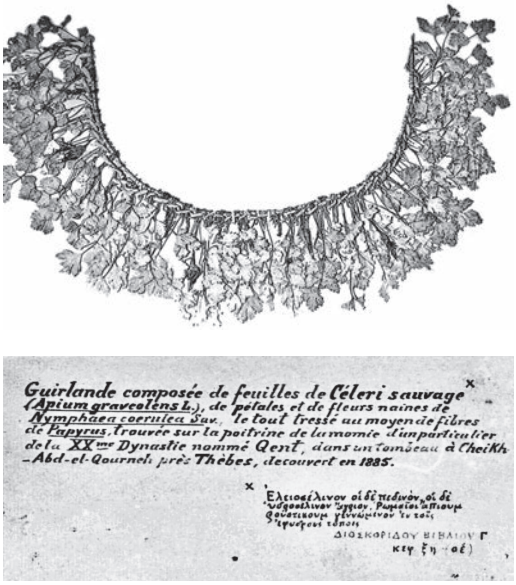
1873 kehrte Georg Schweinfurth nach Kairo zurück und schlug dort seinen Wohnsitz auf. Kairo war damals eine Weltstadt mit starkem europäischem Gepräge und Schweinfurth lebte dort durchaus nicht als zurückgezogener Wissenschaftler. So besuchte er Pferderennen und die zahllosen Gesellschaften der sich besonders im Winter hier aufhaltenden vornehmen Gesellschaft. Er hatte die besondere Gabe, mit Wissenschaftskollegen der verschiedensten Nationen enge, freundschaftliche Kontakte zu knüpfen und trotz teilweiser politischer Differenzen der Heimatländer, diese Verbindungen sein Leben lang zu halten.

Doch lange hielt es ihn nie in der Stadt Kairo, dann zog er wieder zu Fuß, per Esel

Georg Schweinfurth 1872, Zeichnung von Emile Bayard (1837–1891) für das Buch »Im Herzen von Afrika«

oder Kamel durch Ägypten, um die Pflanzenwelt zu erforschen. Sein Herbarium wuchs stetig.

Georg Schweinfurths Interesse an den Pflanzen Ägyptens beschränkte sich nicht auf die Arten, die er sah und sammelte, sondern er studierte auch die der pharaonischen Zeit. Die großen Ausgrabungen in Ägypten in der Zeit von etwa 1860 bis 1900 brachten eine enorme Menge Pflanzenmaterialien zu Tage, denen die Archäologen jedoch nur geringe Aufmerksamkeit schenkten. Durch das trockene Klima in Ägypten hatten sich die Kulturpflanzen, die von den Alten Ägyptern ihren Verstorben als Versorgung für das jenseitige Leben mit ins Grab gegeben wurden, sehr gut erhalten, und Schweinfurth rekonstru-

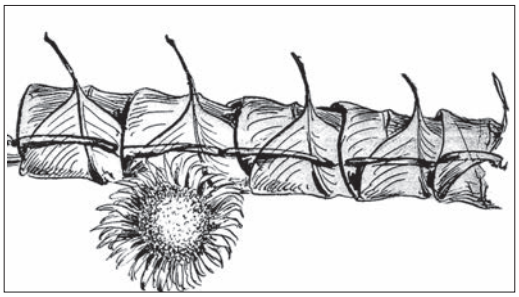


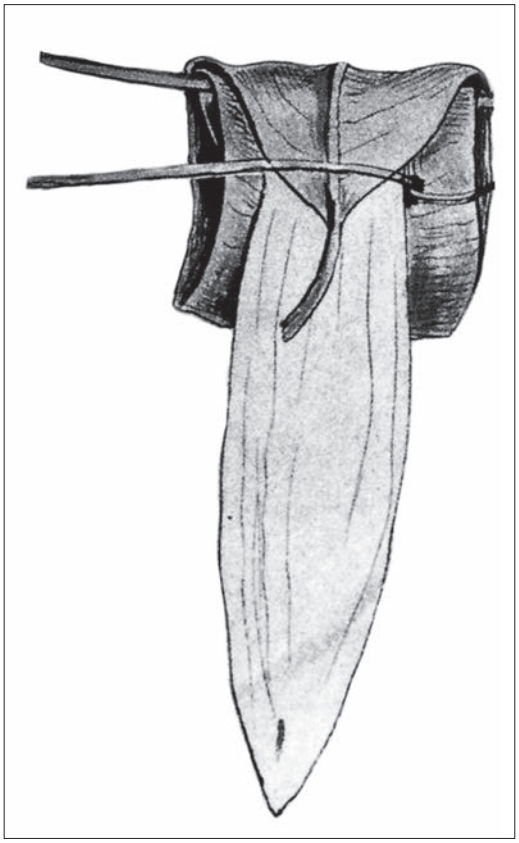
Mumiengirlande aus gekeimten Gerste-Körnern oder Sellerieblättern, jeweils mit der Beschriftung von Georg Schweinfurth. Agricultural Museum Cairo (Foto: Albrecht Germer)

ierte, welche Pflanzen vor drei oder sogar vier Jahrtausenden im Niltal angebaut, aber auch aus fernen Ländern importiert worden war.

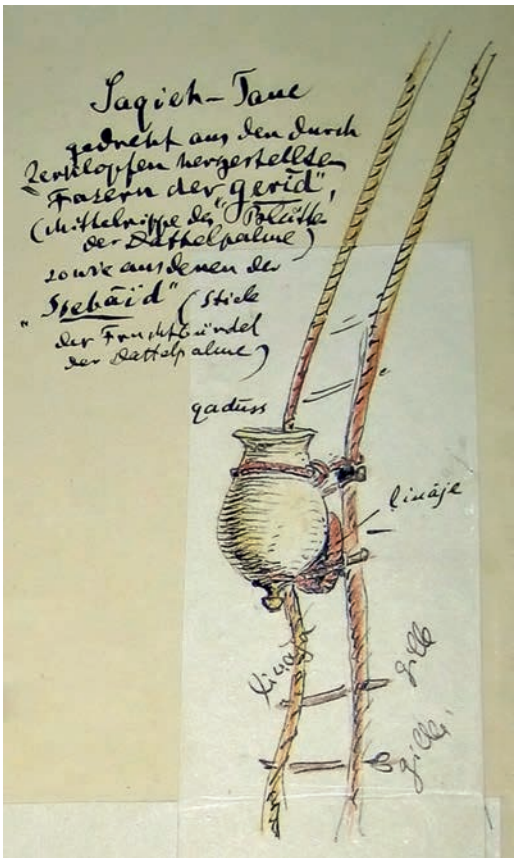
Etwas ganz besonderes unter diesen Grabbeigaben waren Pflanzengebinde, die man einst auf die Mumien gelegt hatte. Schweinfurth entwickelte ganz besondere Verfahren, diese kunstvoll auf Papier und unter Glas in Rahmen zu arrangieren und diese »Pflanzenbilder« schickte er an verschiedene Museen in Europa. In den meisten Fällen nahmen die Ägypter zur Herstellung dieser Mumiengirlanden farbig blühende Blumen eingearbeitet in grüne Laubblätter. Die häufigsten verwendeten Blüten waren die der beiden im Nil heimischen Seerosenarten Blauer Lotus und Weißer Lotus, des weiteren Kornblumen, Chrysanthemen, Mohn, Rittersporn und Akazienblüten, die grünen Blätter stammten meist vom seiner Früchte wegen in den Gärten angepflanzten Mimusops-Baum, seltener vom Ölbaum oder der Weide. Manche Girlanden wurden aber auch aus Pflanzenteilen hergestellt, die eine magischer Bedeutung hatten, wie etwa keimendes Getreide, das die Wiederauferstehung nach dem Tode symbolisierte oder Sellerieblätter, deren intensiver Duft dem Verstorben nach dem Tode neues Leben einhauchen sollte.

Eine besondere Herausforderung war dann die Bearbeitung der Girlanden, die einst die Mumien der großen ägyptischen Herrscher schmückten. 1881 und 1889 hatten Archäologen 18 Königsmumien, darunter die der großen Pharaonen Thutmosis III., Sethos I. und Ramses II. in zwei Sammelverstecken gefunden, wo Priester sie in Zeiten politischer Wirren um 1000 v. Chr. sicher versteckt hatten. Eine ganze Reihe der Königsmumien waren noch mit Blumenschmuck versehen, der sich über mehr als 3000 Jahre erhalten hatte. Georg Schweinfurth präparierte diese zerbrech-





Zeichnungen von Georg Schweinfurth von der Mumie Ramses II. mit Girlanden aus Mimusops-Blättern und Seerosen-Blütenblätter und zwei Zeichnungen zur Herstellungstechnik altägyptischer Blumengirlanden (Gartenlaube, 1884 und Ägyptologische Abhandlungen Bd. 47, 1988)



Zeichnungen von Georg Schweinfurth zu ägyptischen Tongefäßen

lichen Girlanden, bestimmte die darin verarbeiteten Pflanzen und zeichnet sie, um ihre Herstellungsweise zu dokumentieren.

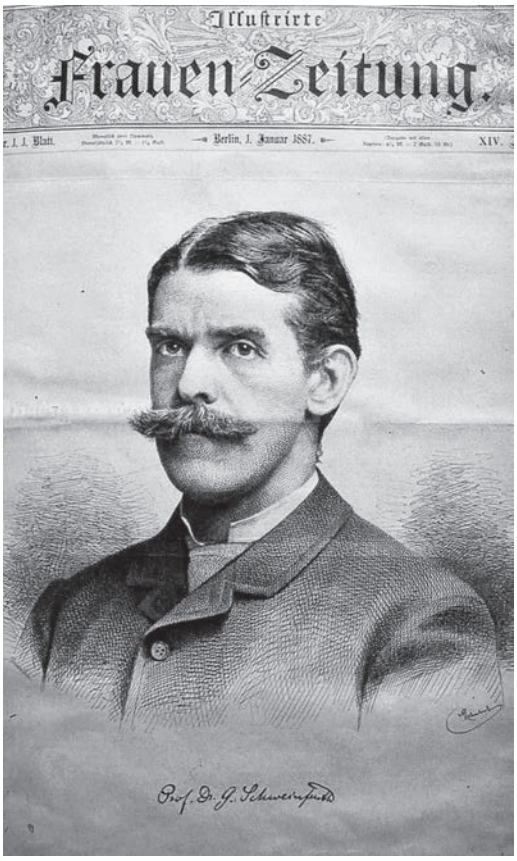
Die für einen Botaniker unbedingt benötigte Fähigkeit, Zeichnungen der Pflanzen und ihrer Teile anzufertigen, hatte Georg Schweinfurth seit seiner Schulzeit intensiv geschult und perfektioniert. Seine Zeichnungen, von denen ein großer Teil heute im Botanischen Museum Berlin-Dahlem gehütet wird, beschränkten sich nicht nur auf Pflanzen. Für das Völkerkundemuseum in Hamburg sammelte er in Ägypten eine ganze Reihe von Objekten, die das Leben der bäuerlichen Bevölkerung zeigten. Ergänzend dazu sollten im Museum Dioramen die Gegenstände erklären, und so lieferte Georg Schweinfurth zu den Objekten gleich die passenden Zeichnungen und Objektbeschreibungen mit dazu.

Georg Schweinfurth publizierte die Ergebnisse seiner Forschungen in Büchern und Aufsätzen in Fachzeitschriften. Außerdem hatte er die Fähigkeit, spannend zu schreiben und so erschienen zahlreichen Aufsätze von ihm auch in populären Magazinen. So wurde seine Arbeit über den Pflanzenschmuck der ägyptischen Königsmumien 1884 in der »Gartenlaube« gedruckt, einer damals weit verbreiteten Zeitschrift für das »Bildungsbürgertum«. Außerdem hielt er zahlreiche öffentliche Vor-

träge und über ihn und seine Forschungen wurde in den Zeitungen berichtet, so auch 1887 in der »Illustrierten Frauen-Zeitung«.

Während seiner Forschungen über die Flora des alten und modernen Ägyptens und seiner umliegenden Länder fand Georg Schweinfurth aber auch noch die Zeit, sich mit ganz anderen Hinterlassenschaften des alten Pharaonenlandes zu beschäftigen. Von 1884 an waren im ägyptischen Antikenhandel große Mengen antiker Stoffe aufgetaucht, meist mit sehr dekorativen Ornamenten versehen. Sie stammten aus dem mittelägyptischen Ort Achmim, wo man ausgedehnte Friedhöfe der römischen und etwas später anzusetzenden Zeit entdeckt hatte.

Auf einer seiner Forschungsreisen in das Fayum, der großen Oase südwestlich von Kairo, bemerkte Georg Schweinfurth am Rande der alten Siedlungsruinen der Stadt Arsinoe (Krokodilopolis) einen auffallenden Hügel, der von den Bewohnern der umliegenden Dörfer »Knochenhügel« genannt wurde. Hier hatte man um 600 n. Chr. die Toten bestattet, eingehüllt in mehrere Lagen ihrer alltäglichen Kleidung. Über das Gesicht des Verstorbenen wurde ein rotes, schleierartiges Stück Tuch gelegt, seitlich einige Mittelrippen von Dattelpalmblättern als Stützelement gebunden, das Ganze dann in bunt gemusterte Decken gehüllt und der Leichnam so begraben. Der Wind hatte im Laufe der Zeit die einst bedeckende Sandschicht fortgeweht, so dass die gut erhaltenen Grablegungen teilweise wieder frei lagen. Dieser Anblick bracht Georg Schweinfurth auf die Idee, selber eine umfangreiche Textilsammlung anzulegen, für einen Mann der damaligen Zeit sicherlich ein etwas ungewöhnliches Vorhaben. Dabei legt er Wert darauf, möglichst viele Textilien verschiedener Webart, unterschiedlicher Muster und Farben zu sammeln, und besonders hatten es ihm bereits zu Nutzungszeiten der Textilien vorgenommene Reparaturen angetan:



Porträt Georg Schweinfurths von 1887 (Illustrierte Frauenzeitung)

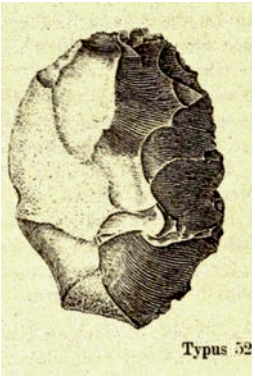
»Von hoher kultureller Bedeutung sind die Stopfmuster, welche sich fast an allen Kleidern finden. Schadhafte Stellen wurden nämlich mit Wollgarn der Art aufs sorgfältigste überstickt, daß die erneute Stelle zugleich eine dem Auge wohlgefällige Figur darstellte. In der Lotterwirtschaft des heutigen Ägypten sind Flicken und Stopfen unbekannte Größen«.

Nach den Erfahrungen während des islamistisch-nationalistischen Arabi-Aufstandes 1879–82 in Ägypten, wo die Europäer zeit-

weilig aus Kairo und Alexandria auf vor der Küste liegende Schiffe fliehen mussten, war es Georg Schweinfurth ein besonderes Anliegen, sein umfangreiches wissenschaftliches Material in Sicherheit zu bringen und dieses weiteren Forschungen zur Verfügung zu stellen. Er sah diese Möglichkeit nur in Berlin gegeben und so siedelte er 1888 nach Berlin über. Vom preußischen Kultusministerium erhielt er Wohnrecht in einem am Rande des gerade entstehenden Botanischen Gartens in Berlin-Dahlem gelegenen Hauses, in dem er wohnen und sein Herbarium, das gut 18 000 Nummern enthielt, aufstellen konnte. Seine Textilsammlung übergab er dem Ägyptischen Museum Berlin, einige kleinere Fragmente auch an andere deutsche Museen. Alle Stücke sind von ihm sorgfältig katalogisiert und winzigen Etiketten versehen worden, auf die er, immer mit dem Gänse-Federkiel, in feiner Handschrift die Herkunft notierte.

Von Georg Schweinfurth gesammelte Textilfragmente von zwei gestreiften Decken und einem roten Gesichtsschleier aus Arsinoe, heute Völkerkundesammlung Lübeck, Inv. Nr. 6035 c, d, und a (Foto: Ilona Ripke, Berlin)

Einem ganz anderen Wissenschaftsgebiet widmete sich Georg Schweinfurth besonders in den Jahren 1900 bis 1905. In breiten internationalen Wissenschaftskreisen wurde zu dieser Zeit, in Deutschland unter der Führung von Rudolf Virchow, über die einzelnen Entwicklungsstufen der Steinzeit in den verschiedenen Regionen der Welt diskutiert. Überall bemühten sich Forscher, Sammlungen von Steinwerkzeugen für Vergleichszwecke an-



Schweinfurth-Zeichnungen eines Schabers (Typus 29) und eines Faustkeiles (Typus 52) (Zeitschrift für Ethnologie 1904) sowie von Schweinfurth gesammelte Objekte des entsprechenden Typus, Objekte Völkerkundesammlung Lübeck Inv. Nr. 5611 d und 5613 u (Foto: Brigitte Goede)

zulegen, und die Funde wurden ausführlich in der von Rudolf Virchow herausgegebenen »Zeitschrift für Ethnologie« vorgestellt und bearbeitet. An diesen Diskussionen beteiligte sich auch Georg Schweinfurth. Während der Wintermonate, die er damals meist in dem luxuriösen Grand-Hotel in Luxor verbrachte, hatte er im westlich des Nils liegenden Gebirge ausgedehnte Werkstätten für Flintwerkzeuge entdeckt. Vor allem im Mittelpaläolithikum hatte man hier Flintknollen abgebaut und bearbeitet. Hunderte von Flintwerkzeugen sammelte er, ordnete sie nach Typen und schickte repräsentative Sammlungen an 40 verschiedene Museen und einige Privatleute. Wiederum zeichnete er die einzelnen Typen sorgfältig, und so lassen sich noch heute anhand der Zeichnungen seine Funde den entsprechenden Werkzeug-Gruppen zuordnen.

In seiner Biographie über Georg Schweinfurth beschreibt sein Großneffe Konrad Guenther, dass sein Onkel sich intensiv um die nachfolgenden Generationen in der Familie kümmerte und ihnen immer mit Rat und Tat zur Seite stand. Seine Unterstützung junger Leute beschränkte sich nicht nur auf Familienmitglieder sondern übertrug er auch auf junge Wissenschaftler und ebenso Wissenschaftlerinnen. Als Beispiele dafür seien hier der junge Ägyptologe Ludwig Keimer (1892–1957) genannt, der später ähnlich vielfältig wie Georg Schweinfurth im Rahmen der Ägyptologie arbeitet und die Botanikerin Elisabeth Schiemann (1881–1972), die vor allem seine Arbeiten über die Entstehung der Kulturpflanzen fortsetzte. In ihnen und vielen anderen hat er, neben seinen gedruckten Werken, sein wissenschaftliches Erbe weitergegeben.

Anschrift der Autorin:
PD Dr. Renate Germer
renate.germer@t-online.de

Bertha Benz und ihre Fernfahrt von 1888 – eine unglaubliche Geschichte

Reflexionen des »Tankwarts« an der 1. Tankstelle der Welt

Adolf Suchy

Die Fahrt der Bertha Benz beleuchtet in einzigartiger Weise das eher versteckte Wirken einer emanzipierten Frau am Ende des 19. Jhdt. Ihr unbedingtes Vertrauen in Carl Benz und ihre Söhne, ihre unbeirrbare Zielorientierung durch alle Höhen und Tiefen eines Unternehmerlebens verdeutlichen ihre Verstrickung in die Entwicklung des Automobils. Daneben werden auch die Rahmenbedingungen der technischen Entwicklung des Motorenbaus dargestellt. Im Mittelpunkt steht aber die Suche nach einer Antwort auf die Frage, warum Bertha Benz die Fahrt überhaupt unternommen hat, die sie vernünftigerweise niemals hätte unternehmen dürfen.

Vorbemerkungen

Bedingt durch die epochale Fahrt der Bertha Benz und ihren ersten Tank-Stopp wurden die Stadt-Apotheke und mit ihr die Stadt Wiesloch vor allem in den großen Jubiläumsjahren dieser Fahrt (1963 / 1988 / 2013) immer wieder mit Oldtimer-Fahrten auf der Route der historisch belegten Strecke konfrontiert, wobei an der Stadt-Apotheke häufig der Tankvorgang nachempfunden wurde. Und dennoch gab es bei Ur-Wieslochern zu jener Zeit immer noch Zweifel, ob denn das mit Bertha Benz und der Tankstelle wirklich so gewesen war. Doch die Fahrt der Bertha Benz mit ihrem Tank-Stopp an der Stadt-Apotheke in Wiesloch ist historisch eindeutig belegt. Nicht ganz so sicher ist allerdings, ob der damalige Apotheker Willy Ockel »höchstselbst« Bertha Benz mit Ligroin versorgt hat, oder ob es zufällig der diensttuende Provisor war. Vor diesem Hintergrund trat der Autor ab 1983 den Dienst eines nebenberuflichen »Tankwarts« an, eigentlich ein schöner Anlass, diesem fast ausgestorbenen Berufsbild ein weiteres Denkmal zu setzen, ähnlich, wie es der Rühmann-Film »Die drei von der Tankstelle«[1] getan hat und zu dem inzwischen auch einige Bildbände erschienen sind[2].

Inzwischen sind die Jubiläen zum 100. und 125. Geburtstag des Automobils (und immer mit zweijährigem Abstand die der Fahrt der Bertha Benz) ins Land gegangen. Das Interesse am automobilen Kulturgut sowie die mediale Aufmerksamkeit an der 1. Tankstelle der Welt haben seither stetig zugenommen. Im Jahr 2015 hat sich die Daimler AG entschlossen, diesen Aktivitäten ein Glanzlicht aufzusetzen mit der Spende einer Replik des Benz-Patent-Motorwagens an die »Freunde historischer Fahrzeuge Wiesloch e. V.«, damit die Tankszene nun jederzeit vor Ort ohne auf-

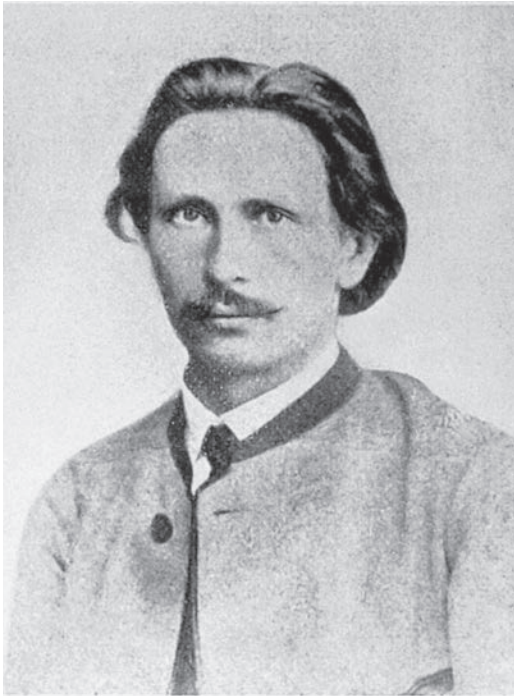
Der Ort der Geschichte, die Stadt-Apotheke in der Wieslocher Hauptstraße in den 1920er Jahren, vom Straßenverkehr noch weitgehend unberührt und von einer Fußgängerzone hat man damals auch noch nichts gewusst. (Stadtarchiv Wiesloch)

wendige Bereitstellung des Dreirades nachempfunden werden kann.

Die Stadt-Apotheke in Wiesloch und wie sie zur Tankstelle wurde

Das kurfürstliche Apotheken-Privileg wurde der Stadt-Apotheke 1735 unter Kurfürst Carl Philipp erteilt. 1816 heiratete der Neckargemünder Apotheker und Weinbauwissenschaftler Johann Philipp Bronner in die Wieslocher Stadt-Apotheke ein und übernahm deren Führung. Während seiner 44-jährigen Amtszeit verlegte er ihren Standort gleich dreimal, das letzte Mal, anlässlich der Übergabe der Apotheke an seinen Sohn Georg Philipp. Aus diesem Anlass wurde 1858 ein zeitgemäßes Apotheken- nebst Wohngebäude (Hauptstraße 96) errichtet. 30 Jahre später (1888) fuhr Bertha Benz dort mit dem ersten Automobil vor.

Dieses Apothekengebäude ist uns heute als 1. Tankstelle der Welt wohl vertraut. An diesem Standort war die Stadt-Apotheke bis 1966 in Funktion, dann erforderte der stark angewachsene Straßenverkehr eine Verlegung der Apotheke in das benachbarte Wohngebäude des Apothekers. Die Massenmotorisierung ist folglich der 1. Tankstelle der Welt beinahe zum Verhängnis geworden. Eine weitere Ironie der Geschichte ist, dass diese Gedenkstätte der Individual-Mobilität seit 1982 in der Wieslocher Fußgängerzone liegt.



Das Brautpaar Bertha Ringer und Carl Benz (Mercedes-Benz-Archiv)

Carl und Bertha – Love-Story und Schicksalsgemeinschaft

In der Rückschau muss ganz klar festgestellt werden, dass Carl Benz die Konstruktion des Motorwagens ohne Berthas partnerschaftliche und vorbehaltlose Unterstützung niemals hätte realisieren können. Sie war die treibende Kraft, die ihn immer wieder ermunterte und ermutigte, die ihm den Rücken von Alltagssorgen frei hielt, die sich in ihrer Ehe um wirtschaftliche und finanzielle Dinge kümmerte und die ihn bereits in der Frühphase ihrer Beziehung vor dem wirtschaftlichen Ruin bewahrte.

Das Leben von Carl mit Bertha hat durchaus das Zeug zu einer Love-Story. Dem wurde besonders anlässlich der 125. Jubiläumsjahre (2011/13) sowohl literarisch[3], als auch mit einem Spielfilm[4] Rechnung getragen.

Doch während in Love-Stories vorwiegend die emotionalen Seiten einer Beziehung betont werden, war die Beziehung zwischen Carl und Bertha von Anbeginn an auch stark rational geprägt.

Erstmals von einander Kenntnis genommen haben Carl Benz und Bertha Ringer, als sich bei einer Ausflugsfahrt zum Kloster Maulbronn ihre Wege kreuzten. Wenn man sieht, dass die Ehe von Bertha bei ihren Eltern mit Beharrlichkeit durchgesetzt wurde, weil Carl durch das Ausscheiden seines Geschäftspartners pleite war und Bertha durch ihre Mitgift Carls Werkstatteinrichtung freikaufen wollte, so zeugt dies nicht allein von dem unerschütterlichen Glauben einer jungen Frau an die Fähigkeiten ihres künftigen Lebensgefährten. Auch ihre Ehe ist ein Beleg für den unbeirrbaren Willen Berthas, das

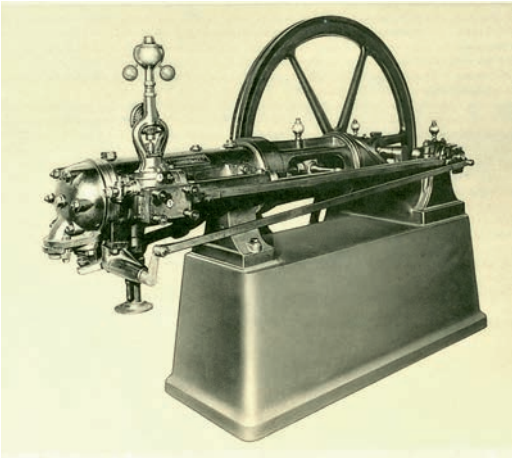
einmal für richtig Erkannte konsequent umzusetzen.

Der Weg zum Motorwagen

Natürlich ist das Automobil nicht einfach vom Himmel gefallen. Die Zeit dafür war reif, die technischen und wissensmäßigen Voraussetzungen waren vorhanden, um das Puzzle zusammenzusetzen und die noch vorhandenen Lücken auszufüllen. Carl Benz hat in der Maschinenfabrik Karlsruhe zunächst Lokomotiven gebaut. Doch schon sein verehrter Lehrmeister an der Polytechnischen Hochschule in Karlsruhe, Professor Redtenbacher, war überzeugt, dass die Technologie der Dampfmaschinen nicht in die Zukunft führen wird, sondern von anderen Motoren abgelöst werden würde[5]. Daran waren später Carl Benz und sein schwäbischer Kollege Gottlieb Daimler ganz wesentlich beteiligt. An diesen beiden Konkurrenten wird sehr gut ihre unterschiedliche Herangehensweise zur Auto-Mobilität deutlich.

Während der junge Maschinenbau-Ingenieur Carl Benz von Anbeginn an den pferdelosen Wagen als Entwicklungsziel definiert hatte, suchte der ehemalige technische Direktor der Motorenwerke Deutz, Gottlieb Daimler, für einen kleinen, leistungsfähigen Motor die unterschiedlichsten Anwendungsmöglichkeiten zu Lande, zu Wasser und bald auch in der Luft.

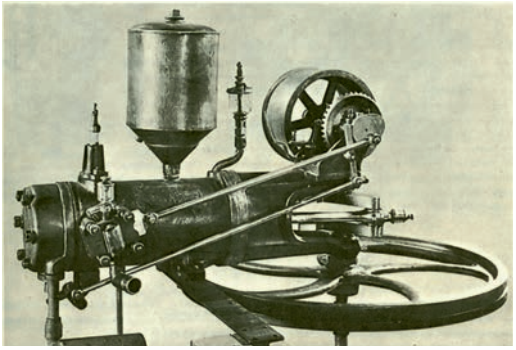
Denn vor den kleinen und leichten Verbrennungsmotoren im Automobil gab es bereits die großen Stationärmotoren, die entweder mit Leuchtgas betrieben wurden oder die über eine Vergasereinrichtung für Flüssigkraftstoffe verfügten. Hinter der Entwicklung dieser ersten Verbrennungsmotoren stehen vor allem die Namen von Auguste Lenoir und Nikolaus Otto, dem Erfinder des 4-Takt-Verfahrens. Im Kölner Stadtteil Deutz wurden die einfach zu handhabenden, ortsfesten Verbrennungsmotoren gebaut, welche rasch die bedien- und kostenaufwendigen Dampfmaschinen ablösten und die Maschinenkraft auch kleineren Handwerksbetrieben zugänglich machten.[6]



Der wirtschaftliche Erfolg des Benz-2-Takt-Stationärmotors ermöglichte den Bau des pferdelosen Wagens (Mercedes-Benz-Archiv)

An dieser Stelle sei anzumerken, dass Carl Benz erst durch die erfolgreiche Herstellung eben solcher Stationärmotoren finanziell in die Lage versetzt worden war, die Konstruktion des Motorwagens anzugehen. Allerdings war er zunächst gezwungen, anstelle des von Nikolaus Otto patentierten 4-Takt-Verfahrens einen 2-Takt-Motor zu konstruieren, der sich im Nachhinein jedoch als höchst erfolgreich erwiesen hatte.

Carl Benz und Gottlieb Daimler sahen sich also herausgefordert, »nur« einen kleinen, leichten und schnelllaufenden Motor zu konstruieren. Dabei war Daimler weniger auf eine bestimmte Anwendung festgelegt als Benz, der von Anfang an auf den pferdelosen Wagen als konstruktive Einheit fokussiert war.



Der Benz-Motor für den Motorwagen, höhere Drehzahl kompensiert großen Hubraum (Mercedes-Benz-Archiv)

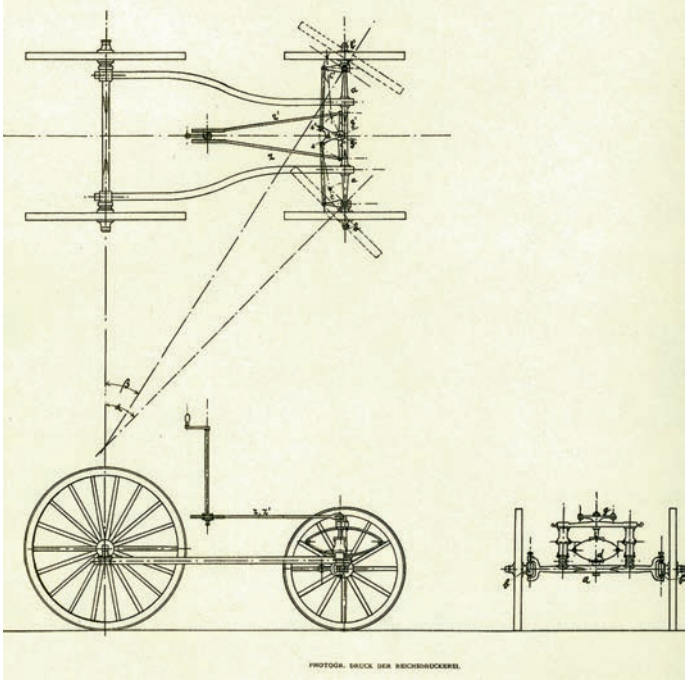
Für Carl Benz gerade noch rechtzeitig wurde das Otto-Patent aus formalen Gründen zu Fall gebracht, womit nun auch für ihn der Weg frei war, einen 4-Takt-Motor in seinen ersten Motorwagen einzubauen.

Doch der Motor stellte nur eine einzelne Hürde auf dem Weg zum Automobil dar. Ein weiteres wesentliches Problem bereitete die Lenkung. Einfach einen Motor in eine Pferdekutsche einzubauen war problematisch, weil dem pferdelosen Wagen der lange Hebel der Deichsel fehlte, mit der robuste Pferde die komplette Vorderachse der Kutsche in die gewünschte Richtung schwenken konnten (Drehschemel-Lenkung).

Doch das Schwenken der Vorderräder an einer starren Lenkachse (Achsschenkellenkung) allein reichte für die Problemlösung nicht aus. Es musste noch der automatische Lenkradienausgleich entwickelt werden, bei dem das innen laufende Rad stärker eingeschlagen wird, als das außen in der Kurve laufende Rad.

Dieser Sachverhalt war auch der Grund dafür, dass der Perfektionist Carl Benz zunächst nur 3-Rad-Wagen mit einem Vorderrad konstruierte, bei denen dieses Problem naturgemäß nicht auftritt. Mit der Erfindung der Achsschenkellenkung mit automatischem Lenkradienausgleich (1893) hat Carl Benz dann umgehend die Herstellung von vierrädrigen Motorkutschen aufgenommen (Benz-Viktoria). Da lag die Fahrt der Bertha Benz von Mannheim nach Pforzheim aber schon 5 Jahre zurück.

Wir dürfen nun nicht übersehen, dass der Benz-Patentmotorwagen von 1886 (Typ 1) ausschließlich als Funktionsmuster für die Patentanmeldung konzipiert worden war. Bertha Benz ist also nicht mit diesem Fahrzeugtyp gefahren, dessen Original seit 1906 im Deutschen Museum in München steht. Er



Vom Problem der Achsschenkellenkung haben wir allgemein keine Vorstellung (Mercedes-Benz-Archiv)

Das Dreirad von 1886 (Typ 1) diente ausschließlich der Patentanmeldung (Mercedes-Benz-Archiv)

ist leicht am offen liegenden Motor zu erkennen.

Drei weitere Jahre optimierte Benz dieses Fahrzeugkonzept, verstärkte Fahrgestell und Räder, verbesserte die Federung, sah zwei voneinander unabhängige Bremsen vor, konstruierte eine doppelte Zahnstangen-Lenkung, entwickelte ein zweistufiges Riemengetriebe und einen stärkeren Motor von etwa 3 PS. Bereits der Prototyp von 1886 hatte ein Differentialgetriebe!

Dann kam der Frühsommer 1888. Im Juli standen zwei Wagen des »Typ 3« fertig in Mannheim. Carl Benz trug sich mit der Absicht, im September 1888 einen dieser Wagen bei der Arbeits- und Kraftmaschinenausstellung auf der Theresienwiese in München der Öffentlichkeit zu präsentieren (Oktoberfest!).

Es existiert noch ein einziges authentisches Fahrzeug dieser Bauart (s. Abb. nächste Seite), deren Fertigungsvolumen auf etwa 25 Stück geschätzt wird. Dieses Fahrzeug gelangte um 1900 über Frankreich nach England und konnte später vom Science Museum in London erworben werden. Von diesem Typ 3 gibt es im Gegensatz zum 1886er Modell bislang keine originalgetreuen Nachfertigungen. Für die Darstellung der Fahrt der Bertha Benz wird deshalb immer der Typ 1 von 1886 verwendet.

Die Fahrt der Bertha Benz

Bertha Benz, welche die Arbeiten ihres Mannes immer mit großem Interesse und Sachverstand begleitete, machte sich gewiss auch

Die Praxistauglichkeit des Typ 3-Dreirads hat Berthas Fahrt bewiesen (Adolf Suchy)

Gedanken um den Geschäftserfolg dieses Motorwagens, als nun ihrer beider Lebensziel endlich erreicht war, das sie beide mit größten Anstrengungen, Entbehrungen und Hartnäckigkeit verfolgt hatten. Bertha war zwischenzeitlich 39 Jahre alt und Mutter von 4 Kindern: Eugen (15), Richard (13), Klara (11) und Thilde (6).

Ein zeitgenössisches Bild von Berthas Fahrt mit ihren Söhnen. Es könnte sich um ein Werk des Malers Eugen Zardetti aus Bregenz handeln, der 1893 den Wagen Nr. 24 erworben hatte (Mercedes-Benz-Archiv)

1883, also 5 Jahre vor Berthas Fahrt ist dieses Familienfoto entstanden. Man beachte den damals ultramodernen Kinderwagen, also bereits Mobilität für die Kleinsten! (Mercedes-Benz-Archiv)

Was der eigentliche Anlass für die Fahrt zu ihrer Mutter nach Pforzheim war, ist nicht ganz sicher, ebenso lässt sich das genaue Datum dieser Fahrt nicht feststellen. Fest steht, dass es Anfang August war und die Schulferien eben begonnen hatten. Danach könnte es Samstag, der 5. August 1888 gewesen sein.

Bertha hat ihrem Mann wohl im Glauben gelassen, dass sie mit ihren beiden Söhnen wie im Jahr zuvor mit der Eisenbahn nach Pforzheim fahren wollte.[7]

Von wem nun tatsächlich die Verschwörung zur Verwendung des Motorwagens für diese Fahrt ausgegangen ist, ist nicht bekannt. Dass für die in der Werkstatt des Vaters aufgewachsenen Söhne Eugen und Richard die beiden fertiggestellten Fahrzeuge eine ständige Herausforderung waren, darf getrost unterstellt werden, und dass sie mit ihrer Idee, den Motorwagen anstelle der Eisenbahn zu nehmen, der Mutter damit keine Ruhe ließen, ebenso. Andererseits gab es auch für Bertha einige Gründe, den Wagen zu nehmen. Doch dazu später mehr.

Eines war allen sonnenklar: der Vater Carl Benz durfte davon nichts erfahren, denn er hätte ihnen das Vorhaben strikt verboten, was er im Nachhinein auch bestätigt hat.[8]

Zum einen dürfte er begründete Sorge um seine Familie und das Fahrzeug gehabt haben. Aber welcher Konstrukteur wollte nicht auch selbst die Erfahrungen auf einer derartigen Testfahrt sammeln?

So schoben Bertha und ihre beiden Söhne bei Tagesanbruch den Wagen aus dem Schuppen, beluden ihn mit dem vorbereiteten Gepäck, starteten ihn aber erst in einiger Entfernung von Haus und Werkstatt, welche sich damals in der Waldhofstraße in Mannheim befanden. Derweil schlief Carl Benz noch tief und fest.

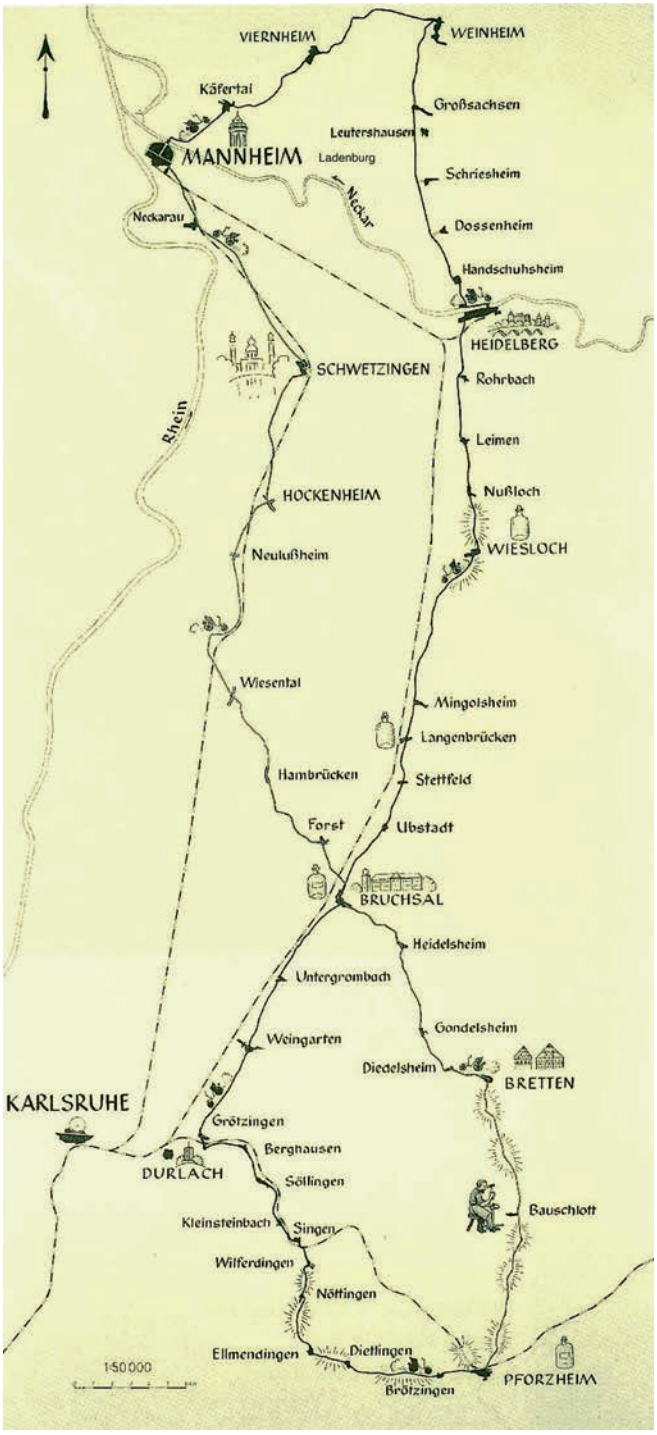
Eigentlich hätte Bertha diese Fahrt niemals unternehmen dürfen

Je mehr man sich mit der Tatsache dieser Fahrt und den überlieferten Begebenheiten beschäftigt, desto verwegener muss einem dieses Unterfangen vorkommen.

Da setzt sich also eine Mutter von vier Kindern mit ihren beiden minderjährigen Söhnen auf einen gerade eben fertig konstruierten Wagen und begibt sich auf eine Strecke von etwa 110 Kilometern! Dabei saß noch nicht einmal sie selbst an der Lenkkurbel, sondern meistens der 15-jährige Eugen, dem die Funktion des »Bord-Ingenieurs« zukam.

Um den Wagen für die Fahrt vorzubereiten, konnte sie sich noch nicht einmal mit Carl beraten, denn dieser durfte ja keinen Verdacht schöpfen.

Das Fahren mit dem »Pferdelosen« auf den Mannheimer Straßen war aufgrund der Testfahr-



Die Route der Bertha Benz mit Bruchsal als Knoten. Während man auf der Hinfahrt an Bergstraße und am Rand des Rheingrabens entlang fuhr, durchquerte man für die Rückfahrt die Rheinebene (Mercedes-Benz-Archiv)

Die Ligroinflasche in der Stadt-Apotheke wurde zum Symbol des Kraftstoffes, der seit über 125 Jahren die Welt bewegt. Ligroin (Leichtbenzin) ist eine niedrig siedende Fraktion, welche bei der Erdöl-Destillation anfällt und die als Lösemittel für Fette, Öle und Teer in Pharmazie und Haushalt Verwendung findet (Adolf Suchy)

ten entweder polizeilich verboten oder nur mit Einschränkungen möglich, weil im Begegnungsfall die Pferde von dem ungewöhnlichen Gefährt scheu wurden und die Kutscher größte Mühe hatten, sie wieder zu bändigen. Straßenkarten gab es nicht, zur Orientierung mussten die wenigen Richtungsschilder, Meilensteine oder auch Eisenbahnstrecken und Flussläufe ausreichen.

Tankstellen und Servicestationen gab es ebenfalls nicht, die Kühlwasservorräte wurden an Dorfbrunnen und Bächen, die Treibstoffvorräte in Apotheken ergänzt. Der Zustand der Überlandstraßen war im Allgemeinen schlimm, bestenfalls postkutschengerecht. Die Ortsdurchgangsstraßen waren mitunter gepflastert.

Dass Carl von der Fahrt überhaupt nichts gewusst haben kann, beweisen die Berichte von den Pannenbehebungen. Denn wenn die verstopfte Kraftstoffleitung mit Berthas Hutnadel freigestochert wurde, und wenn das durchgescheuerte Zündkabel mit Berthas Strumpfband isoliert wurde, so beweist dies eine absolut ungenügende Vorbereitung auf diese Langstreckenfahrt.

Die Technik der Rollenketten, welche die Kettenräder miteinander verbinden, war

Seit 1986 wird der Tankvorgang alle ein bis zwei Jahre vor der Stadt-Apotheke nachgespielt. Hier mit Jutta Benz (Mitte), der Urenkelin von Carl und Bertha, welche dem Namensfest der Bertha-Benz-Realschule in Wiesloch 2008 beiwohnte (Helmut Pfeifer)

ebenfalls noch recht neu und die dafür verwendeten Werkstoffe waren noch nicht optimiert. So kam es, dass sich die Ketten unter der Beanspruchung dehnten und aus den Kettenrädern sprangen. Hier musste z. B. die Werkstatt des Schmiedes in Bruchsal helfen, wo Kettenglieder herausgenommen wurden und dadurch die Kette kürzer wurde.

Während es in der Rheinebene nur mäßige Steigungen und Gefällstrecken gab, änderte sich dies, als vor Durlach die Rheinebene verlassen wurde und die Ausläufer des Nordschwarzwaldes zu erklimmen waren. Hier war nachhaltiges Schieben durch Bertha und Eugen angesagt, während der 13-jährige Richard an der Lenkkurbel saß.

Wenigstens ebenso schlimm war die Gefällstrecke hinab nach Pforzheim ins Enztal. Hier wurden die Bremsklötze so stark abgewetzt, dass sie auf der Rückfahrt bei Bauschlott ihren Dienst quittierten und der dortige Schuhmacher mit Lederflicken die nötige Reibfläche wieder herstellen musste.

Was die Kraftstoffversorgung betrifft, so müssen wir davon ausgehen, dass Bertha neben dem gut gefüllten Tank (ca. 3 Liter) auch ein gut verschließbares Reservegefäß von ebenfalls 3–5 Liter an Bord gehabt hat. Das Leichtbenzin, was damals Ligroin hieß, war notwendigerweise leicht flüchtig und damit leicht entflammbar.

Dennoch waren die Apotheken nicht unbedingt auf Abgabemengen von 3 Litern und mehr eingerichtet. Wir wissen nicht, wie viel Bertha in Wiesloch bekommen hat. Mit zwei Litern wäre sie schon recht gut bedient gewesen, denn die nächste Apotheke gab es bereits in Langenbrücken.

Wie mag nun die Wirkung in Wiesloch gewesen sein, als ein pferdeloser Wagen die Hauptstraße herunterrollte und vor der Stadt-Apotheke haltmachte? Vielleicht hatte der Apotheker oder manch Wieslocher Bürger zuvor schon in den Journalen gelesen, dass ein Carl Benz aus Mannheim dort Probefahrten mit einem neuartigen Wagen auf den Straßen machte.

Als nun morgens, vermutlich zwischen 8 und 9 Uhr, dieser Motorwagen leibhaft in der Wieslocher Hauptstraße stand, eine 39-jährige Frau die Stufen zur Apotheke hinaufeilte und den Apotheker herausläutete, könnte es schon gewesen sein, dass sich Kinder wie Erwachsene dem unbekannten Gefährt mit Scheu und Neugier näherten und noch weitere Anwohner herbeiholten, um dieses Spektakel zu bestaunen. Man könnte sich weiter vorstellen, dass, während Mutter Bertha dem Apotheker ihren sonderbaren Wunsch erklärte, sich Eugen um den Zustand des Wagens kümmerte und der jüngere Richard zum nahegelegenen Brunnen geschickt wurde, um den Wasservorrat zu ergänzen. Und das ganze Schauspiel fand ohne einen ausgewachsenen männlichen Hauptakteur statt, was bei einem derart ungewöhnlichen Ereignis eigentlich hätte erwartet werden müssen!

Und der Spritpreis? Er lag bei ca. 30 RPf. pro Liter. Wir wissen es genau, weil Carl Benz diesen Preis in seinen Verkaufsanzeigen genannt hat. Das war einerseits viel Geld, wenn man bedenkt, dass dies etwa der Stundenlohn für einen Fabrikarbeiter war. Es war aber auch vergleichsweise wenig Geld, wenn man für seine individuelle Mobilität keinen Kutscher mehr entlohnen und keine Pferde versorgen musste.

Wie dem auch sei, Bertha wurde in Wiesloch wieder mobil und konnte ihre Fahrt in die Zukunft fortsetzen. In Bruchsal wurde ein Telegramm an Carl abgesetzt, damit er informiert war, dass einer seiner Motorwagen fehlte. Zurückholen konnte er die drei Abenteurer ja nicht mehr. Trotz der bereits erwähnten Schwierigkeiten wurde bei Einbruch der Dunkelheit Pforzheim erreicht. Berthas Mutter wollte man einen Besuch zu später Stunde nicht mehr zumuten. So stieg man im Gasthof »Zur Post« ab, wo man sich frisch machen konnte. Carl erhielt vom Ziel noch ein zweites Telegramm, mit dem er über den erfolgreichen Verlauf der Fahrt informiert wurde.

Ein Haupthindernis für diese Fahrt wurde bislang noch nicht angesprochen. 1888 war es eigentlich undenkbar, dass sich eine Frau ohne männliche Begleitung allein auf eine solche Reise begibt. Das wäre vielleicht mit der Eisenbahn noch halbwegs vorstellbar, aber mit einem offenen Motorwagen ohne Pferde, ohne Kutscher und ohne den Fach-Mann – das will in kein gesellschaftliches Ordnungsschema der damaligen Zeit passen. Doch war es nicht ein Persönlichkeitsmerkmal Berthas, sich gelegentlich über gesellschaftliche Konventionen hinwegzusetzen?

Warum sie es dennoch getan hat

Die Frage, warum Bertha entgegen aller Vernunft die Fahrt von Mannheim nach Pforzheim riskiert hat, ist stets ein zentrales Thema bei Besuchen in der Stadt-Apotheke. Allein die Sicherheitsrisiken für Mensch und Maschine hätten ausgereicht, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen. Es muss also überzeugende Gründe gegeben haben, trotzdem die Fahrt mit dem Motorwagen zu riskieren.

Als sicher darf gelten, dass Eugen und Richard von der Idee, den fertiggestellten Wagen einem echten Praxistest zu unterziehen, fasziniert und nicht mehr davon abzubringen waren.

51 Jahre später, am 3. Mai 1939, Berthas 90. Geburtstag, entstand dieses Bild der drei Fernfahrer auf der Freitreppe der Ladenburger Benz-Villa (v. l. Eugen, Bertha, Richard) (Mercedes-Benz-Archiv)

Ein weiterer Gesichtspunkt war die finanzielle Seite. Die Entwicklung dieser beiden Fahrzeuge hat viel Geld verschlungen. Nun musste rasch ein wirtschaftlicher Erfolg her. Und weil Öffentlichkeitsarbeit nicht gerade Carls Stärke war, sah Bertha mit dieser Fahrt vielleicht eine Möglichkeit, das Publikum an der Strecke zu interessieren.

Selbst wenn alle diese Argumente mehr oder minder stark zutreffen sollten, so werden sie doch von einem emotionalen Aspekt weit übertroffen. Denn Bertha musste in Pforzheim ihre beschädigte Reputation wieder herstellen, und zwar bei ihrer Familie, der Verwandtschaft sowie den Freunden und Bekannten aus alten Zeiten.

Wir müssen davon ausgehen, dass sich alle in Pforzheim darüber einig waren, dass Carl Benz vielleicht doch nicht die ideale Partie für dieses Mädchen aus gutem Hause war. Das fing mit Carls Schulden noch vor seiner Ehe an, für die Bertha dann ihre Mitgift geopfert hatte. Die finanziellen Nöte setzten sich in den Folgejahren weiter fort und waren stets mit unzuverlässigen oder mutlosen Geldgebern verknüpft. Das hat Bertha über all die 16 Ehejahre gewiss belastet.

Als nun Berthas und Carls Lebensziel endlich erreicht, die Firma konsolidiert, der Motorwagen auskonstruiert war, so war es eigentlich nur konsequent, dass eine Triumphfahrt nur Pforzheim zum Ziel haben konnte!

Nur dieser Gesichtspunkt hatte so viel Gewicht, dass er die eingegangenen Risiken, Strapazen und »Grenzüberschreitungen« aufwog.

Wie es danach weiterging

Über die Rückfahrt liegen uns nur wenige Berichte vor, z. B. von der »Neubesohlung« der Bremsklötze beim Schuhmacher in Bauschlott.

Carl war bei dem glücklichen und erfolgreichen Verlauf dieser Fahrt natürlich nicht erzürnt und insgeheim stolz auf seine Familie. Auf Berthas Betreiben hin hat er dem Wagen noch einen dritten Berggang spendiert, damit er auch im bergigen Gelände gut vorankommen konnte.

Trotz der großen Begeisterung, die Carl Benz bei all seinen Vorführungen entgegenschlug, war das Kaufinteresse an seinem Wagen gering. Da ging es ihm auch nicht viel anders als Gottlieb Daimler in Cannstadt. Eine Ursache lag wohl darin, dass sich der deutsche Kaiser nicht so recht für Automobile erwärmen konnte. Bei dieser negativen Vorbildfunktion blieb folglich auch das Interesse der vermögenden Kreise gering.

Anders lagen dagegen die Verhältnisse in Frankreich, wo das Automobil als Prestige- und Sportgerät *rasch* in jenen Kreisen Einzug hielt. Sowohl Daimler, als auch Benz unterhielten deshalb in den frühen 1890er Jahren

Es geht auch anders! Als Ausbildungsprojekt im Werk Sindelfingen entstand der F-Cell-Roadster, dessen elektrische Antriebsenergie aus Wasserstoffgas mit einer Brennstoffzelle gewonnen wird. Das Bild entstand 2009 bei der Jungfernfahrt vom Mannheimer Maimarkt zum Ziel Stadt-Apotheke in Wiesloch (Adolf Suchy)

Die Men in Benz (MiB) definieren 2015 die Spitze des Tourenwagen-Sports mit der AMG-SL-Version vor der »Tankstelle«. Auch der MB-Nachwuchsrennfahrer Pascal Wehrlein war darunter (Adolf Suchy)

in Frankreich und auch den USA Vertriebsorganisationen, welche das Exportgeschäft beflügelten.

Gottlieb Daimler hat die weitere Entwicklung des Automobils und auch den ersten Mercedes aus seinem Unternehmen nicht mehr erleben dürfen. Er ist bereits 1900 an einem Herzleiden verstorben. Carl Benz hat jedoch dessen Siegeszug gesamthaft, wie auch die 1926 vollzogene Vereinigung der Benz-Werke mit den Daimler Motorenwerken miterleben können. Die wirtschaftliche Not beider Unternehmen in der Zeit der Weltwirtschaftskrise hat die Fusion zur Daimler-Benz AG erzwungen. Es ist ein einmaliger Glücksfall, dass sich die Geschichte dieser beiden Pionier-Unternehmen aus Baden und Württemberg bis in die Gegenwart fortsetzt. Carl Benz ist 1929 85-jährig in Ladenburg verstorben.

Bertha hat ihn um 15 Jahre überlebt. 1933 konnte sie noch der Einweihung des Benz-Denkmals am Mannheimer Wasserturm beiwohnen.

Das Andenken an die Fahrt der Bertha Benz

Die Würdigung dieser Fahrt hat die historischen und nationalen Grenzen längst verlassen. Sie gilt inzwischen als Meilenstein der technologischen Entwicklung.

Seit 1988 findet in zweijährigem Turnus die Bertha-Benz-Fahrt statt. Doch nicht nur in der Rückschau wird die Fahrt der Bertha Benz im In- und Ausland gewürdigt. Ihre Route wurde zur Demonstrationsstrecke von Elektromobilen ebenso wie für modernste Sportwagentechnik. Und natürlich wollen auch Markenclubs aus der Oldtimer-Szene immer wieder einmal ein Stück dieser Strecke abfahren und an der Stadt-Apotheke »tanken«. Mit einem gewissen Stolz kann festgestellt werden, dass gerade die »Tankstelle« das authentischste Highlight an der gesamten Strecke ist – auch wenn sie heute in einer Fußgängerzone liegt.

Alles in allem ist festzustellen, dass Bertha Benz sich die Herzen von Oldtimer-Enthusiasten wie auch der Bürger der Region erobert hat. Nicht nur der Motorwagen, auch ihr Selbstverständnis als Frau stehen für eine neue Zeit.

Anmerkungen

1 Spielfilm »Die drei von der Tankstelle« (1930), Berlin; Regie Wilhelm Thiele, Produktion Erich Pommer, Musik W. R. Heymann; mit Heinz Rühmann, Lilian Harvey, Willy Fritsch, Oskar Karlweis, Kurt Gerron.
2 Bildbände: »Hallo Tankwart«, Alexander F. Storz; Stuttgart (2013) und »Volltanken bitte«, Christof Vieweg; Sipplingen (2017).
3 »Mein Traum ist länger als die Nacht«, Angela Elis; Hamburg (2010) und »Bertha Benz«, Barbara Leisner; Casimir Katz Verlag (2011).
4 »Carl & Bertha«, Regie Tim Endemann; ARD/SWR (2011).
5 »Carl Benz, Lebensfahrt eines deutschen Erfinders«; Leipzig (1925).
6 vgl. Fußnote 5.
7 vgl. »Karl Benz«, Paul Siebertz, J. F. Lehmanns Verlag, München (1943).
8 vgl. Fußnote 7.

Anschrift des Autors:
Dr. Adolf Suchy
Hauptstraße 96
69168 Wiesloch

Die »Elektrische Bahn Heidelberg – Wiesloch«

Die kurze Geschichte einer privaten Überlandbahn

Klaus Rothenhöfer

Ein privates Unternehmen, die »Actiengesellschaft für Bahn-Bau und Betrieb«, baute im Jahr 1900 die bis 1973 betriebene elektrische Straßenbahn zwischen Wiesloch und Heidelberg und machte damit der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahn Konkurrenz. Reger Ausflugsverkehr am Wochenende und umfangreicher Gütertransport machten den Betrieb dieser Straßenbahn zu einem lukrativen Geschäft. Bereits im Jahre 1905 wurde die »Elektrische Straßenbahn« von der Stadt Heidelberg erworben und an die Heidelberger Straßen- und Bergbahn weiterverpachtet.

Die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts waren in Wiesloch und Umgebung von einer Innovationsoffensive im Bereich der Elektrizitätsversorgung und des elektrischen Schienennahverkehrs geprägt. Die 1886 eröffnete Wieslocher Pferdebahn gehörte zu den ersten im Großherzogtum Baden. Die meterspurige Pferdebahn von der Stadt Wiesloch nach dem Staatsbahnhof wurde 1901 eingestellt und durch die normalspurige Nebenbahn ersetzt. Der Verkehr wurde von einer »Trambahn = Maschine« bedient. Es war die erste mit Gleichstrom elektrifizierte Vollbahn in Baden für den öffentlichen Verkehr. Der Bau des am 7. Oktober 1899 in Betrieb genommenen Elektrizitätswerkes Wiesloch auf dem Gelände des heutigen Leimbachparks erfolgte gleichzeitig mit dem in Heidelberg, aber in einer fortschrittlicheren Technik: Wechselstrom hier statt Gleichstrom dort. Ebenso verkehrte die Elektrische Bahn Heidelberg – Wiesloch bereits ab ihrer Eröffnung 1901 elektrisch, während in Heidelberg noch Pferdebahnbetrieb bestand. Diese »Elektrische Bahn Heidelberg – Wiesloch« war damals keine Einrichtung des städtischen Nahverkehrs, sondern eine Überlandbahn.

Die erst wenige Wochen zuvor, am 18. Januar 1898 in Frankfurt am Main von mehreren Banken gegründete »Actiengesellschaft für Bahn-Bau und Betrieb« wandte sich am 7. Mai 1898 an den Wieslocher Bürgermeister Clare:

Betrifft: Elektrische Straßenbahn Heidelberg – Wiesloch
Herrn Bürgermeister Clare

Hochwohlgeboren!
Zur Ausarbeitung des Concessionsgesuchs für eine elektrische Straßenbahn von Heidelberg – Rohrbach – Leimen – Wiesloch – Oberstadt, Wiesloch Post – Wiesloch Erbprinzen, hat Herr Ingenieur Lutz in unserem Auftrage vorige Woche in dortiger Gegend weitere noch nöthige Erhebungen gemacht und mit Ihnen in Wiesloch die Legung der Richtung der Linie besprochen und das Terrain in Wiesloch besichtigt.

Von Concurrenzfirmen existiren Bestrebungen dieses Bahnprojekt evtl. nur bis Nußloch auszuführen. Wir beabsichtigen jedoch das Bahnprojekt bis Wiesloch auszudehnen und geniessen hierbei die Unterstützung des Heidelberger Cementwerkes und, wie wir nach gepflogener Rücksprache annehmen dürfen, auch die des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Wilckens.

Unsere Bestrebung die Bahn von Heidelberg bis Wiesloch zur Verwirklichung zu bringen, kann um so sicherer erfolgreich werden, wenn auch der Stadtrath von Wiesloch uns seine Beihilfe zur Durchführung des Bahnunternehmens geneigtest zukommen lässt. Gerne werden wir auch die Wünsche der Stadtbürgerschaft Wieslochs über die Art des Baues und Betriebes entgegennehmen und die Interessen allseitig nach Möglichkeit wahren.

Wir stellen das ganz ergebenste Gesuch:

Verehrlicher Stadtrath in Wiesloch wolle gefälligst das Einverständniss zu unserer Concessionseingabe beschliessen, uns seine Beihilfe zur Durchführung der elektrischen Bahn von Heidelberg bis Wiesloch zusichern, und uns diesen Beschluss baldmöglichst übersenden.

Aus heutiger Sicht stellt sich die Frage, warum man glaubte, parallel zu dem seit 1843 bestehenden Teilabschnitt Heidelberg – Wiesloch der »Badischen Hauptbahn« eine weitere Bahn erfolgreich betreiben zu können. Die Strecke der »Badischen Hauptbahn« lag zwar in einiger Entfernung von den Gemeinden Leimen, Nußloch und Wiesloch, andererseits gab es damals noch die »Lokalbahnhalte« Leimen (an der Straße nach Schwetzingen) und Walldorf (an der Straße Walldorf – Nußloch). Wiesloch hatte darüber hinaus mit seiner Pferdebahn Anschluss an alle an der Station Wiesloch haltenden Züge.

Ein Hinweis findet sich in dem Satz: »Wir … geniessen hierbei die Unterstützung des Heidelberger Cementwerkes.« In der Tat hat der Abschluss des Vertrages mit dem Portland-Zementwerk Heidelberg erst die Finanzierung des Unternehmens gesichert.

Auffällig die damals noch geplante Streckenführung Wiesloch – Oberstadt, Wiesloch Post (heute Fontenay-aux-Roses-Platz) – Wiesloch Erbprinzen (heute Odysseus).

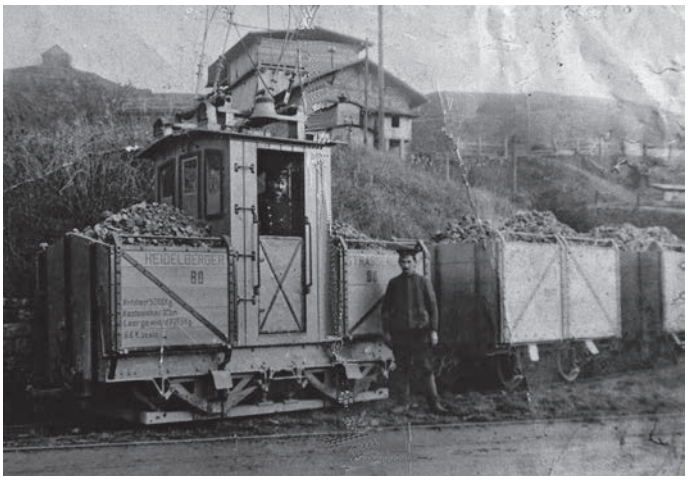
Das hatte damals noch nichts mit einem möglichen Anschluss an die spätere Nebenbahn zu tun, da diese erst später projektiert wurde. Im Laufe der Planungen kam es dann zu der Endhaltestelle am damaligen Friedhof, dem heutigen Schillerpark. Aber auch an dieser Stelle tauchten Probleme auf:

Endhaltestelle Wiesloch in den ersten Betriebsjahren mit Fahrzeugschuppen (©Stadtarchiv Wiesloch)

»Bezüglich des Endpunktes der Bahn in Wiesloch ziehen wir in Erwägung, die derzeit geplante Stelle zu verlassen. Dieselbe wird sich im Betrieb ausseror-

dentlich ungünstig erweisen, weil sie in einem Gefälle 1:28,7 liegt, daher die aufgestellten Wagen nur stark gebremst stehen können und es ausserdem an genügendem Raum für die Aufstellung der Reservewagen für plötzlich auftauchende Verkehrssteigerung fehlt.

Wir wollen daher die Bahn über den derzeit geplanten Endpunkt hinaus über die Hauptstrasse hinweg auf den freien Platz führen, dortselbst eine Horizontale anschütten und eine hübsche Wartehalle errichten.«



Güterzuglokomotive 80 der Heidelberger Straßenbahn 1906 beim Steinbruch zwischen Nußloch und Wiesloch (©Archiv Heinrich Schmidt, bearbeitet)

Der erwähnte »freie Platz« wurde im Zuge des Ringstraßenausbaus wieder abgetragen und ist nun Teil der Ringstraße.

Mit Urkunde des »Großherzoglichen Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten« vom 6. Juni 1900 wurde der Deutschen Eisenbahn-Gesellschaft, Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. »gemäß § 29 des Straßengesetzes vom 14. Juni 1884 die Staatsgenehmigung zum Bau und Betrieb einer zur Klasse der Kleinbahnen gehörenden elektrischen Straßenbahn zwischen Wiesloch und Heidelberg« unter gewissen Bedingungen erteilt: Demnach sollte die zu erbauende Bahn am nördlichen Ausgang der Stadt Wiesloch beginnen, sich mit Ausnahme einer kurzen Strecke auf der Landstraße Nr. 1 durch die Orte Nußloch, Leimen, Rohrbach bewegen und auf dem Bahnhofplatz in Heidelberg, der damals noch auf dem Gelände des heutigen »Mengler-Baus« lag, endigen. Die Spurweite der Bahn sollte 1 Meter betragen und »die Spannung der oberirdischen Stromleitung darf vorerst 530 Volt nicht überschreiten. Zur Anwendung einer höheren Spannung ist besondere Genehmigung der Staatsaufsichtsbehörde erforderlich«. Vorsorglich sicherte sich der Badische Staat eine Kaufoption an der Bahn.

Am 1. August 1900 wurde mit dem Bau der elektrischen Straßenbahn vom Steigerweg in Heidelberg bis Wiesloch begonnen und bereits am 24. Juli 1901, also nach weniger als einem Jahr, konnte die Strecke zunächst zwischen Steigerweg und Wiesloch eröffnet werden. Zwischen dem damaligen Heidelberger Hauptbahnhof und Steigerweg sollte das Gleis der Heidelberger Pferdebahn mitbenutzt werden. In drei weiteren Bauetappen wurde am 21.10.1901 der Betrieb bis zum Hauptbahnhof Heidelberg ausgedehnt.

Versuche Wieslocher Geschäftsleute, die elektrische Bahn weiter in die Stadt zu führen, hatten keinen Erfolg.

Die von der »Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co., Frankfurt a. M.« gelieferten und ausgerüsteten sieben Motorwagen hatten einen Fassungsraum von

Tw 80 und Bw 154 an der Endstelle in Wiesloch im letzten Betriebsjahr 1973. Der Tw 80 ist noch heute als Museumsfahrzeug im Einsatz (© Klaus Rothenhöfer)

je 20 Sitzplätzen im Innern auf Längssitzen und 14 Stehplätze auf den Plattformen. Die Wagenkästen wurden von der Waggonfabrik H. Fuchs A. G. in Rohrbach gebaut und hatten eine Länge von 8,10 m zwischen den Plattformwänden, eine größte Breite von 2 m und eine Höhe von 3,35 m, von Schienenoberkante gerechnet. Die Strecke über Nußloch bis Wiesloch wurde stündlich, die bis Leimen halbstündlich bedient.

In einer zeitgenössischen technischen Beschreibung der Bahn heißt es: »Die Kleinbahn Heidelberg Hauptbahnhof – Wiesloch, deren elektrischen Teil die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co. ausgeführt hat, befindet sich im Besitz und Betrieb der Aktiengesellschaft für Bahnbau und -betrieb, die auch den Oberbau der Bahn ausgeführt hat. Sie ist eine eingleisige Bahn, die Heidelberg über die Ortschaften Rohrbach, Leimen, Nußloch mit Wiesloch verbindet. Der Personenverkehr ist namentlich im Sommer, wo der Ausflugsverkehr nach den in den Bergen gelegenen Ortschaften an und in der Nähe der Bahn stark anwächst, ein sehr reger. Die Bahn führt vom Hauptbahnhof Heidelberg durch einige Straßen der Stadt und benutzt außerhalb die durch die genannten Ortschaften führende Chaussee nach Wiesloch. Es sind namentlich in der Nähe von Wiesloch einige starke Steigungen zu überwinden; die größte beträgt 6,6 %. Auf die gesamte Länge der Strecke von 13 km entfallen 11 Weichen und im ganzen 12 Haltestellen mit einer durchschnittlichen Entfernung von 1 km. Im § 14 der Konzessionsurkunde war vorgesehen: »Die Bahn hat im Allgemeinen nur zur Beförderung von Personen, Gepäck und Stückgut (Marktwaren) zu dienen. Zur dauernden Einstellung von Zügen, die aus mehr als drei Wagen, einschließlich Motorwagen bestehen bedarf es der Genehmigung der Staatsaufsichtsbehörde. Diese ist auch erforderlich zur Einstellung von Zügen für die Beförderung

von Wagenladungen und Massengütern.« Tatsächlich bildete der Steintransport vom Nußlocher Steinbruch zum Zementwerk Leimen der Portland-Zementwerke Heidelberg-Mannheim in den ersten beiden Jahrzehnten das wirtschaftliche Rückgrat der neuen Bahn.

Ein entsprechender Vertrag, nach dem sich dieses Unternehmen verpflichtete, mit der Bahn jährlich mindestens 50 000 t Kalksteine »in Kleinschlaggröße« von einem Steinbruch hinter Nußloch (km 10,5) zum Zementwerk in Leimen (km 5,6) zu befördern und pro Tonne 60 Pf. zu bezahlen, hatte die Finanzierung des Bahnbaus überhaupt erst möglich gemacht. Die Einnahmen aus dem Güterverkehr sollten ca. 25 % der Gesamteinnahmen ausmachen.

»Der Betrieb der Bahn gestaltete sich von Anfang an sehr günstig. Das rollende Material musste bereits nach kurzer Zeit vermehrt werden, so dass jetzt für den Personenverkehr neun Motorwagen und ebensoviel Anhängewagen vorhanden waren. Die Wagen verkehren zwischen Heidelberg und Wiesloch stündlich, während für die Strecke Heidelberg – Leimen der 30-Minutenverkehr eingeführt ist. Im letzten Betriebsjahr wurden im Ganzen 250 000 Motorwagenkilometer und 120 000 Anhängewagenkilometer erzielt, wobei die Anzahl der beförderten Personen 1 060 000 betrug. Für den Steintransport war die Anzahl der Lokomotivkilometer 20 000, der Güterwagenkilometer 60 000, dabei wurden im Ganzen 70 000 t befördert. Bei diesem Verkehr ist die Beanspruchung der Unterstation zeitweise eine sehr starke.« In den Kurven Fig. 181 und 182 ist die Stromentnahme am Sonntag, 21. Juni und Montag, 22. Juni 1903 dargestellt; wie ersichtlich, steigt der Strom für kurze Zeiten auf 300 Amp.

Im Jahre 1905 wurde die Elektrische Straßenbahn von der Stadt Heidelberg erworben und an die Heidelberger Straßen- und Bergbahn weiterverpachtet. Der Kaufpreis betrug damals 1,9 Mio. Mark, demgegenüber standen im Jahr 1904 Einnahmen in Höhe von 186 000 Mark, man errechnete sich damals noch ein rentables Geschäft aus dem Betrieb der Straßenbahnlinien. Über die Motive für den damaligen Kauf gibt ein Geschäftsbericht der Heidelberger Straßen- und Bergbahn aus dem Jahr nach dem Erwerb Aufschluss. Dort heißt es, da die Stadtgemeinde Heidelberg durch den Ankauf von mehr als drei Viertel sämtlicher Aktien unseres Unternehmens den ausschlaggebenden Einfluss auf diese gewonnen hat, war es für sie von außerordentlichem Werte, nun auch den Straßenbahnverkehr mit den benachbarten Orten in die Hand zu bekommen. Hierzu war es erforderlich, zunächst die seit 1901 bestehende »Elektrischen Bahn Heidelberg Wiesloch« zu erwerben. Obschon der Bauwert der Anlage erheblich geringer war, entschloss sich die Stadt doch, den von der Besitzerin der Bahn, der Deutschen Eisenbahn-Gesellschaft in Frankfurt a. M. geforderten Kaufpreis von Mk. 1 900 000 zu akzeptieren, nachdem ihr von uns die Rentabilität des Unternehmens auch bei diesem Preise als gesichert bezeichnet wurde, was durch das vorliegende Ergebnis des abgelaufenen halben Geschäftsjahres auch bewiesen ist.

Anschrift des Autors:
Klaus Rothenhöfer
Scheffelstraße 3
69168 Wiesloch

ECHT.Wiesloch

Einkaufsstadt stärken damit Wiesloch lebens- und liebenswert bleibt

Ines Adam

Um gegen die ins Internet abwandernde Kaufkraft, zunehmende Leerstände und Konkurrenz der wachsenden Zahl von Malls oder Einkaufszentren in den Großstädten ein Zeichen zu setzen, hat Wiesloch im Jahr 2017 die Buy-local-Kampagne »ECHT. Wiesloch« ins Leben gerufen. Das Wiesloch Stadtmarketing e. V. bündelt die verschiedenen Maßnahmen, um die Innenstadt Wieslochs lebendig und attraktiv zu halten.

Wiesloch als Große Kreisstadt im Rhein-Neckar-Kreis nimmt hier im Süden der Metropolregion Rhein-Neckar die Funktion eines wichtigen Mittelzentrums ein. Mit einem umfassenden Angebot im schulischen, kulturellen, sportlichen, sozialen und kirchlichen Bereich lässt es sich in Wiesloch gut leben. Die Lage an der Südlichen Bergstraße am Übergang zum Kleinen Odenwald, zum Kraichgau und zur Rheinebene begünstigt Wiesloch als Wohn-, Schul-, und Gewerbestandort. Doch zu einer attraktiven Stadt gehört vor allem eine lebendige Innenstadt mit ansprechender Einzelhandelsstruktur und guter Gastronomie. All das kann Wiesloch bieten und versucht dies auch entsprechend zu positionieren. Dazu gehört natürlich in erster Linie ein attraktives Angebot an Dienstleistern, Banken, Ärzten und Einzelhandelsgeschäften im Branchenmix. Dazu gehört aber auch die Bereitschaft der Wieslocherinnen und Wieslocher in Wiesloch einzukaufen und ein Stück weit auf Käufe im Internet zu verzichten. Ein neuer Blick auf die eigene Stadt hat schon so manchem gezeigt, dass man nicht immer den Schritt in die Großstadt machen muss, um viele Marken, ansprechende Produkte und tolle Angebote zu finden. Und dass die persönliche Beratung manchmal mehr zählt als der schnelle Klick. Dabei geht es nicht darum, mit den großen Städten im Umkreis von 15 bis 30 Kilometern, wie Heidelberg oder Mannheim in Konkurrenz zu treten, sondern darum, die Einzigartigkeit Wieslochs in erster Linie den Wieslocherinnen und Wieslochern und den Bewohnerinnen und Bewohnern des Umlandes zu präsentieren. Denn nur wenn sich die Einzelhändler auch langfristig halten können, kann die Innenstadt den einladenden Charakter bewahren, den sie heute hat.

Die Geschäfte und Dienstleister, die Teil von »ECHT. Wiesloch« sind, stärken durch die Teilnahme an der Initiative ihr Geschäft nachhaltig und präsentieren sich Stammkunden und Neukunden. Diese sollen gerne in Wiesloch einen Bummel machen und sich wohlfühlen. Persönliche Beratung und individuelle Angebote stehen für den Standort Innenstadt. Viele Spezialgeschäfte laden zu einem Einkaufsbummel ein. Die Werbekampagne »ECHT. Wiesloch« erzählt kleine Geschichten, die zeigen, wie attraktiv und einzigartig Wiesloch ist.

Zum Neujahrsempfang der Stadt Wiesloch im Jahr 2017 startete diese »Buy-local«-Kampagne, die Ideen der Stadtverwaltung, des Stadtmarketings e. V. und der Wiesloch Card e. V. zu einem gemeinsamen Projekt verbindet. Viele innenstädtische Einzelhändler, Apotheken, Gastronomen und Dienstleister beteiligen sich in einem ersten Schritt an dieser Aktion. Stück für Stück soll die Kampagne in den kommenden Monaten auf alle Angebote der Stadt ausgeweitet werden. Auch Ärztinnen und Ärzte, Handwerkerinnen und Handwerker sollen mit einbezogen und so das gesamte Wiesloch-Spektrum aufgezeigt werden.

Das Motto: ECHT.nachhaltig

Vermehrt regten die Einzelhändler der Innenstadt an, gemeinsam eine Lösung zu finden, um mehr Kaufkraft in Wiesloch zu binden und die attraktive Innenstadt mit Gastronomie und Einkaufsangeboten zu bewerben und nachhaltig zu stärken.

In einem Arbeitskreis zum Thema »Stadtmarketing« wurde die Idee zu »ECHT.Wiesloch« geboren. Die so genannte »Buy-local«-Kampagne hat das Ziel, lokales Einkaufen zu stärken und nachhaltig attraktiv zu machen. Gleichzeitig sollen die Vorzüge der Stadt präsentiert werden. Die Idee hinter der Kampagne will aber mehr als bloßen Absatz und Frequenz generieren. Sie möchte das Bewusstsein der Verbraucherinnen und Verbraucher, in erster Linie Bürgerinnen und Bürger der Stadt, schärfen, warum sich ein Einkauf in der Innenstadt doppelt lohnt: Jeder Euro, der in Wiesloch ausgegeben wird, trägt zur Lebensqualität bei. Der Mehrwert des individuellen Einkaufs ist nachhaltig auch im kulturellen, sozialen oder gesellschaftlichem Leben unserer Stadt spürbar. Qualifizierte Ausbildungs- und faire Arbeitsplätze werden geschaffen und der Erhalt eines attraktiven, vertrauensvollen und individuellen Einkaufs- und Freizeitangebots sorgt für eine gute Atmosphäre.

Entstanden ist ein Werbekampagne mit echten Wieslocherinnen und Wieslochern (so genannte Testimonials), die die Vorzüge der Einkaufsstadt Wiesloch auf humorvolle Art und Weise in kleinen Dialogen kurz und prägnant darstellen und Lust auf Einkaufen in den Wieslocher Geschäften machen. Soweit es möglich war, wurden und werden alle Dienstleistungen rund um die Kampagne ebenfalls in Wiesloch vergeben. So sind Fotograf, Grafiker und Webdesigner echte Wieslocher.

Außerdem wurde die Online Plattform www.echt-wiesloch.de kreiert. Hier entstand ein Online-Einkaufsführer mit vielen Informationen zur Innenstadt wie Angeboten, Events und Serviceleistungen. Momentan liegt der Schwerpunkt auf der Wieslocher Innenstadt. Das Teilnehmerfeld soll aber sukzessive ausgebaut werden.

Leitmotive spiegeln Wieslochs Angebot

Zum Start der Initiative wurden Leitmotive entwickelt, die zeigen sollen, was Wiesloch bietet.

ECHT.persönlich

Viele Inhaber geführte Geschäfte in der Innenstadt und im gesamten Stadtgebiet, ebenso die vielen Filialisten die den Branchenmix vervollständigen, haben seit Jahren einen treuen Kundenstamm. Wer einmal zufrieden war, kommt gerne wieder. Dies gilt für die modische Beratung im bekleidungstechnischen Bereich, viele Verkäuferinnen und Verkäufer begrüßen seit Jahren, ja Jahrzehnten die Kundinnen und Kunden, aber auch für alle anderen Branchen. So locken gerade in der Wieslocher Innenstadt nette Spezialgeschäfte, die es nur hier gibt, mit kulinarischen Köstlichkeiten, Kaffee- und Tee- Spezialitäten, einem breit gefächertem Spirituosen- und Wein-Angebot, ganz persönlichen Deko- und Einrichtungs-Accessoires. Mit der WieslochCard kann man am besten punkten. Für jeden Einkauf in einem Mitgliedsgeschäft werden auf einem Konto Punkte gut geschrieben, wer schön sammelt, kann diese dann wieder einlösen.

ECHT.praktisch

Wiesloch ist gut erreichbar: Egal ob per Fahrrad, Auto, per Bus oder zu Fuß, ruck zuck ist man mittendrin. Alle Parkhäuser und Outdoor-Parkplätze sind in der Nähe oder direkt im Innenstadtbereich. Wer unter der Woche zum Wieslochbummeln kommt, muss natürlich ein paar Münzen opfern, bekommt aber einen abtrennbaren Quittungsabschnitt. Dieser kann am selben Tag bei einem Einkauf in einem der Wiesloch-Card-Geschäfte gegen 30 WieslochPunkte eingetauscht werden. Samstags parken Besucherinnen und Besucher in allen öffentlichen Parkhäusern kostenlos. Wer mit »den Öffentlichen« kommt, kann an zwei zentralen Bushaltestellen, an der Ringstraße und am Schillerpark, aussteigen. Vor dort aus geht es auch jeweils weiter in die Ortsteile, die umliegenden Orte oder zum Bahnhof Wiesloch-Walldorf. Hier besteht am Omnibusbahnhof ein bequemer Übergang zur S-Bahn Rhein-Neckar sowie zum Regional- und Fernverkehr der Deutschen Bahn. Mit dem Stadtbus Wiesloch-Walldorf ist man noch mobiler. Hier wird ein dichter Taktverkehr, mit Einbindung aller Stadtteile, als attraktiver Stadtverkehr angeboten. Im Liniennetz des Stadtverkehrs Wiesloch/Walldorf liegen auch die beiden Weltkonzerne Heidelberger Druckmaschinen und die Software-Firma SAP.

ECHT.lecker

Neben verlockenden Einkaufsmöglichkeiten, kann man in Wiesloch auch echt lecker schlemmen. Egal ob italienisch, rustikal, alternativ, gut bürgerlich, chinesisch, griechisch oder oder oder … das Angebot kann sich sehen lassen. Über 50 Restaurants, Bars und Cafés laden Besucherinnen und Besucher herzlich ein.

ECHT.herzlich

Die Veranstaltungs-Highlights in Wiesloch sind vielfältig. Der Wieslocher Frühlingsmarkt lockt mit verkaufsoffenem Sonntag und dem überregional bekannten Weinfestival im PALATIN. Beim Wieslocher Stadtfest beleben die Wirte am ersten Juli-Wochenende gemeinsam die wunderschöne Innenstadt mit ihren Künstlerbrunnen und Plätzen und bieten an drei Tagen beste musikalische Unterhaltung, gewürzt mit raffinierter Gastronomie. Auf fast einem Dutzend Bühnen präsentieren an die 30 Bands die vielfältige regionale Musikszene. Am Freitag- und Samstagabend darf bis 1 Uhr nachts gefeiert werden. Am Sonntag lockt der vielfältige Einzelhandel mit einem verkaufsoffenen Sonntag ab 13 Uhr. Die Wieslocher Vereine präsentieren sich zusätzlich auf der städtischen Bühne und überall warten ruhige, aber auch rockige Plätze darauf, entspannende Stunden zu bieten. Das Kurpfälzische Winzerfest Ende August bietet an 10 Tagen ein buntes Unterhaltungsprogramm für Jung und Alt, am ersten Wochenende lockt ein Weindorf, am zweiten zusätzlich die Traditionsveranstaltung »Wein und Markt« zehntausende Besucher in die Weinstadt. Beim Wieslocher Herbstmarkt mit verkaufsoffenem Sonntag zeigen dann lokale und überregionale Händler wieder ein buntes Warenangebot. Der traditionelle Wieslocher Weihnachtsmarkt, der »Weihnachtszauber«, setzt festliche Akzente in der Innenstadt. Die einladenden Verkaufsbuden gruppieren sich auf dem Evangelischen Kirchplatz und dem Marktplatz sowie der Verbindung beider Plätze. Abwechslung bringen dabei wechselnde Hüttenbetreiber und dazu einmalig in der Region: das umfassende Event-Rahmenprogramm des PALATIN im modernen und beheizten Veranstaltungszelt mit Bühne. Alles wird vom Stadtmarketing Wiesloch e. V. organisiert

Ein Markenzeichen Wieslochs ist in der gesamten Stadt allgegenwärtig: die Kunst. Durch die umfangreichen Aktivitäten des »Kunstkreises Südliche Bergstraße Kraichgau« und der »Bürgerstiftung Kunst für Wiesloch e. V.« hat besonders die Kunst im öffentlichen Raum eine starke Dynamik erhalten. Drei historische Stadteingänge sind jeweils mit einer Großplastik markiert. Die Innenstadt birgt etliche künstlerische Zeichen aus der Stadtgeschichte, besonders augenfällig sind jedoch die Skulpturen und Brunnen des 20. und 21. Jahrhunderts. Sie stehen im öffent-

Starke Kooperationspartner mit im Boot

Der **Stadtmarketing Wiesloch e. V.** ist ein Zusammenschluss von Unternehmen aus Einzelhandel, Dienstleistungsunternehmen, freien Berufen, Handwerk, Ärzten, Apotheken, Banken, Gastronomie, Kultur und Tourismus. Durch eine starke Gemeinschaft ist der Verein in der Lage, viele Veranstaltungen, Events und Aktionen in Wiesloch durchzuführen, die einzelnen Unternehmen zu stärken, sowie den Standort Wiesloch für Besucher attraktiv zu gestalten.

Die **WieslochCard** ist ein Bonussystem der Wieslocher Gewerbetreibenden aus Handel, Dienstleistung und Handwerk. Die Karte ist mit einem Chip ausgestattet, auf dem die Kunden bei ihren Einkäufen Bonuspunkte gebucht bekommen, die »WieslochPunkte«.

»Das PALATIN« Kongresshotel und Veranstaltungszentrum liegt im Herzen der Weinstadt Wiesloch. Das 1992 gegründete 4-Sterne-Businesshotel, das über 115 Zimmer verfügt, wurde 2012 um das gegenüberliegende Boardinghouse mit 14 Studios, drei Juniorsuiten und zwei Suiten erweitert. Das angrenzende Kongresszentrum verfügt über 16 Veranstaltungsräume für bis 1276 Personen, mit neuen Raum-Konzepten wie der »Denkwerkstatt«, dem »Geistesblitz« oder der »DenkBar«, Seminare und Tagungen in innovativem, ansprechendem Format ermöglichen und völlig neue Möglichkeiten eröffnen. (www.palatin.de)

lich zugänglichen Raum, in öffentlichen Gebäuden und Grünanlagen. Mehr als 70 Objekte verschiedener Künstler verschönern das Stadtbild. Mit der »Kunstsammlung Lamerdin« erhielt die Stadt als Stiftung eine umfangreiche Sammlung von Gemälden, Graphiken, Skulpturen, antiken Möbeln und Porzellan, auf die man besonders stolz ist.

ECHT.smart

Im Wieslocher Stadtzentrum kann kostenfrei ein öffentlicher Internetzugang vom Marktplatz bis zum Adenauerplatz genutzt werden. Intelligente Straßenlaternen machen dies möglich. Im Rahmen eines Pilotprojekts modernisiert die Stadt die kommunale Infrastruktur und setzt dabei auf eine Neuentwicklung der EnBW Energie Baden-Württemberg AG. Dabei sollen entsprechende Nutzererfahrungen mit dem öffentlichen WLAN-Netz gesammelt und die Technik weiter verfeinert werden.

ECHT.Wiesloch geht weiter

Auch nach dem für zwei Jahre angelegten Projektzeitraum soll die Initiative fester Bestandteil des Wieslocher Einkauf-Angebots sein und über aktuelle Angebote informieren und den Suchenden eine möglichst umfassende Informationsquelle, für die in Wiesloch beheimateten Geschäfte, Dienstleiter, Gastronomen, Handwerker und Ärzte sein.

Anschrift der Autorin:
Ines Adam
Stadtverwaltung Wiesloch
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit,
Stadtmarketing, Tourismus
Marktstraße 13
69168 Wiesloch

Aufgemöbelt! Wiedereingerichtete Beletage von Schloss Bruchsal eröffnet

Petra Pechaček

Die Wiedereinrichtung der Beletage von Schloss Bruchsal beinhaltete zunächst umfangreiche Bau- und Sanierungsmaßnahmen, um die einstige Raumfolge der fürstbischöflichen Appartements wiederherzustellen. Die Räume erhielten eine szenografische, raumbildende Ausstattung mit reduziertem Stuck und seidenen Wandbespannungen. Die Einrichtung der 17 Räume erfolgte in Anlehnung an die historischen Inventare mit den im Krieg ausgelagerten Kunstgegenständen. Darunter befinden sich 38 kostbare Tapisserien, elegante Möbel und der verbliebene Teil der fürstbischöflichen Gemäldesammlung. Seit Ende April 2017 ist die zeremonielle Abfolge der Schlossräume und das einstige Leben am Hofe der Fürstbischöfe von Speyer im 18. Jahrhundert bzw. der Amalie von Baden im frühen 19. Jahrhundert wieder erlebbar.

Nach neun Jahren Umbau- und Sanierungsarbeiten war es am 28. April 2017 soweit: Gisela Splett, Staatssekretärin im Ministerium für Finanzen des Landes Baden-Württemberg, eröffnete im festlich geschmückten Kammermusiksaal die wiedereingerichtete Beletage von Schloss Bruchsal. Beim anschließenden Rundgang hatten die Festgäste, darunter Dr. Christoph Schnaudigel, Landrat des Landkreises Karlsruhe, Cornelia Petzold-Schick, Oberbürgermeisterin der Stadt Bruchsal, und Graf Paul Anton von Schönborn-Wiesentheid, aus der Familie des Erbauers von Schloss Bruchsal – Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (reg. 1719–1743) – Gelegenheit, die 17 neuen Schlossräume in Augenschein zu nehmen[1]. Anstelle der 1975 eröffneten schlichten sieben großen Museumsräume in der Beletage, wurden die Raumfolgen der vier ehemaligen Appartements nach den historischen Grundrissen rekonstruiert. Die Gestaltung der Wandoberflächen durch seriell gefertigten Stuck bietet wie ein Architekturmodell den szenografischen Rahmen für die originalen Ausstattungsstücke. Auf sie soll sich das Interesse der Besucherinnen und Besucher richten, denn sie sind nun wieder im räumlichen Kontext erlebbar und machen die Funktion und Bedeutung eines jeden Raumes sichtbar[2].

Begeben wir uns nun auf einen Rundgang durch die neuen Prunkräume der Beletage: Das repräsentativste Appartement befindet sich auf der nördlichen Seite der Beletage und besteht aus zwei Vorzimmern, einem Audienzsaal, der Hauskapelle und einem Para-

deschlafzimmer. Hier zeigte sich die fürstbischöfliche Macht in einer repräsentativen Ausstattung – ursprünglich mit weiß gefassten Lambrien (Wandvertäfelungen in der Sockelzone), deren Schnitzereien vergoldet waren[3].

Jagdzimmer

Auftakt zum Nördlichen Staatsappartement ist das Jagdzimmer. Es wurde auch als »Grünes Speisezimmer« bezeichnet und war daher nicht nur Erstes Vorzimmer, sondern auch Speisesaal. Hier warteten Besucher, Bittsteller und Untergebene auf eine Audienz beim Fürstbischof. Fürstbischof Franz Christoph von Hutten zum Stolzenberg (reg. 1743–1770) ließ diesen Raum prächtig mit feinen Schnitzarbeiten an den Wänden, die Motive der Jagd und des Fischfangs zeigten, ausgestalten. Erhalten haben sich von der originalen Ausstattung nur drei Supraporten des Malers Johann Zick. Er wählte dafür Szenen aus dem Epos »Aeneis« des römischen Schriftstellers Vergil aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Wie Aeneas entsagt auch der geistliche Landesherr der Liebe zu einer Frau und widmet sich ganz seinem Dienst in der Kirche. Heute nimmt die waldgrüne Seidenmoiré-Bespannung das Jagdthema auf, unterstützt durch vier kleine Jagdgemälde von Anton Enzinger (um 1683–1768) aus Schönborn'schem Besitz. An den Wänden hängen zudem vier Tapisserien der sechsteiligen sogenannten »Groteskenfolge«, entstanden 1685/1719 im nordfranzösischen Beauvais. Sie zeigen Jahreszeiten, Szenen der italienischen Komödie oder exotische Tiere.

Im Jagdzimmer werden Tapisserien der »Grotesken-Serie« (um 1700) präsentiert. Als Vorzimmer des Nördlichen Staatsappartements diente das Jagdzimmer auch als Speisesaal.

Musikzimmer

Das Musikzimmer diente als Zweites Vorzimmer für das sich anschließende Audienzzimmer. Stuckierte musizierende Putten, zwitschernde Vögel und von Girlanden umwundene Musikinstrumente gaben dem Zimmer seinen Namen[4]. Von der originalen Ausstattung haben sich auch hier die beiden Supraporten von Johann Zick erhalten, die Szenen aus der römischen Sage rund um den standhaften Mucius Scaevola zeigen. Größter Schatz im Musikzimmer ist die außergewöhnliche Garnitur deutscher Savonnerien mit chinoisen Motiven. Der Name »Savonnerie« leitet sich von der französischen Manufaktur für Knüpfteppiche in Paris her, die in einer ehemaligen Seifenfabrik (franz. Savon = Seife) untergebracht war. Die Bruchsaler Garnitur – bestehend aus sechs Wandbehängen, einem Ofenschirm und verschiedenen Sitzmöbeln – wurde in der Kurkölnischen Savonnerie-Manufaktur Gloss in Bonn zwischen 1758 und 1761 eigentlich für Clemens August von Bayern (1723–1761), den Erzbischof von Köln, gefertigt und gelangte nach seinem Tod in die Hände des Speyerer Fürstbischofs von Hutten. Er ist in einem ganzfigurigen Porträt dargestellt.

Audienzzimmer (Thronsaal)

Nach dem Durchschreiten der beiden Vorzimmer gelangten Besucher schließlich in das »große fürstliche Audienzzimmer«. Anhand der Inventare und der historischen Aufnahmen ließ sich belegen, dass sich hier seit

Zurückgekehrt an ihren ursprünglichen Hängungsort: Die Tapisserien-Serie »Berühmte Männer nach Plutarch« (Brüssel, um 1745) im Thronsaal.

der Übernahme von Schloss Bruchsal durch das Haus Baden 1803 eine sehr repräsentative Tapisserien-Folge befunden hat, nämlich die Serie »Berühmte Männer nach Plutarch«, entstanden um 1735/45 in der Werkstatt von Daniel und Urban Leyniers und Hendrik Reydams in Brüssel. Die vier Tapisserien zeigen Szenen aus dem Leben berühmter Griechen und Römer, die sich durch heroische oder großmütige Taten auszeichneten. Auch die beiden Supraporten von Johann oder Januarius Zick (um 1755/60) setzen mit Szenen aus dem Alten Testament (»Salomo und die Königin von Saba« und »Esther vor Ahasver«) die Lobpreisung der fürstbischöflichen Herrschertugenden fort. Ein einfacher Nachbau eines Thrones mit samtener Rückwand, Baldachin, nach hinten gerafften Vorhängen und einem zweistufigen Podest bildet die »Bühne« für die beiden originalen Objekte, die zumindest im Schlossmuseum der 1920er Jahre für diesen Raum nachweisbar sind: Ein Wappenrelief von Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn und der originale Audienzsessel von Fürstbischof von Hutten. Ein prächtiger dreistufiger Lüster mit vergoldeten Schalen und gedrehten Glasarmen und reichem Behang, der den in den Inventaren nachweisbaren nachempfunden ist, spendet gedämpftes Licht.

Hauskapelle

Auf das Audienzzimmer folgt die Hauskapelle,, die dem privaten Gebet der Fürstbischöfe diente. Die prächtige Stuckmarmor-Ausstattung ist 1945 verloren gegangen. Heute zählen ein moderner Altar-Nachbau, ein reich mit Intarsien geschmücktes Betpult und eine

Kostbare Ausstattungsstücke im Gelben Zimmer: Roentgen-Möbel und Bildteppiche mit »Szenen aus dem Alten Testament« (Brüssel, um 1600).

Leuchter-Garnitur und ein Altarkreuz aus Silber zu den Ausstattungsstücken.

Auf der Südseite schließt sich an den Marmorsaal das nur weniger repräsentative Südliche Staatsappartement an, in dem hochrangige Gäste untergebracht werden konnten. Vertäfelungen, Türen und Fensterläden waren hier im Gegensatz zum Nördlichen Staatsappartement nicht weiß gefasst, sondern blieben holzsichtig, die Schnitzereien waren jedoch ebenfalls vergoldet.

Gelbes Zimmer

Zum originalen Bruchsaler Bestand des Gelben Zimmers (Vorzimmer) zählen die beiden Supraporten von Johann Zick »Hermes in der Werkstatt des Bildhauers« und »Der Satyr beim Bauern« (1755/60), Sinnbilder für Selbstüberschätzung und undurchschaubares Verhalten von Menschen. Sie sind im Zusammenspiel mit dem verlorenen Deckengemälde »Sturz des Ikarus« zu sehen, in dem menschlicher Hochmut thematisiert wird. Die Wände zieren heute vier Tapisserien, die »Szenen aus dem Alten Testament« aus dem Atelier von Martin II Reymbouts (Brüssel, um 1600) zeigen. Zur kostbaren Ausstattung zählen ein Kommodenschrank, ein Kommodenpaar und ein zierlicher Spieltisch aus der Werkstatt des berühmten Kunsttischlers Abraham Roentgen (1711–1793) aus Neuwied.

Rotes Zimmer

Das Rote Zimmer diente dem Fürstbischof, sofern er in diesem Appartement logierte, oder seinen vornehmen Gästen als Audienz-

Fürstbischof von Hutten gab die beiden prunkvollen Schreibsekretäre Mitte des 18. Jahrhunderts in Auftrag. Sie dominieren heute das Rote Zimmer im Südlichen Staatsappartement.

zimmer. Das Eckzimmer beherrschen heute zwei große, prunkvolle Schreibschränke. Fürstbischof von Hutten ließ sie wohl um 1750 in einer Mainzer oder Würzburger Werkstatt fertigen, sein Spiegelmonogramm F(ranz) C(hristoph) z(u) S(tolzenberg) und Wappen in Perlmutt belegen dies. Während Heiligenfiguren auf den Türflügeln des rechten Schreibschranks abgebildet sind, zeigen die Türflügel des linken Exemplars eine fantastische Architektur, gestaltet durch Einlegearbeiten aus Perlmutt, Schildpatt und Elfenbein. An der Wand ist der Auftraggeber in einem monumentalen, ganzfigurigen Porträt von Nikolaus Treu (1763) dargestellt. Im Hintergrund ist Schloss Bruchsal zu sehen, die Fassaden bereits in Weiß-Grau-Ocker gefasst. Die beiden originalen Konsolen von Ferdinand Hund mit reicher Rokoko-Ornamentik konnten aus dem Nachlass des berühmten Modeschöpfers Yves St. Laurent 2009 zurückerworben werden und nehmen nun wieder ihre ursprünglichen Plätze ein.

Grünes Zimmer

Das Schlafzimmer auf der Südseite erhielt im 18. Jahrhundert seinen Namen durch den hell- bzw. dunkelgrünen Firnis-Anstrich der Holzvertäfelungen, Türen und Fensterläden. Auch wenn der moderne Stuck heute weiß ist, so sind die Wandfelder wieder mit grünem Damast bespannt. 1758 schuf Johann Zick die beiden Supraporten »Die Geografie« und »Die Astronomie«. Das noch 1817 erwähnte Bett mit damastenem Himmel und Vorhängen existiert nicht mehr. Heute ist ein modernes Bettgestell mit originalem Betthimmel und Behängen (Frankreich, um 1700) zu sehen.

Watteau-Kabinett

Das Watteau-Kabinett zeigt von allen Prunkräumen am schmerzlichsten die Verluste durch den Zweiten Weltkrieg. Ursprünglich mit einer deckenhohen, rot gefassten Holzvertäfelung mit reichen Schnitzereien und Malereien im Stile des französischen Malers Antoine Watteau ausgekleidet, sind heute nur noch korallenrote Wandbespannungen aus Seidenmoiré zu sehen, die einen Eindruck von der einstigen Farbigkeit geben sollen.

Garderobenzimmer

Möglicherweise diente dieses Zimmer als Ankleideraum. Wie bereits im 19. Jahrhundert hängen hier wieder die farbenprächtigen »Veston-Tapisserien«, die Blumen- und Fruchtgehänge mit exotischen Vögeln zeigen (Flandern um 1700). Die beiden Supraporten zeigen »Christus heilt den Blinden« und »Christus und die Samariterin« von Johann Zick, gemalt um 1755/60.

Pagenzimmer

Einfache Möbel charakterisieren das schlichte Durchgangs- oder Pagenzimmer. Kammerdiener fanden hier in der Nähe des fürstbischöflichen Schlafzimmers eine Schlafstatt und erreichten über eine Tür zum Korridor direkt das südliche Dienertreppenhaus. Die heutige Möblierung soll verdeutlichen, dass die Räume für die Dienerschaft mit alten, nicht mehr benötigten Möbelstücken ausgestattet wurden. Die Wände mussten zudem überzählige Gemälde aufnehmen.

Nördlich und südlich vom Fürstensaal erstreckten sich auf der Ehrenhofseite im 18.

Frucht- und Blumengehänge zieren die »Vestons-Tapisserien« im Garderobenzimmer

Jahrhundert die fürstbischöflichen Privaträume. Heute ist nur die Raumfolge auf der Südseite der etwas privateren Wohnsituation der Fürstbischöfe gewidmet.

Winterspeisezimmer

Den Auftakt macht das Winterspeisezimmer mit einst deckenhohen, mit Schnitzereien verzierten Holzvertäfelungen (Boiserien). In die Wand zum Flur waren zwei große Büfettschränke eingelassen. Während die Vertäfelungen im Krieg zerstört wurden, haben sich die beiden Supraporten des Bruchsaler Hofmalers Lothar Ignaz Schweickart erhalten. Die beiden Früchtestillleben mit Pfau und Hasen bzw. mit Papagei und Hund entstanden 1754. Die beiden großen Aufsatzsekretäre und Kommoden wurden sehr wahrscheinlich in der Bruchsaler Hofschreinerei um 1760 gefertigt. Eine Blattschale und zwei Dessertteller mit Streublümchen-Dekor aus Meißener Porzellan, Mitte 18. Jahrhundert, deuten die Nutzung des im Osten liegenden, durch die Morgensonne erhellten Raumes als Speisezimmer an.

Galeriezimmer

Das Galeriezimmer erhielt seinen Namen im 19. Jahrhundert, als ein Teil der umfangreichen

Das Blaue Zimmer dienste einst der schwedischen König Friederike, einer Tochter Amalies von Baden, als Salon

Bruchsaler Gemäldesammlung aus dem Kammerflügel in den Hauptbau verlegt wurde. Einige der hier gezeigten Gemälde wurden den Werken bekannter Künstler wie beispielsweise Rubens, Dürer, Cranach oder Michelangelo nachempfunden. Alle Gemälde gehören zum alten Bestand von Schloss Bruchsal und sind im Gemäldeverzeichnis von 1891 aufgeführt. Spieltische und Sitzmöbel, ebenfalls aus originalem Bruchsaler Bestand, ergänzen die Ausstattung.

Blaues Zimmer

Das Blaue Zimmer war 1810 mit blauen Seidenstoffen ausgestattet worden und diente vermutlich der Tochter von Markgräfin Amalie, der nach Baden geflüchteten Königin Friederike von Schweden, als Salon. Heute werden hier zwei Tapisserien aus der Serie »Die Verwandlungen des Jupiter« (Brüssel, Antwerpen oder Frankreich, um 1650/75) präsentiert. »Leda mit dem Schwan« und »Europa auf dem Stier« greifen Szenen nach Ovid auf, in denen sich Jupiter, um sich vor dem Argwohn seiner Frau Juno zu schützen, in unterschiedlicher Gestalt jungen Frauen nähert.

Als Markgräfin Amalie von Baden 1806 in Schloss Bruchsal ihren Witwensitz nahm, musste der letzte Speyerer Fürstbischof Philipp Franz Wilderich von Walderdorff das

In den ehemaligen fürstbischöflichen Privaträumen auf der nördlichen Ehrenhofseite richtete sich Markgräfin Amalie von Baden ab 1806 wohnlich ein – hier das sogenannte »Wohnzimmer« mit den ältesten Bruchsaler Tapisserien, der Serie »David und Abigail« (Mitte 16. Jahrhundert).

Nördliche Staatsappartement und seine daran angrenzenden Privaträume an die neue Schlossherrin abtreten.

Vorzimmer

Den Auftakt des Amalien-Appartements bildet das einstige »Fürstl. Ordinaire Antichambre«. Wie später Markgräfin Amalie von Baden, nutzten auch die Fürstbischöfe diesen schmalen Raum als Vorzimmer zu ihren Privatgemächern. Heute werden hier vier Tapisserien aus dem französischen Aubusson mit »Exotischen Landschaften« (Mitte 18. Jahrhundert) präsentiert.

Audienzzimmer (Roter Salon)

An das Vorzimmer schließt sich das einstige »Celsimi ordin. Audienz Zimmer« an, unter Markgräfin Amalie von Baden als »Roter Salon« bezeichnet. Dementsprechend ließ die neue Bewohnerin bei ihrem Einzug die unmodernen Tapisserien entfernen und die Wände mit einer »Tapete von rother Sattinade mit Bordüre« bespannen. Zur heutigen Ausstattung des Salons zählen originale Gemälde wie »Frau mit Notenblatt in der Hand«, »Der Flötenspieler«, »Hafen mit Fischmarkt« und »Gemüsemarkt« aus altem Bruchsaler Bestand. Die »Ansichten von Venedig« im Stil von Canaletto (eigentlich Bernardo Bel-

Das fürstbischöfliche Schlafzimmer ließ Amalie zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Stil des Empire ausstatten. Die heutige Einrichtung zeigt zeitgenössische Möbel. (alle Abbildungen: Dirk Altenkirch, Karlsruhe)

lotto, 1721–1780) entstanden um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Gezeigt werden hier zudem Möbel aus der Zeit um 1800.

Wohnzimmer (Gelbes Zimmer)

Vom Roten Salon gelangte man in fürstbischöflichen Zeiten in das »Celsimi ordin. Wohnzimmer«, das mit Tapisserien »mit Figuren« ausgekleidet war. Auch heute hängen hier wieder Tapisserien, angelehnt an die Präsentation der Bildteppiche im Schlossmuseum der 1920er Jahre. In vier Szenen wird die alttestamentarische Geschichte von David und Abigail dargestellt (Brüssel?, um 1550).

Schlafzimmer

Das einstige fürstbischöfliche Paradeschlafzimmer zählt streng genommen noch zum Nördlichen Staatsappartement, wurde aber ab 1806 von Markgräfin Amalie von Baden bewohnt. Von seiner originalen Ausstattung haben sich lediglich die beiden Supraporten erhalten. Sie zeigen die »Verkündigung an die Hirten«, vermutlich von Johann Zick um 1756–58 geschaffen, und »Kinder mit Blumen«. Aus der Zeit Amalies haben sich keine nachweisbaren Möbel erhalten, da sie aus dem Karlsruher Hofvorrat ausgestattet worden war und auch persönliches Mobiliar mitgebracht hatte. Nach ihrem Tod 1832 wurden

diese Gegenstände wieder nach Karlsruhe verbracht oder an ihre Kinder weitergegeben. Bett, Frisiertisch, Hocker und Standspiegel (um 1810/15) stehen exemplarisch für die Möblierung einer Dame von Stand in dieser Zeit und zeigen die für das Zeitalter des Empire typischen Dekorationselemente wie vergoldete Löwentatzen, ägyptisierende Kapitelle, Rosetten und Lotosblüten. Auf großes Interesse bei den Besucherinnen und Besuchern stößt immer wieder eine Kommode aus Kirschbaumholz mit vier vorgetäuschten Schubladen. Das geheimnisvolle Innenleben wird bei den Führungen und im empfehlenswerten Multi-Media-Guide[5] gelüftet.

Eine umfangreiche, reich bebilderte Aufsatzsammlung zur Geschichte und Bedeutung der Ausstattung von Schloss Bruchsal sowie zur Wiederherstellung der Raumfolgen in der Beletage und ihrer Wiedereinrichtung wird im Sommer 2018 erscheinen.

Anmerkungen

1 Das Eröffnungswochenende (29./30. April und 1. Mai 2017) zog mehr als 11 000 Besucherinnen und Besucher in die neu eröffnete Beletage.

2 Zu den Grundlagen für die Wiedereinrichtung der Beletage von Schloss Bruchsal siehe Badische Heimat 3/2015.

3 Der nachfolgende Rundgang durch die neuen Schlossräume der Beletage ist ein Auszug aus dem im Herbst 2017 im Imhof Verlag, Petersberg erscheinenden Kunstführer »Schloss Bruchsal«.

4 Der kleine Wolfgang Amadeus Mozart soll hier im Juli 1763 auf dem Spinett im Rahmen seiner Europa-Reise musiziert haben.

5 Schloss Bruchsal lässt sich auf verschiedene Weisen erleben: im Rahmen von täglichen öffentlichen Führungen oder selbstgeführt durch den »Multi-Media-Guide« in deutscher, englischer oder französischer Sprache. Eine eigene Kinderspur mit dem »Pagen Philipp« und dem »Papagei Filou« begleitet zudem die jungen Besucherinnen und Besucher durch das Schloss.

Anschrift der Autorin:
Dr. Petra Pechaček
Konservatorin
Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg
Schlossraum 22a
76646 Bruchsal
petra.pechacek@ssg.bwl.de

Das historische Schuhmacherhaus in der Bruchsaler Klosterstraße

Eine Rettungsaktion und Sanierung von besonderer Art

Thomas Adam

Eines der winzigsten, aber gerade deshalb sozialgeschichtlich besonders bedeutsamen Gebäude von Bruchsal konnte durch das gemeinsame Engagement eines Handwerker-Konsortiums, der Stiftung der Volksbank Bruchsal-Bretten und der Stadt Bruchsal gerettet und im Juni 2017 in umfassend saniertem Zustand der Öffentlichkeit übergeben werden. Das ehemalige Handwerkerhaus in der Bruchsaler Klosterstraße, im frühen 20. Jahrhundert bewohnt von einem Schusterehepaar mit insgesamt 13 Kindern, beherbergt nun eine Ausstellung zur Geschichte der Schuhmacherei, die original erhaltenen Gerätschaften sowie im Obergeschoss eine Dokumentation zu Entwicklung und gegenwärtiger Bedeutung der Genossenschaften in der Region.

Es ist eine bloß zufällige zeitliche Überschneidung und doch auch eine inhaltliche Klammer der besonderen Art, die zwei der außergewöhnlichsten Bruchsaler Bauwerke in den Monaten April und Juni 2017 zueinander in Bezug setzte. Genau zwei Monate nach der Wiedereröffnung der historischen Beletage des prächtigen Barockschlosses der Speyerer Fürstbischöfe wurde – Luftlinie gerade einmal 600 Meter entfernt – das wohl kleinste Wohngebäude in Bruchsal nach aufwändiger Sanierung ebenfalls der Öffentlichkeit übergeben. Ein Handwerkerhaus aus dem 19. Jahrhundert, familiärer Mittelpunkt und Arbeitsstätte einer vielköpfigen Schusterfamilie: Ausdruck einfachen Lebens, von Ausstattung und Ausdehnung her angesiedelt weit am anderen Ende gesellschaftlicher Hierarchien, die gesamte Wohnfläche geringer als jeder einzelne Prunkraum in der Beletage. Es tut gut, beide Aspekte der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer Stadt nebeneinander zu betrachten. Staunen lehren sie uns – jedes auf seine Weise – alle zwei, diese zufällig fast gleichzeitig sanierten bzw. restaurierten Bauwerke, hier das ausladende Schloss, dort das Schuhmacherhaus von geradezu bedrückender Enge.

Relikt von »Alt-Bruchsal«

Für viele Bruchsalerinnen und Bruchsaler hat dieses kleine Anwesen in der Klosterstraße 37, von dem (nach seinem letzten Betreiber) oft als »Schuhmacher-Rill-Haus« die Rede ist, eine besondere emotionale Bedeutung. So winzig es ist – in der Breite misst das Gebäude kaum mehr als vier Meter –, so darf es doch gerade deshalb als ein verbliebenes Relikt von »Alt-Bruchsal« gelten, das zugleich ein relevantes Stück Alltags- und Sozialgeschichte dieser Stadt erzählt. Nachdem es im Jahre 2010 aus Altersgründen vom Vorbesitzer auf-

Das Schuhmacherhaus in der Klosterstraße mit Angehörigen der Familie Stadtmüller, die damals im Anwesen eine Schusterei betrieb. (Beide Fotos: Privat)

gegeben werden musste, hat die Stadt Bruchsal das Anwesen erworben – denn bei einem Verkauf an privat wäre wahrscheinlich die Erhaltung nicht zu gewährleisten gewesen, steht doch das Haus auf einer Grundfläche, die heute nur noch für eine Garage ausreichend scheint. Erklärtes Ziel war, insbesondere die Außenfassade zur Klosterstraße hin dauerhaft zu sichern und zugleich das entbehrungsreiche Arbeitsleben einfacher Handwerkerfamilien in früherer Zeit erlebbar zu machen. Die im Haus befindliche Schuhmacherwerkstatt sollte erhalten und um eine kleine historische Dokumentation ergänzt werden.

Dass dies tatsächlich möglich wurde und das Haus im Juni 2017 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, ist einem außergewöhnlichen bürgerschaftlichen und gesellschaftlichen Engagement zu verdanken – außergewöhnlich vor allem durch das breite Bündnis der Unterstützer. So hat die Stiftung der Volksbank Bruchsal-Bretten erhebliche finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt, die eine Erhaltung des eminent renovierungsbedürftigen Hauses und seine Ausgestaltung im Innern erlaubten, während ein Handwerker-Konsortium um den Landesinnungsmeister des Dachdeckerhandwerks, Hans-Peter Kistenberger, mit großem ehrenamtlichem Einsatz die erforderlichen Sanierungsarbeiten durchführte. Auch innerhalb der Stadtverwaltung haben Mitarbeiter natürlich am gleichen Strang gezogen. Die Geschichte des Hauses und seiner Erhaltung – eine Rettungsaktion der besonderen Art – soll nun das Thema sein.

Aus der Geschichte der Schuhmacherei

Kaum ein Beruf war bis ins 19. Jahrhundert verbreiteter als der des Schuhmachers oder Schusters – beide Begriffe bezeichnen dasselbe Handwerk. Darin machte auch Bruchsal keine Ausnahme. Während des 18. Jahrhunderts gab es in der Stadt allein 66 Schuhmacher, das häufigste Gewerbe überhaupt, gefolgt von Händlern, Schneidern, Bäckern, Wirten, Küfern, Metzgern, Leinenwebern und Schreinern. Jedoch boten gerade diese weit verbreiteten und daher häufig überbesetzten Handwerke keine guten Perspektiven; als Arme-Leute-Ausbildungen kosteten sie zwar wenig Lehrgeld, waren jedoch so überlaufen, dass sie ihre Gesellen hinterher in die fast unweigerliche Arbeitslosigkeit entließen. Viele dieser »Professionisten« mussten sich deshalb, da sie allein von ihrem Handwerk nicht leben konnten, mit der Landwirtschaft ein Zubrot verdienen.

Der Begriff des Schuhmachers war in dieser Zeit noch im wörtlichen Sinne zu verstehen, denn die Schuster fertigten die Schuhe selbst in Handarbeit an. Nachdem die Lederverarbeitung über Epochen hin nahezu gleich geblieben war, veränderte der rasche technologische Fortschritt des 19. Jahrhunderts die Situation völlig: Auch Fußbekleidung konnte nun überwiegend maschinell in Fabrikproduktion hergestellt werden. Das Schuhmacherhandwerk sah sich großen Herausforderungen gegenüber: Der Beruf verlor ab etwa 1870 stark an Bedeutung, die Käufer wanderten in Schuhgeschäfte ab. Bis auf den heutigen Tag sinken die durchschnittlichen Preise für Schuhe – auch wegen zunehmender Verwendung von Billigmaterialien. Des Zeitaufwands wegen sehr selten geworden ist die Herstellung in Einzelfertigung, die mehrere Tage je Paar erfordert. Viele Handwerker verlegten sich auf die Reparatur abgetragener Schuhe, der despektierliche Begriff des »Flickschusters« stammt aus diesem Zusammenhang.

Noch existieren in Deutschland weit über 3000 Meisterbetriebe, die Schuhmacherei ist ein staatlich anerkannter Ausbildungsberuf. Aber der Druck im Konfliktfeld zwischen Tradition und Moderne ist groß, Schnellreparatur-Services locken mit günstigen Preisen. Für den Betrieb einer Schuhmacherei ist keinerlei Qualifikation mehr erforderlich, einzig die Eintragung in die Handwerksrolle bleibt verpflichtend. Entsprechend verzeichnet die Schuhmacher-Innung einen weiteren Mitgliederschwund. Billigen Schuhen aus Kunststoff als Wegwerfware setzt der Zentralverband des Deutschen Schuhmacher-Handwerks daher den Slogan entgegen: »Ich hab's kapiert, Schuhe werden repariert.«

Das Schuhmacherhaus in der Klosterstraße

Die Klosterstraße – in Bruchsaler Mundart häufig auch die »Kloschdergass« genannt – entstand als Wohngebiet im Laufe des 18. Jahrhunderts, zeitgleich mit dem Schloss und der barocken Peterskirche. Vorwiegend Handwerker und kleinbäuerliche Familien lebten hier, noch in einem Dokument aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts heißt es über das Schuhmacherhaus ausdrücklich, es sei »von kleiner Landwirtschaft« umgeben. Deshalb war dieser Teil Bruchsals als »Rübenviertel« bekannt und galt lange Zeit auch als eines der kinderreichsten Stadtquartiere. Namensgebend für die Straße war das Kapuzinerkloster, das nach dem Dreißigjährigen Krieg an der Stelle des heutigen Evan-

AGENTUR Bruchsal

GENERAL-AGENTUR: Stuttgart

ALBINGIA

HAMBURG-DÜSSELDORFER VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT IN HAMBURG

15. Mai 1915 — 15. Mai 1925

ANFANG DER VERSICHERUNG — VOLLBEZAHLTES GRUND-KAPITAL MARK 9.000000- — ENDE DER VERSICHERUNG

ABTEILUNG FÜR FEUER-VERSICHERUNG

VERS.-SUMME — VERSICHERUNGSSCHEIN — PRÄMIE

M 6150 — Nr 25613 — M 7.50

Die Gesellschaft versichert auf Grund ihrer am 1. Januar 1910 eingeführten Allgemeinen Versicherungs-Bedingungen für Feuer-Versicherungen

zum Herrn Andr. Stadtmüller, Schuhmachermeister

wohnhaft zu Bruchsal Amtsstraße 39

unter Annahme des gestellten Antrags die nachbezeichneten Sachen, welche — wenn nichts anderes bemerkt ist — Eigentum des Versicherungsnehmers sind, bis zur Summe von

Mark Sechstausendundfünfzig

Die Versicherung gilt für die Zeit von 15. Mai 1915 mittags 12 Uhr bis 15. Mai 1925 mittags 12 Uhr mit der Maßgabe, daß sich das Versicherungsverhältnis mit dem Ablauf der Vertragszeit um ein Jahr und weiter von Jahr zu Jahr stillschweigend verlängert, wenn es nicht unter Einhaltung einer dreimonatlichen Kündigungsfrist

Feuerversicherungsschein für das Schuhmacherhaus aus dem Jahre 1915 (Vorlage: Privat)

gelischen Altenzentrums errichtet worden war. Am oberen nördlichen Ende der Klosterstraße gelegen, befand sich das Schuhmacherhaus baulich gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen diesem einkommensschwächeren Teil von Bruchsal und dem deutlich wohlhabenderen »Beamtenviertel« in der Huttenstraße, die bis heute durch repräsentative Hausbauten geprägt ist.

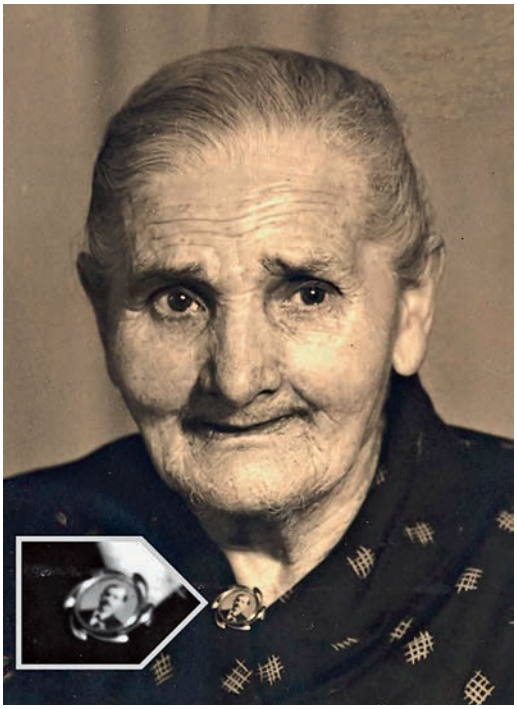
Das Schuhmacherhaus geht in einigen Bereichen wohl bereits auf das 18. oder frühe 19. Jahrhundert zurück, zum überwiegenden Teil aber entstand es nach 1880 aus Backsteinen. In dieser eng bebauten Straße zählt es zu den winzigsten Anwesen. Die im Grundbuch eingetragene Gesamtfläche des Flurstücks beziffert sich auf ganze 54 Quadratmeter, das eigentliche Gebäude ist wenig mehr als vier Meter breit und neun Meter tief; der Arbeitsplatz des Schusters umfasste gerade einmal zwölf Quadratmeter. Heute, bei durchschnittlich 43 Quadratmetern Wohnfläche pro Person, würde das Innere des Schuhmacherhauses wohl nicht einmal mehr den Anforderungen eines Ein-Personen-Haushalts entsprechen.

Weil die Klosterstraße eine der im Untergrund feuchtesten Straßen in ganz Bruchsal ist und man beim Graben oft schon nach einem Meter auf Grundwasser stößt, besitzt dieses Haus – wie viele andere in dieser Reihe – keinen Keller. Eine enge Treppe führt nach oben, im ersten Stock befand sich das Wohnzimmer mit Schlafstelle der Eltern, direkt unter dem nicht isolierten Dach schliefen die Kinder zu mehreren im Bett, auf der einen Seite die Mädchen, auf der anderen Seite die Buben. Als Toilette diente ein Plumpsklo außerhalb des Hauses.

Das Schuhmacherhaus und seine Menschen

Die Nutzung des kleinen Anwesens als Schuhmacherhaus geht zurück auf Andreas Stadtmüller (1867–1948), der hier mit seiner Frau Barbara, geborene Kling (1874–1960) lebte. Das Ehepaar bekam über einen Zeitraum von 23 Jahren hin insgesamt 13 Kinder, davon zehn Töchter, von denen drei im Säuglingsalter starben. Eine der Aufgaben der Kinder im elterlichen Haushalt war ein Hol- und Bringdienst: Sie waren in der Stadt unterwegs, wer Schuhe auszubessern hatte, gab sie den Stadtmüller-Kindern mit und erhielt sie repariert zurück.

Die Söhne erlernten ebenfalls das Schusterhandwerk, im Jahre 1936 firmierte das Anwesen als »Firma Andreas Stadtmüller & Söhne, Schuhmacherei«. Stadtmüller starb 80-jährig. Seine Witwe Barbara trug noch im hohen Alter eine Brosche, die ihren Ehemann in jungen Jahren zeigte, und bezog kurz vor ihrem Tod 1960 unweit vom Schuhmacherhaus ein Zimmer im Altenzentrum in der Huttenstraße.



Schuhmachermeister Andreas Stadtmüller und seine Ehefrau Barbara im fortgeschrittenen Alter. Noch hochbetagt trug Barbara eine Brosche, die ein Foto ihres Mannes in jüngeren Jahren enthielt. (Beide Fotos: Privat)

Andreas Stadtmüllers Sohn Karl, der die Werkstatt des Vaters hätte weiterführen sollen, war aus dem Zweiten Weltkrieg nicht zurückgekehrt. Deshalb übernahm 1948 der damals 23-jährige Schuhmacher Christian Rill das kleine Haus – zunächst in Pacht, ehe er es im April 1959 für 3000 Mark von Stadtmüllers Witwe Barbara schließlich erwerben konnte. Zu seinen Kunden zählten zahlreiche Mitarbeiter der Stadtverwaltung und anderer Bruchsaler Behörden, darunter Oberbürgermeister Franz Bläsi. In späteren Jahren lebte Rill mit seiner Familie im nahen Ubstadt, das Schuhmacherhaus aber nutzte er bis ins hohe Alter als seine Werkstatt. Noch bis kurz vor seinem Tod im Jahre 2011 kam er mehrmals die Woche nach Bruchsal und öffnete die Schusterei. »Ohne Arbeit«, sagte er, »das ist doch kein Leben!«

Vielen Bruchsalern galt Rill längst als eine wohlbekannte Institution, allerdings war vollkommen klar, dass es einen weiteren Nachfolger im Schuhmacherhaus in der Klosterstraße nicht mehr geben würde. Im Jahre 2006 erklärte Rill in einem Interview, er wolle das Gebäude gerne mit allem Drum und Dran der Stadt überlassen. »Die könnte ein kleines Museum hier einrichten.« Letztlich ist es genau so gekommen. Denn als Christian Rill sein Handwerk schließlich aufgab und ins nahe Evangelische Altenzentrum zog, blieb die Werkstatt praktisch unberührt zurück und wurde einfach nur abgeschlossen, als mache der Schustermeister gerade Mittagspause. Das Kissen lag noch auf dem Schemel, griffbereit ruhten Ahle, Hammer und Leisten auf dem Tisch und im Regal.

Der Schuhmachermeister Christian Rill erwarb das Anwesen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sein Name ist heute besonders eng mit dem Schuhmacherhaus verbunden. (Foto: Dr. Hartmut Schönherr)

Die Werkzeuge des Schuhmachers

Dieses besondere Szenario sollte nach einer Sanierung und Renovierung des Hauses mit dem vorhandenen Material wiederhergestellt werden – ausdrücklich nicht als Museum, sondern eben als gerade verlassener Arbeitsplatz. Der Charakter der kleinen Schusterei hat trotz Elementen aus unterschiedlichen Epochen etwas zeitlich nur schwer Fassbares, denn über die Jahrhunderte hin hat sich das Werkzeug, das für die Herstellung von Schuhen verwendet wird, nicht wesentlich verändert. Es wurde lediglich durch rationeller arbeitende Maschinen ergänzt, so etwa die große Ledernähmaschine.

Wichtigstes Werkstück – in einem großen offenen Holzregal mit neun Ebenen aufgestapelt – ist der Leisten, ein Formstück aus Holz, das als vereinfachtes Abbild des Fußes zum Bau eines Schuhs verwendet und nach Abschluss aller Arbeiten mit dem Leistenhaken aus dem geformten Schuh herausgezogen wird. Der Leisten gibt ihm sein späteres Aussehen, ist für die Passform verantwortlich und bietet zugleich Gestaltungsmöglichkeiten für das Design des Schuhs. Beim Wechsel der Schuhmode verändern sich folglich auch die bevorzugten Leistenformen.

Weitere verbreitete Werkzeuge sind Hämmer, Randmesser, Beiß- und Zwickzangen, Raspeln und das Schuhmachereisen. Ahlen werden zum Vorstechen der Bodennahtlöcher verwendet; diese spitz zulaufenden, dünnen Metallstifte sind entweder gerade oder sichelförmig gebogen und können mit einem Griff ausgestattet sein. Zum Entfernen der Leisten aus den fertiggestellten Schuhen benötigt man schließlich, wie erwähnt, den Leistenhaken.

Dazu kamen in den Schuhmacherwerkstätten seit dem 19. und frühen 20. Jahrhundert verschiedene Chemikalien, darunter Kleb-

Blick in die Werkstatt mit Besuchern bei der Eröffnung (Foto: Max Trinter)

Eine Impression aus der Werkstatt im Schuhmacherhaus (Foto: Privat)

stoffe oder auch Lösungsmittel, um Schuhe von der alten Farbe zu befreien, damit sie neu eingefärbt werden konnten.

Tierhaltung im Stall des Schuhmacherhauses

Im hinteren, westlichen Teil des kleinen Anwesens befanden sich bis zur Sanierung des Schuhmacherhauses die Außentoilette sowie ein kleiner, scheunenartiger Anbau mit einem nur wenige Quadratmeter großen Viehstall. Leider waren insbesondere die hölzernen Teile dieser Bauten in derart desolatem Zustand, dass eine Erhaltung und Sanierung nicht mehr möglich gewesen ist. Daher wurde der einsturzgefährdete Anbau – auch um den Bestand des Wohnhauses zu schützen – abgetragen und ein kleiner Hinterhof geschaffen. Vor Entfernung der Scheune wurde die vorherige Situation in einer Reihe von Fotoaufnahmen dokumentiert.

Die äußerst bedrückende Enge und Dunkelheit der Stallung ist typisch gewesen für die Tierhaltung im kleinbäuerlichen Nebenerwerb: In Städten wie Bruchsal waren auch die Handwerker und Tagelöhner darauf angewiesen, wenigstens eine Kuh oder etwas Kleinvieh als zusätzlichen Teil der Existenzsicherung zu besitzen. So galt neben Schweinen und Geflügel vor allem die relativ anspruchslose Ziege als »Kuh des kleinen Mannes«. Für ihre Unterbringung war nicht viel Platz erforderlich, dafür garantierte sie immerhin ein Mindestmaß an Fleisch und Milch. In manchem ärmeren Haushalt hatte sie noch bis zum Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs in den 1950er Jahren ihren Platz im Stall.

Erhaltung und Sanierung des Schuhmacherhauses

Der Erwerb des winzigen Schuhmacherhauses in der Klosterstraße, das aus stadthistorischen Gründen als ein kleines Stück von Alt-Bruchsal für die Nachwelt erhalten bleiben sollte, stellte das Bau- und Vermessungsamt der Stadt Bruchsal vor besondere Herausforderungen. Das gesamte Gebäude erwies sich als ausgesprochen marode und war deshalb – wollte man es vor dem endgültigen Verfall bewahren – auch hochgradig sanierungsbedürftig. Zeitweilig erhob sich sogar die Frage, ob es überhaupt erhalten werden könne. Unter Denkmalschutz steht es jedoch nicht, und somit bestimmte von Beginn an auch die Frage nach dem angemessenen Umgang mit der vorhandenen Bausubstanz die Diskussion.

Bei einer regulären Nutzung als beheiztes Gebäude hätten alle heute geltenden energetischen Standards eingehalten werden müssen. Da dies nicht oder jedenfalls nur mit dem weitgehenden Verlust der erhaltenswerten Substanz hätte erreicht werden können, war schnell klar, dass das Schuhmacherhaus nur als unbeheiztes Gebäude sinnvoll weiter genutzt werden kann. Ohne Denkmalschutz-

auflagen gab es damit bei der Sanierung keine generell einzuhaltenden Vorgaben. Das erklärte Ziel war jedoch stets, die ursprüngliche Substanz soweit als möglich zu erhalten und aufzuarbeiten. Wo dies aus statischen Gründen nicht möglich war, sollten zumindest die originalen Raumeindrücke erlebbar bleiben. Die neuen Bauteile sind dabei ablesbar.

So wurden beispielsweise die Deckenbalken der einsturzgefährdeten Erdgeschossdecke nicht komplett ersetzt. Die Decke ist stattdessen unterfangen und mit einer Art eingestelltem Tisch abgestützt worden. Die »Beine« sind sichtbar vor die Wände positioniert, die Träger verschwinden hinter einer neuen Unterdecke. Ähnlich verhält es sich beim Dachstuhl, der jedoch aufgrund der baulichen Enge für Besucher nicht zugänglich gemacht werden kann. Hier mussten fast alle Sparren beigelascht werden, so dass man von einem »Dachstuhl im Dachstuhl« sprechen kann. Die vorhandenen, noch brauchbaren Ziegel wurden verwendet und durch bauzeitgemäße Bestände ergänzt.*

Die rückwärtigen Gebäudeteile, der ehemalige Stall mit der Außentoilette, waren – es wurde bereits erwähnt – stark einsturzgefährdet und konnten nicht erhalten werden. Die ursprüngliche räumliche Enge ist damit zwar verloren gegangen. Dafür ist nun aber der kleine Hinterhof entstanden, der bei Führungen und anderen Veranstaltungen zur Nutzung einlädt.

Die neue, dem historischen Vorbild originalgetreu nachgestaltete Dachgaube (Foto: Max Trinter)

Engagement für das Schuhmacherhaus

Zur Erhaltung des Schuhmacherhauses hat in hohem Maße die finanzielle Förderung durch die Stiftung der Volksbank Bruchsal-Bretten beigetragen, aber auch das persönliche Engagement junger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Genossenschaft. Denn sowohl die Nutzungskonzeption, der Weg hin zur Sanierung wie auch die Einrichtung einer Ausstellung über das Genossenschaftswesen im Obergeschoss wurden begleitet durch Personalprojekte der Volksbank, im Rahmen derer sich Nachwuchsführungskräfte und Studierende mit dem Schuhmacherhaus, seiner Geschichte, Erhaltung und künftigen Verwendung befassten.

So entwickelte ein kleines Team von Nachwuchsbankern umfangreiche Überlegungen, wie das Haus instandgesetzt und genutzt werden kann. Ihr Projekt »Seitenwechsel«, das vorwiegend Ausbildungszwecken diente, hatte durch das sanierungsbedürftige Bauobjekt und durch die Bemühungen um seine Erhaltung einen sehr realen und praxis-

orientierten Hintergrund. »Altes Haus trainiert junge Führungskräfte«, so wurde das Projekt der Bank augenzwinkernd genannt. Und aus dem Planspiel, dem ursprünglichen »so tun als ob«, wurde schließlich Wirklichkeit – die schlüssigen Vorarbeiten der Nachwuchskräfte flossen in hohem Maße in die Entwürfe des Bau- und Vermessungsamtes der Stadt Bruchsal mit ein.

Ebenfalls im Rahmen eines Personalprojektes beschäftigten sich drei Studentinnen der Dualen Hochschule bei der Volksbank Bruchsal-Bretten mit der Geschichte der Genossenschaften in der Region und des eigenen Geldinstituts. Zwischen der genossenschaftlichen Idee und dem Handwerk bestanden traditionell Verbindungen. Die Ergebnisse dieses Projektes sind in der Ausstellung im Obergeschoss des Schuhmacherhauses zu besichtigen.

Ein Handwerker-Konsortium für das Schuhmacherhaus

Entscheidende Unterstützung erhielt das »Projekt Schuhmacherhaus« durch zahlreiche örtliche Handwerksfirmen. Der mit seinem Betrieb in Bruchsal ansässige Landesinnungsmeister des Dachdecker-Handwerks, Hans-Peter Kistenberger, bot an, ein Konsortium zusammenzuführen, das sich bei der Sanierung des Gebäudes und darüber hinaus ehrenamtlich engagiert.

Unterschiedlichste Gewerke – vom Steinmetz bis zum Maler und Gerüstbauer – unterstützten die aufwändige Erhaltung und Renovierung des Schuhmacherhauses, die im Zuge der Maßnahmen auch manche unwillkommene Überraschung bereithielt. So musste, wie erläutert, eine zusätzliche Balkenkonstruktion errichtet und auch eine neue Gaube gestaltet werden, weil die alte einsturzgefährdet und in diesem Zustand nicht mehr zu be-

Eindrücke von der Eröffnungsfeier des sanierten Schuhmacherhauses unter starker Beteiligung der Öffentlichkeit am 25. Juni 2017; am Mikrophon Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick. (Fotos: Max Trinter)

lassen war. Die Deckung des Daches erfolgte in einer Art, die der baugeschichtlichen Bedeutung des Hauses gerecht wird. »Wir haben eine Lösung gefunden, die uns ermöglicht, das gesamte Dach mit historischen Ziegeln aus der Zeit um 1850 einzudecken«, erläuterte Kistenberger in einem Pressegespräch. Insgesamt wurden rund 2000 Handstrich-Biberschwanzziegel verlegt. »Ich bin stolz, dass das Handwerk in Bruchsal sich so engagiert, wie ich es mir erhofft habe«, konnte Hans-Peter Kistenberger im Verlauf der Arbeiten am Schuhmacherhaus bilanzieren.

Ein Blick in die Zukunft

Das Haus ist erhalten, Fassade und wesentliche Teile des Innenlebens im Erdgeschoss sind gesichert, der obere Bereich wurde funktional für eine Ausstellung eingerichtet. Am Sonntag, 25. Juni 2017, konnte das Schuhmacherhaus erstmals im »neuen Gewand« besichtigt werden; der Nachmittag stieß auf starkes öffentliches Interesse, Südwestrundfunk und Regionalfernsehen berichteten, »ein kleines Schmuckstück« und eine »kleine Attraktion« nannte die Lokalpresse das gerettete Handwerkeranwesen.

Bruchsal besitzt nun mit dem Schuhmacherhaus in der Klosterstraße und dem Graf-Kuno-Museum oberhalb der Andreasstaffel auf engem Raum zwei der wohl kleinsten Museen weit und breit, vielleicht in ganz Baden-Württemberg. Künftig möglich sind Besichtigungen in Gruppen, geplant immer wieder Öffnungen zu besonderen Anlässen, etwa zum Tag des offenen Denkmals.

Dass der Abschluss der Sanierung des Schuhmacherhauses in so enge zeitliche Nähe zur Wiedereröffnung der barocken Beletage im Schloss rückte, ergab sich – wie gesagt – aus bloßem Zufall, aber es ist gut, dass damit zwei höchst gegensätzliche Seiten der Sozial- und Stadtgeschichte in direkten Bezug zueinander gesetzt werden. Es bietet sich an, künftig nach einer Besichtigung der Residenzräume im Rahmen einer Stadtführung auch dieses bei weitem bescheidenere bauliche Relikt vergangener Zeiten aufzusuchen, ohne Pomp, ohne Boiserien und Bordüren, ohne fürstbischöflichen Farbenglanz, stattdessen ein Spiegel einfachen Lebens in einem prunklosen Handwerkerviertel. Es ist der Gegensatz, der den Reiz ausmacht – und Geschichte lebendig werden lässt.

Anmerkung

* Für die Darstellung der technischen Details bedankt sich der Autor bei Herrn Dipl.-Ing. Wolfgang Seifert, der als zuständiger Architekt im Bau- und Vermessungsamt der Stadt Bruchsal die Sanierung des Schuhmacherhauses konzeptionell geleitet hat.

Anschrift des Autors:
Thomas Adam
Stadt Bruchsal, Hauptamt
Kaiserstraße 66
76646 Bruchsal
thomas.adam@bruchsal.de

Die »alte« Allmende (1981–2001)
»Entwicklung zu einem gewichtigen Periodikum«
Zu Manfred Boschs 70. Geburtstag

Heinrich Hauß

Manfred Boschs siebzigster Geburtstag am 16.10.2017 ist für die Badische Heimat Anlass, an seine Herausgeber- und Redaktionstätigkeit der »alten Allmende« zu erinnern. Die Zeitschrift war der »literarische Ausdruck eines neu erwachten Selbstbewusstseins der Provinz« (2/2008). Ausgangspunkt war das Lokale und Regionale, fand aber sein Korrektiv in einem »europäischen Horizont« (R. Böhme), erstreckte sich das Alemannische doch auf fünf Nationen.

I. Die »alte« Allmende

Die Allmende[1] erschien zu einem Zeitpunkt, an dem man wieder »mit Heimat in der vordersten Reihe« sitzen konnte und die »erste Besetzung sich im Regionalen« üben durfte.

Das Alemannische war die »internationale Vorgabe des regionalen Ansatzes« der Publikation. »Das neuerwachte Selbstbewusstsein der Provinz« hatte zur Voraussetzung, dass die Autoren über Heimat reden konnten, »ohne von Zeitgenossenschaft absehen zu müssen«.

Die Region kam zu ihrem Recht. Und zu »Wort« hat J. Kelter den Vorgang später zusammengefasst[2].

Die Allmende verstand sich als »literarisches Forum für den alemannischen Raum, als Ort der Deutung seiner (Zeit-)Geschichte und Kultur, als Chance und Aufforderung zum Austragen von Standpunkten über Grenzen hinweg«[3]. Von »regionaler Identität« ging die Zeitschrift wohl aus, aber immer mit »stetem Korrektiv des europäischen Horizontes«.[4] Und dass man von Heimat als etwas reden konnte, »dessen man sich nicht so sicher sein kann«. »Die kleine Internationalität«, »die im Alemannischen beschlossen liegt«, umfasst fünf Nationen – Schweiz, Frankreich, Deutschland, Österreich und Lichtenstein. Allerdings »sollten wir es mit den Gemeinsamkeiten nicht übertreiben«. Das Wort Alemannisch gehört allerdings nach Adolf Muschg »auf hohe Kante gelegt, sofern es grenzüberschreitend wirken solle.« Deshalb setzt Bosch »eher auf grenzüberschreitende Gemeinsamkeiten, etwa von Umweltschützern, Tierversuchsgegnern und Friedensbewegten. Ihre Sache, die keine nationalen Grenzen kennt, bewirkt, wenn sie sich in grenzüberschreitenden Aktionen manifestiert, allemal mehr als Verbrüderungsjuchhe«[5]. »Widerspruch ist wichtiger als die unfruchtbare Harmonie«[6]. Das Verhältnis vom globalen Problemen und lokalem Handeln hat Adolf Muschg aus Anlass »30 Jahre Allmende« so zusammengefasst: Sie dispensiert sich von keinem globalen Problem, wenn sie lokal ›handelt‹: im Gegenteil, sie fasst es an

der Stelle, wo Zeitgenossen allein handlungsfähig sind, in ihrer eigenen Nachbarschaft.[7]

Im Sommer 1978, so berichtet Ekkehard Faude, traf sich Bosch mit Martin Walser und überzeugte ihn »von der Notwendigkeit einer Zeitschrift, mit der sich die zwischen Elsass und Liechtenstein vertretenen Autoren und Feldforscher auseinandersetzen konnten, eine Plattform für eine Neubestimmung dessen, was Heimat und Regionalkultur bedeuten konnte.«[8]

Zehn Jahre nach Erscheinen des ersten Heftes der Allmende zieht Bosch ein Resümee der Publikationslage. »Jedes Heft war das letzte gewesen, jedes Heft wieder das erste«. »Zehn Jahre Wohlwollen, zehn Jahre Gleichgültigkeit, zehn Jahre gute Worte und die Freundlichkeit, die man einem Vertreter für Behindertenkunst gewährt, zehn Jahre die Treue einiger Weniger, für die man sich fast schämt und schließlich die Lebenshilfe der letzten Jahre, öffentliche und private Gelder; das einzige Gegenrecht, das zählt«. Alles in allem: »Eine sichere Karriere zwischen allen Stühlen … den Fahnenträgern der Heimat ein schnöder Verräter, … den Flaneuren der besseren Gegenden ein lächerlicher Kauz.«[9] Ab Heft 11/1991 erscheint die Allmende im Elster Verlag. Zur Einführung im »Kleinen Hinweis« zum Verlagswechsel schreibt der Herausgeber: »Offensichtlich wird die Zeitschrift seit ihrem ersten Erscheinen 1981 von einer Sache bewegt, die nicht zum Stillstand gekommen ist.« Auch mit dem neuen Verlag wird »das Alemannische« als eine internationale Vorgabe unseres regionalen Ansatzes uns weiterhin begleiten.[10]

Im zwanzigsten Jahr des Erscheinens der Allmende legt Bosch eine Dokumentation »der Entstehung der Kunst- und Kulturlandschaft im deutschen Südwesten« vor. In der letzten Nummer 70/71 im Jahre 2001 beklagt Bosch die Tatsache, dass »die alemannische Region zwar in hohem Maße trächtig war, aber nicht willens oder fähig, eine solche Zeitschrift zu tragen.«

Anlässlich der Verleihung des Reinhold-Schneider-Preises am 26. November 1992 hat Bosch sich zu verschiedenen Aspekten der Allmende geäußert. Das Verhältnis der Zeitschrift zu den bewegten »politischen Zeiten« schätzte er so ein: »Die Allmende hat die Vorgänge der bewegten Jahre mitreflektiert und kritisch begleitet, sich von ihnen anregen lassen, ihre Themen aufgenommen, umspielt und variiert – eher aber doch als eine Art literarischer Begleitmusik und vor allem als publizistischer Ausdruck eines neuen Selbstbewusstseins der alemannischen Provinz, ihrer unvermuteten Aufgewecktheit.« Zur »bescheidenen Internationalität, die im Alemannischen beschlossen liegt«, heißt es: Der alemannische Kulturbetrieb in den einzelnen Ländern ließ glücklicherweise keine »schnellen Bekenntnisse und eilfertigen Bekundungen« zu. Das »Alemannische, das zehn Hefte lang Bestandteil des Untertitels war, »wurde mit unübersehbaren Fragezeichen versehen«. Es handelte sich mehr um eine »erträumte Gemeinsamkeit«. »Keine Gegend für übertrieben Hoffnungen als, was ihre Zusammengehörigkeit anging. Statt dessen: Nüchternheit, kritisches Wohlwollen und freundliche Nachbarschaft, Neugier auf den Anderen, der stetige Blick über die Grenzen und damit auf das Eigene im Fremden, das Fremde in Eigenen.« Der Vorteil, zu »fragwürdigen »Zugehörigkeiten und Wir-Gefühlen Abstand zu halten, machte es möglich, »dass nichts entschieden werden musste,« es durfte und darf alles in der Schwebe bleiben«. Statt »Gegendversessenheit« » Widerspruch einer Gegend aus lauter Grenzen.« – Unabschließbarkeit und Vorläufigkeit allem Bemühens« .

In »Über das Alemannische« (1985) hat Bosch die nicht scharf gezogenen Konturen des Alemannischen so charakterisiert: » Alemannisch – das mutiert mitunter zwischen unübersehbarer Gemeinsamkeit und auffälliger Differenzierung nach innen, das moussiert mächtig zwischen den beiden Polen »neue Regionalkultur« und »Medienphantom«, einmal kommt es allgemein süddeutsch daher, dann wieder verschwindet die gemeinsame kulturelle und historische Grundlegung schnell wieder unter einer kräftigen elsässischen, vorarlbergischen oder badischen Farbe«.[11]

Abschließendes Urteil: Die Allmende war »ein ewiger Förderungs- und Betreuungsfall« Aber: »sollte irgendwann ein Jahrgang doch wirklich der letzte sein – dann haben wir doch unsere Zeit gehabt«.[12] Was kann man mehr wollen, als einen Zeitabschnitt als den seinen gehabt zu haben?

In der ersten Nummer der »neuen« allmende (Nr. 72/2003) im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe im Info Verlag, blickt Jochen Kelter in dem Aufsatz »Vom allmählichen Verschwinden der Gegend« u. a. zurück auf die Zeit der »alemannischen Kultur- und Literaturzeitschrift«: »Es gab Debatten, Streit, Gespräche, Lesungen, die, wie wir meinten, bewegten: die Köpfe und die Meinungen. Die Grundierung der Existenz von Menschen, die sowohl in einem umfassenden Sinn politisch wie literarisch interessiert waren und eines solchen Klimas als Humus der Existenz und Lebensgrundlage bedürfen. Dies ist alles seither verweht und verstummt.« Manfred Bosch hat 80 Nummern der Allmende / allmende begleitet (Nr. 80/2008).

II. Die »neue« allmende 2003

Seit 2002 ist die Literarische Gesellschaft Karlsruhe Herausgeberin der Literaturzeitschrift allmende. Ohne die Anstrengung der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe wäre eine Fortsetzung der allmende nicht möglich gewesen.

Nach den Herausgebern Manfred Bosch und Hansgeorg Schmidt-Bergmann setzt sich die neue Zeitschrift dem Anspruch aus, »Literatur, kulturhistorische Erkundungen regionaler Traditionslinien und politischer Dis-

kurs aufeinander zu beziehen.« Der Begriff der Region ist neu zu denken. Die neue allmende will »offen sein für die Neubewertung der Region im Kontext der Internationalisierung der Nahräume«. Das »literarische Forum für den alemannischen Raum«[13] bezieht sich in Zukunft auf die oberrheinische Region.

2017 wurde die allmende mit dem Kulturförderpreis des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet. In der Begründung der Jury heißt es: »allmende trägt mit einem breiten Fächer an Themen dazu bei, dass sich Literatur in Zeiten des beschleunigten Wandels einen gesellschaftskritischen Funktionsraum bewahren und gleichzeitig neue Leserschichten erschließen kann: pointiert in ihrer jeweiligen Schwerpunktwahl, ohne Geschichtsverlust experimentierfreudig und dabei beständig die literarischen Traditionen der oberrheinischen Region bündelnd«.

Anmerkungen

1 »Der Name der Literaturzeitschrift bezieht sich auf einen alten Rechtsbegriff: Allmende bezeichnet ein Eigentum, dessen Nutzung allen Mitgliedern einer Gemeinde zur Verfügung steht und beschreibt einen Ort, der allen in einer Gemeinschaft zugänglich ist, der von allen gemeinsam genutzt werden darf« (Warte nicht auf bessre Zeiten. Literatur in Baden-Württemberg 1970–2012, S. 149).

2 Jochen Kelter: Vom allmählichen Verschwinden der Gegend. Allmende 72, 2003, S. 111. Er interpretiert den »Geist des Regionalismus als sanftere, der Gegend gemäßere und geläuterte Schwester des Geistes von achtundsechzig«.

3 Vorwort Allmende, 20. Jahrgang, 64/65, 2000.

4 Rolf Böhme: Ansprache bei der Verleihung des Reinhold-Schneider-Preises. Allmende Nr. 36/37, 1993, S. 236.

5 Manfred Bosch: Leben am Hochrhein. In: Baden-Württemberg 1/1987, S. 3.

6 Allmende 82, 2008.

7 30 Jahre allmende. Interview mit Adolf Muschg. Allmende 87, 2011, S. 6.

8 Ekkehard Faude: Manfred Bosch zu loben. Allmende 82, 2008, S. 142.

9 Am Rande eines Jubiläums, Allmende 30/31.

10 Allmende 11, 1991.

11 Manfred Bosch, Über das Alemannische. Ansprache bei der Verleihung des Alemannischen Literaturpreises 1985. In: Hiergeblieben oder Heimat und andere Einbildungen, S. 212. Edition Isele, 1997.

12 Ansprache bei der Verleihung des Reinhold-Schneider-Preises an die Zeitschrift ALLMENDE. In: Manfred Bosch, Hiergeblieben, S. 221 ff. Edition Isele, 1997

13 Allmende 64/65, 2000.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Die erste Bergfahrt der Fahrradgeschichte

Karl von Drais fährt 1817 von Gernsbach nach Baden-Baden

Walter Metzler

In diesem Jahr feiert das Fahrrad seinen 200. Geburtstag. Schon bald nach der ersten Ausfahrt in Mannheim begab sich Karl von Drais in den Schwarzwald, wo er die Bergtauglichkeit seiner neuen Laufmaschine vorführen wollte. Der Beitrag rekonstruiert die von Drais gewählte Route von Gernsbach nach Baden-Baden. Der aufstrebende Badeort schien dem Freiherrn besonders geeignet, um vor internationalem Publikum für seine Erfindung zu werben.

In diesem Jahr wird vor allem in Baden ausgiebig des Mannes gedacht, der einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zur individuellen Mobilität getan hat: Karl Friedrich Christian Ludwig Freiherr Drais von Sauerbronn, der später nur noch der Bürger Karl Drais sein wollte, erfand vor 200 Jahren den Vorläufer des Fahrrads. Am 12. Juni 1817 unternahm er in Mannheim die erste dokumentierte Fahrt mit der von ihm konstruierten Laufmaschine. Sie führte von der Innenstadt zum etwa sieben Kilometer entfernten Schwetzinger Relaishaus, das im heutigen Mannheimer Stadtteil Rheinau stand. Karl von Drais benötigte für den Hin- und Rückweg knapp eine Stunde und erreichte folglich eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 15 km/h.

Die Laufmaschine mit Fahrer. Kupferstich aus der 1817 veröffentlichten Druckschrift »Die Laufmaschine« von Karl von Drais

Die Kenntnis dieser Pioniertat verdankt sich ursprünglich einem Bericht, der sechs Wochen später im »Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden« erschien[1]. Dieser Bericht, der wohl nicht von der Redaktion verfasst wurde, sondern eher aus der Feder von Drais zu stammen scheint, teilt außerdem mit, dass der Forstmeister »mit der nämlichen Maschine den steilen, zwei Stunden betragenden Gebirgsweg von Gernsbach hierher in ungefähr einer Stunde zurückgelegt« habe. Somit jährt sich auch die erste Bergfahrt der Fahrradgeschichte von Gernsbach nach Baden-Baden zum 200. Mal.

Über die näheren Umstände dieser Bergfahrt, etwa das genaue Datum oder den Streckenverlauf, geben weder der Bericht noch andere Zeugnisse Aufschluss[2].

Der als Datum der Fahrt häufig genannte 28. Juli ist historisch nicht verbürgt. Zwar ist der Bericht im Badwochenblatt unterschrieben »Baden, am 28. July 1817«. Daraus kann allerdings nicht der Schluss gezogen werden, die Fahrt habe auch an diesem Tag stattgefunden. Einen Terminus post quem bildet Drais' Ankunft in Baden-Baden, die sich auf den Zeitraum zwischen dem 17. und 20. Juli eingrenzen lässt[3], einen Terminus ante quem bildet die Veröffentlichung vom 29. Juli. In den dazwischen liegenden Tagen muss die Fahrt stattgefunden haben. Da das Badwochenblatt in der Hauptsaison regelmäßig jeden zweiten Tag erschien, kann man allerdings davon ausgehen, dass ein solch außergewöhnliches Unterfangen dem Publikum in Baden-Baden umgehend zur Kenntnis gebracht wurde.

Ungewissheit herrschte bislang auch über die Route, die Karl von Drais bei seiner Fahrt von Gernsbach nach Baden-Baden einschlug[4].

Grundsätzlich kommen zwei Strecken in Betracht, die noch heute die gängigen Verbindungen zwischen Gernsbach und Baden-Baden darstellen. Die Badener Straße und Landesstraße 78 über den Pass beim Hotel Nachtigall, durch Müllenbach und Lichtental nach Baden-Baden oder die Kreisstraße 3766/9615 von Gernsbach über Staufenberg, die bei der Wolfsschlucht in die Rotenbachtalstraße einmündet und nach Baden-Baden hinabführt. Der zu überwindende Höhenunterschied ist bei beiden Strecken annähernd gleich und beträgt etwas über 200 Meter (Nachtigall 382 m. ü. NHN; Wolfsschlucht 373 m. ü. NHN). Die Entfernung zwischen den Ortskernen beträgt im ersten Fall elf, im zweiten Fall neun Kilometer.

Beide Varianten wurden in der Literatur schon in Betracht gezogen, ohne dass eine ausführliche Erörterung erfolgt wäre. So vermutete Hermann Ebeling, Drais habe die kürzeste Verbindung über Staufenberg gewählt, während Hans-Erhard Lessing von der Route über Müllenbach und Lichtental ausging[5].

Zwei Aspekte können etwas zur Beurteilung, welche der beiden Varianten plausibler ist, beitragen: historische Zeit- respektive Entfernungsangaben sowie Existenz und Zustand einer mit der Laufmaschine zu befahrenden Straße.

Im Badwochenblatt wird die Entfernung zwischen Baden-Baden und Gernsbach mit zwei Wegstunden angegeben. Zwei badische Wegstunden entsprechen einer badischen Meile zu knapp neun Kilometern. In zeitgenössischen Reiseführern werden häufig Ausflugsziele in der Umgebung Baden-Badens beschrieben. Dabei erfolgt meist eine Entfernungsangabe ab Baden-Baden. Stets wird der Weg über die Wolfsschlucht mit 1,75 bis 2 Stunden, der über Lichtental mit 2,25 bis 2,5 Stunden veranschlagt[6], was ziemlich exakt den modernen Kilometerangaben entspricht. Die Entfernungsangaben scheinen somit eher für die Strecke über die Wolfsschlucht zu sprechen.

Was den Einsatz der etwa 22 Kilogramm schweren Laufmaschine betrifft, so stellte diese gewisse Anforderungen an den zu befahrenden Untergrund. Die Jungfernfahrt in Mannheim hatte auf einer der besten Straßen des Landes stattgefunden. Die Straße zwischen Mannheim und Schwetzingen war hervorragend ausgebaut und wurde schon Ende des 18. Jahrhunderts in einem Werk über Straßenbau mit der Via Appia bei Rom verglichen[7]. Die Laufmaschine konnte sinnvoll nur auf ausgebauten Landstraßen, den Fußwegen der Landstraßen oder auf den gepflegten Wegen in Parkanlagen genutzt werden. Diese Chausseen oder Kunststraßen waren ingenieurmäßig geplant und gebaut, besaßen einen Fahrdamm und Entwässerungsgrä-

Umgebungsplan von Baden-Baden, aus: Aloys Schreiber, Baaden in der Marggrafschaft mit seinen Bädern und Umgebungen (Karlsruhe 1805). Rot markiert ist die Route, die Karl von Drais von Gernsbach nach Baden-Baden eingeschlagen hat.

ben, waren aber trotzdem nicht mit heutigen Straßen zu vergleichen. Der Straßenunterbau bestand oft aus Kies oder gebrochenem Gestein, darüber wurde ein Gemisch aus Lehm, Sand oder Kies aufgebracht, das durch Feststampfen verdichtet wurde. Das Befahren mit Kutschen und Fuhrwerken führte dazu, dass sich stets Geleise – heute würde man von Spurrillen reden – bildeten, die immer wieder ausgebessert werden mussten. Das Vorhandensein einer derart ausgebauten Landstraße war also eine Voraussetzung dafür, um von Gernsbach nach Baden-Baden »über den Berg« zu fahren.

Die heutige Landesstraße 78 über die Nachtigall nach Gernsbach und ihr Abzweig nach Schloss Eberstein verdanken ihre Entstehung in erster Linie dem Tourismus. Im aufstrebenden Weltbad wurden Ausflüge ins Murgtal und nach Schloss Eberstein immer beliebter. Friedrich Weinbrenner hatte das Schloss seit 1802 restauriert und umgebaut und Großherzog Leopold hatte es 1829 erworben. Der wachsende Zustrom der Touristen machte eine Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur notwendig. Daher ordnete die Regierung in Karlsruhe 1834 den Bau einer Straße durch das Müllenbachtal nach Schloss Eberstein so-

Die alte Landstraße von Gernsbach nach Baden-Baden hat sich teils als Waldweg erhalten. Im Hintergrund ist der Merkur zu sehen (© Walter Metzler)

wie eine Abzweigung vom Müllenbild nach Gernsbach an. Im Jahr 1837 wurden die Arbeiten abgeschlossen und die neue Straße in den Staatsstraßenverband aufgenommen[8]. Von da an bildete sie die wichtigste Verbindung ins Murgtal.

Die Fahrt des Fahrradpioniers Karl von Drais fand bereits zwanzig Jahre vor dem Bau der Straße statt, so dass diese Route nicht in Betracht kommen konnte. Es gab zwar Waldwege und Pfade von Lichtental ins Murgtal, aber auf diesen wäre von Drais mit seiner Laufmaschine nicht weit gekommen. Wirklich erschlossen war dieser Übergang ins Murgtal noch nicht, und das »Handbuch für Reisende am Rhein« warnt 1816 eindringlich, dass sich »der Fremde schwerlich ohne einen Führer durch das Gebirg finden mag«[9].

Es bleibt als einzige Alternative für die Fahrt mit der Draisine der jahrhundertelang genutzte Weg über die Wolfsschlucht, der im 18. Jahrhundert mehrfach verbessert worden war. 1773–1775 hatte man eine Umgehung des Ortes Staufenberg veranlasst, um den steilsten Abschnitt zu vermeiden, und die Straße zudem verbreitert[10]. Diese Straße wird von Johann Ludwig Klüber zu Beginn des 19. Jahrhunderts explizit als »Gernsbacher Kunststraße« und noch 1835 von Wilhelm von Chézy als »Chaussee« bezeichnet[11]. Erst nach dem Bau der neuen Straße über Müllenbach ist von »der alten Straße nach Gernsbach« die Rede[12]. Beginnend beim Gernsbacher Tor in Baden-Baden führte sie an Spitalkirche und altem Friedhof vorbei, der weitere Verlauf entsprach auf Baden-Badener Gemarkung etwa dem der heutigen Rotenbachtalstraße. Von der Abzweigung auf Höhe der Wolfsschlucht an folgte die Landstraße im Wesentlichen der heutigen Kreisstraße bis zur Bushaltestelle Gernsbach / Staufenberg Neuhaus. Dort machte die Chaussee einen Bogen nach Osten und verlief auf dem schmalen Bergrücken nördlich von Staufenberg etwas über zwei Kilometer in östlicher Richtung bis zum Gewann Galgeneck, um dort in den Selbacher Weg einzumünden und diesen hinab nach Gernsbach zu führen. Diese alte Straßentrasse hat sich auf ihrer ganzen Länge als Waldweg erhalten. Auf ihr muss Karl von Drais mit seiner Laufmaschine den Weg von Gernsbach nach Baden-Baden bewältigt haben, wo ihn in Gernsbach zu Beginn ein beträchtlicher Anstieg und ab der Wolfsschlucht eine ordentliche Gefällestrecke in Richtung Baden-Baden erwarteten.

Hätte von Drais die Strecke in exakt einer Stunde zurückgelegt, dann hätte seine Durchschnittsgeschwindigkeit etwa 9 km/h betra-

gen, was unter den örtlichen Gegebenheiten recht hoch anmutet. Die Zeitangabe im Bericht des Badwochenblatts »ungefähr eine Stunde« könnte aber darauf hindeuten, dass die Fahrt doch etwas länger gedauert hat und die Durchschnittsgeschwindigkeit dementsprechend etwas geringer war. Selbst wenn von Drais sein Fahrzeug in Gernsbach den steilen Selbacher Weg hinaufgeschoben haben und erst auf dem Bergrücken aufgestiegen sein sollte, war die Fahrt immer noch ein ambitioniertes Unternehmen. Sie scheint aber für einen 32-jährigen trainierten Mann machbar gewesen zu sein, zumal von Drais selbst bestätigt, ein wenig geübt zu haben[13].

Karl Urban Keller, Die Promenade, 1814. Hier führte Karl von Drais seine Laufmaschine vor. Im Hintergrund das 1765/66 erbaute Promenadehaus. (alle Bilder © Stadtmuseum/-archiv Baden-Baden)

Man kann davon ausgehen, dass Karl von Drais gute Gründe hatte, seine Bergfahrt ausgerechnet von Gernsbach nach Baden-Baden zu unternehmen. Dort konnte er mitten in der Saison dem im Badeort zahlreich vorhandenen internationalen Publikum seine Laufmaschine vorführen und Marketing in eigener Sache betreiben. Auch im folgenden Jahr bewarb der Erfinder seine Laufmaschine in Baden-Baden. Im Sommer 1818 demonstrierte er der Öffentlichkeit seine Fertigkeit im Umgang mit der Draisine in der Kastanienallee vor dem Promenadehaus[14]. Dabei gelang es ihm mit Anlauf etwa 170 Meter auf seiner Laufmaschine zu balancieren, ohne einen Fuß auf den Boden setzen zu müssen.

Es gab Skeptiker wie den Diplomaten Karl August Varnhagen von Ense, der 1817 und 1818 den Sommer in Baden-Baden zubrachte und möglicherweise Augenzeuge der Vorführungen war. Für ihn war die Draisine »ein Rädergestell, auf dem man zugleich saß und lief, ein zweckloses lächerliches Ding«[15]. Es gab aber anscheinend auch einige Interessenten und Nachahmer unter den Badegästen, denen diese Art der Fortbewegung »auf den vorzüglich guten Straßen und schönen Promenaden in Badens nächsten Umgebungen« viel Vergnügen bereitet haben soll[16].

Anmerkungen

1 Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden vom 29. Juli 1817, S. 188–189.
2 In einem Brief vom 17.3.1818 an Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, der eine Laufmaschine bestellt hatte, schildert Drais seine Bergfahrt auch nur summarisch. Vgl. dazu Hans-Erhard Lessing: Karl Drais. Zwei Räder statt vier Hufe (Karlsruhe 2010) S. 74.
3 Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden vom 20. Juli 1817, S. 148, wo verzeichnet ist, dass »Hr. Forstmeister von Drais aus Offenburg« bei Küfermeister Falk Quartier bezogen hat.

4 Vgl. dazu Walter Metzler, Welche Route nahm Karl Drais vor 200 Jahren? In: Badisches Tagblatt vom 8.4.2017.

5 Hermann Ebeling: Der Freiherr von Drais. Das tragische Leben des »verrückten Barons«. Ein Erfinderschicksal im Biedermeier (Karlsruhe 1985) S. 67 f. – Hans-Erhard Lessing: Automobilität. Karl Drais und die unglaublichen Anfänge (Leipzig 2003) S. 144–145.

6 Etwa K.F.V. Jägerschmid: Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogthum Baden mit seinen Thälern und Gesundbrunnen (Karlsruhe 1846) S. 380.

7 Christian Friedrich von Lüder: Vollständiger Innbegriff aller bey dem Strassenbau vorkommenden Fällen samt einer vorausgesetzten Weeg-Geschichte und einem Verzeichnis der unentbehrlichen Weeg-Gesetze (Frankfurt a. M. 1779) S. 136: »Indessen dienet zur Nachricht, daß ein Weegmacher schon dermal prächtige und blos nützliche ohne Pracht angelegte Chaussées darin antreffen kann: denn die von Mannheim bis Schwetzingen giebt an Schönheit, Pracht und Güte der appischen Straße bey Rom wenig oder nichts nach«.

8 Franz Josef Baer: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogthum Baden (Berlin 1878) S. 326 f.

9 Aloys Schreiber: Handbuch für Reisende am Rhein von Schafhausen bis Holland in die schönsten anliegenden Gegenden und in die dortigen Heilquellen (Heidelberg 1816) S. 20.

10 Baer (Anm. 8) S. 326.

11 Johann Ludwig Klüber: Beschreibung von Baden bei Rastatt und seiner Umgebung. Zweiter Teil (Tübingen 1810) S. 44. – Wilhelm von Chézy: Rundgemälde von Baden-Baden, seinen nähern und fernern Umgebungen (Karlsruhe 1835) S. 159.

12 Beispielsweise Jägerschmid (Anm. 6) S. 103. – Eugen Huhn: Baden, das Murgthal, Renchthal, Wildbad und Umgebungen (Baden-Baden 1852) S. 171: »Über den Bergrücken nördlich vom Dorfe [Staufenberg] führt die alte Straße am Wirthshause Neuhaus (1200 Fuß hoch) nach Baden; sie ist aber nicht gut unterhalten, obschon sie durch einen schattigen Wald zieht und sehr angenehm, besonders für Fußgänger ist; auch ist sie viel näher.«

13 Lessing (Anm. 2) S. 74: »… da ich nach weniger Übung den steilen Gebirgsweg von Gernsbach nach Baden ungefähr in der Staffettenschnelle zurückgelegt habe.«

14 Das Promenadehaus nahm die Stelle des heutigen linken Kurhausflügels ein und wurde beim Kurhausumbau 1912–1917 vollständig abgebrochen. Die Lokalisierung auf dem hinteren Marktplatz bei Lessing (Anm. 5) S. 272 f. beruht auf einem Irrtum. Lessing hält die alte Trinkhalle für das Promenadehaus.

15 Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, Bd. 3. Herausgegeben von Konrad Feilchenfeldt (Frankfurt am Main 1987) S. 487.

16 Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden vom 12. August 1818, S. 246.

Anschrift des Autors:
Walter Metzler M.A.
Balzenbergstraße 8
76530 Baden-Baden

Nachruf auf die Eisenbahnbrücke über die Alb bei Albbruck

Ulrich Boeyng

Die bei Albbruck über das Albtal führende Naturstein-Bogenbrücke der Eisenbahn ist ein technisches Kulturdenkmal. Denkmalwürdig ist sie nicht nur aufgrund ihres Alters (Bauzeit 1855/56) und ihrer großen Spannweite (30 m), sondern auch wegen ihres weitgehend erhaltenen Originalzustands. Trotzdem ist zu erwarten, dass die Brücke demnächst abgebrochen wird, weil der Deutschen Bahn AG ihre Erhaltung aus wirtschaftlichen Gründen nicht zuzumuten ist.

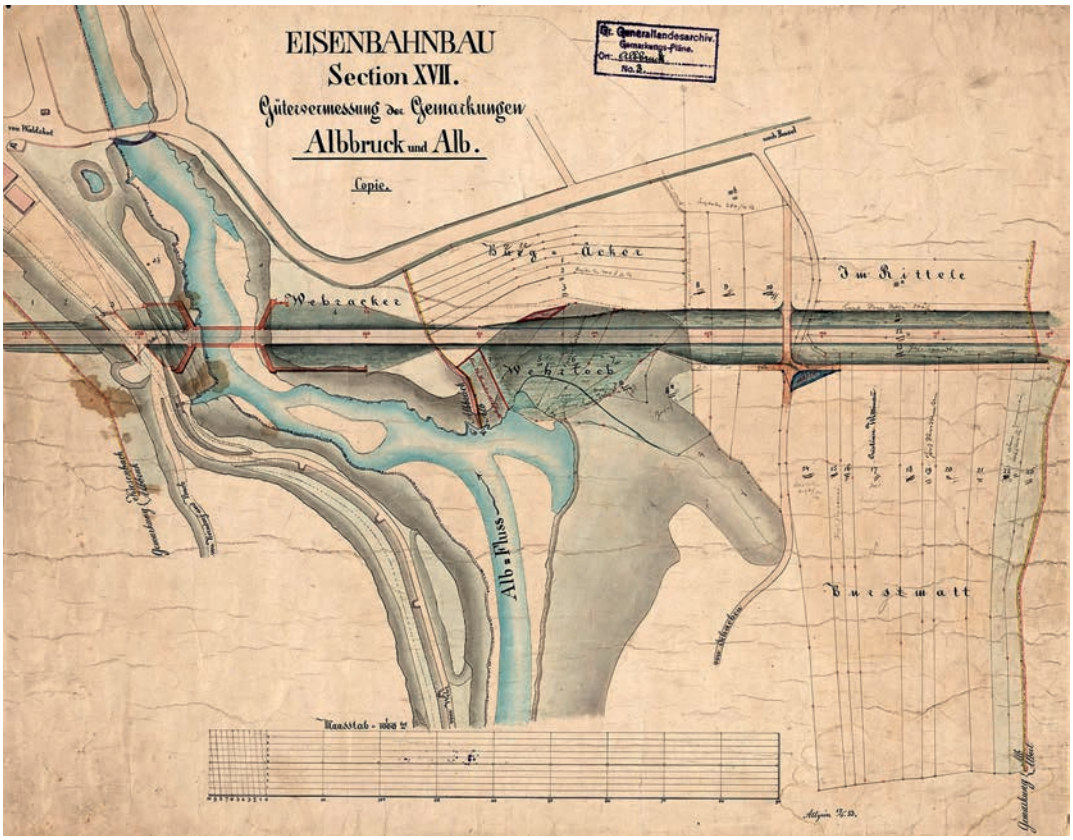
Der Bahnbau am Oberrhein und Hochrhein

Der Mannheimer Fabrikant Ludwig Newhouse war der Erste, der in seiner Denkschrift vom 22. Juli 1833 den beiden Kammern der Badischen Ständeversammlung einen »Vorschlag zur Herstellung einer Eisenbahn im Großherzogtum Baden von Mannheim bis Basel und an den Bodensee« vorlegte. Knapp fünf Jahre später ließ Großherzog Leopold von Baden mit Zustimmung der Stände im Staats- und Regierungsblatt vom 2. April 1838 verkünden, dass er am 29. März dem »Bau einer Eisenbahn von Mannheim bis zur Schweizer Grenze bei Basel« auf Staatskosten zugestimmt habe. Noch im gleichen Jahr wurde zwischen Mannheim und Heidelberg mit dem Bau begonnen.

Zehn Jahre später brach 1848 in Baden die Märzrevolution aus und der Weiterbau der Eisenbahn, der inzwischen bis Efringen-Kirchen vorangekommen war, geriet für einige Jahre ins Stocken. Erst im Februar 1855 konnte der erste Zug von Mannheim durchgehend bis zum (alten) Badischen Bahnhof im rechtsrheinischen Kleinbasel fahren.

Man war jedoch in der Zwischenzeit im Großherzogtum nicht untätig geblieben: Zum einen war bereits im Juli 1852 nach längeren Verhandlungen mit den Kantonen Basel-Stadt und Schaffhausen zwischen Baden und der Schweizer Eidgenossenschaft ein Vertrag zur »Weiterführung der badischen Eisenbahn über schweizerisches Gebiet« bis nach Konstanz abgeschlossen worden, der am 22. April 1853 in Kraft trat. Zum anderen waren in einem wahren Kraftakt zwischen Dezember 1854 und Ende März 1855 die Schienen und Weichen der gesamten, bis Kleinbasel ausgebauten Strecke umgespurt, sowie der Lokomotiven- und Wagenpark der Staatsbahn von der badischen Breitspur (1600 mm) auf die in den ringsum angrenzenden Staaten üblichen Normalspur (1435 mm) umgerüstet worden.

Mit dem Weiterbau der Strecke entlang des Hochrheins bis an den Bodensee wurde begonnen, als der Badischen Bahnhof in Kleinbasel eröffnet war. Die Bahn erreichte



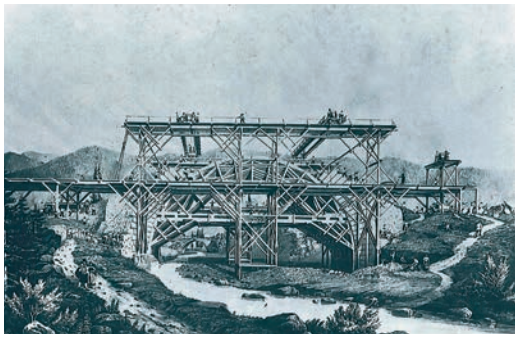
1853 – Eisenbahnbau Section XVII (Generallandesarchiv Karlsruhe, H Albbruck 3, Bild 1)

Waldshut Ende Oktober 1856 und endete schließlich in Konstanz Mitte Juni 1863. Bis heute ist sie mit 414 km die längste, durchgehend gebaute Bahnlinie Deutschlands.

Auf diesem Streckenabschnitt am Hochrhein hatten die Ingenieure mit anderen Verhältnissen zu kämpfen als in der flachen Talebene des Oberrheins. Zwischen Mannheim und Basel hatte man reichlich Platz zwischen dem Rheinlauf auf der einen und den Ausläufern des Odenwalds und Schwarzwalds auf der anderen Seite, musste sich dafür aber mit der Querung von zahlreichen Flüssen und Bächen befassen. Dagegen rückten am Hochrhein die Berge des Hochschwarzwalds und Hotzenwalds nahe an den Rhein heran und der Streckenverlauf musste sich eng an die Windungen des Rheins anlehnen. Zudem waren die querenden Wasserläufe tiefer in die Uferzone des Rheins eingeschnitten und die Brückenbauten gerieten entsprechend aufwendig.

Der Bau der Alb-Brücke

Etwa 300 m vor dem Bahnhof von Albbruck war als einer der größeren Nebenflüsse des Hochrheins die Alb zu überbrücken. Man entschloss sich zum Bau einer massiven Bogenbrücke, die zwischen 1855 und 1856 mit einer Spannweite von etwa 30 m sowie einer lichten Höhe von circa 17 m errichtet wurde.



1855 – Bahnbrücke über die Alb im Bau (Foto privat)

Ihr Gewölbe ist annähernd halbkreisförmig gemauert. Die Häupter der Bogensteine bestehen aus bossierten, im Steinschnitt behauenen Granitblöcken, ebenso die Steinlagen des horizontalen Abschlusses sowie die Verzahnungen mit den Flügelwänden und deren Umrandungen. Die Zwickel der Stirnwände sind in zwei- und dreilagigen Schichten aus kleinformatigem, bossiertem Kalkstein gemauert. Die Füllung der Flügelwände besteht dagegen aus aus großen, polygonalen Steinblöcken, die als Zyklopenmauerwerk versetzt sind. Als oberster Abschluss der Stirnwände liegt auf einer Reihe geschweifter Steinkonsolen ein profiliertes Gesims, auf dem heute die (guss-?)eisernen Pfosten eines Geländers befestigt sind. Auf einer zeitgenössischen Abbildung sowie auf einem alten Foto aus der Zeit um 1860 ist zu erkennen, dass anstelle des eisernen Geländers dort zunächst eine steinerne Brüstungsmauer stand.

Der optische Eindruck des neuen Bauwerks muss nicht nur wegen seiner Größe beeindruckend gewesen sein – boten doch die verwendeten Steinarten durch ihre verschiedenen Formate, die Farbunterschiede und durch die Steinbearbeitung zugleich ein ästhetisch ansprechendes Bild.

Die Bedeutung der Alb-Brücke

Seit dem Jahr 2006 ist die Alb-Brücke als Kulturdenkmal im Sinne § 2 DSchG erfasst.

Zur Begründung wird neben ihrem vergleichsweise hohen Alter (150 Jahre) sowie ihrer Bedeutung innerhalb der Entwicklung der badischen Eisenbahn vor allem ihr guter Überlieferungszustand, das heißt: ihre weitgehende Originalität herangezogen.

Zählt man die in Baden-Württemberg heute noch stehenden Gewölbebrücken aus der Zeit zwischen 1840 und 1860 mit einer Lichtweite größer als 10 m zusammen, so kommt man auf neun Bauwerke. Darunter sind so prominente Brücken wie das Enzviadukt bei Bietigheim oder die Neckarbrücke bei Ladenburg. Keine dieser alten Bogenbrücken erreicht allerdings die Lichtweite der Albbrücke – weder die Neckarbrücke, deren sieben flache Einzelbögen je maximal 27 m Lichtweite haben,

1856 – Bahnbrücke über die Alb nach ihrer Fertigstellung (Foto privat)

2016 – Bahnbrücke, Zustand vor dem Abbruch (Foto: Stephan Späth)

noch das Enzviadukt mit seinen 21 Einzelbögen von »nur« je etwa 11,5 m Lichtweite.

Legt man die gleichen Kriterien an Gewölbebrücken aus der Zeit nach 1860 an, so stehen in Baden-Württemberg ebenfalls noch neun Bauwerke, darunter die Gutachbrücke der Schwarzwaldbahn südöstlich Titisee-Neustadt oder die Neckarbrücke bei Bad Cannstatt. Der große Stützbogen der Gutachbrücke von 1900 hat eine Lichtweite von 64 m, die vier Bögen der Neckarbrücke von 1915 spannen je 54 m weit.

Zwischen diesen Konstruktionen des frühen 20. Jahrhunderts und der Alb-Brücke liegt ein Zeitraum von fast 40 Jahren – im 19. Jahrhundert eine ganze Welt: Die neuen, größeren Lichtweiten waren den Fortschritten in der Bautechnik, in der Materialprüfung und in der Theorie der Statik zu verdanken. Mit dem Aufkommen des Zements (Romanzement bei Leube / Ulm ab 1838, Portlandzement bei Brunckhorst & Westfalen / Buxtehude 1850) und der Entwicklung des eisenbewehrten Betons (Monier-Patente ab 1867) war die Blütezeit der traditionellen Steingewölbe-Brücken vorüber.

Das Genehmigungsverfahren zum Abriss des technischen Kulturdenkmals

Mit der Feststellung der Denkmaleigenschaft ist zugleich die Erhaltungsforderung des Kulturdenkmals (KD) verbunden. Da jedes KD zu seiner Erhaltung einen kontinuierlichen Bauunterhalt erfordert, sind der im Gesetz verankerten Erhaltungsforderung vom Gesetzgeber Schranken gesetzt. Zentralbegriff ist die finanzielle Zumutbarkeit der Erhaltung. Der Nachweis der Unzumutbarkeit des voraussichtlichen Erhaltungsaufwandes obliegt dem Denkmaleigentümer. Zur dessen finanzieller Entlastung – aber auch um die Höhe seiner Belastung zu reduzieren – sind vom Gesetzgeber einerseits Zuschüsse aus (Denkmal-)Fördermitteln, andererseits erhöhte Steuerabschreibungen vorgesehen.

Soweit das allgemein übliche Verfahren. Wenn jedoch – wie im vorliegenden Fall der Alb-Brücke – die öffentliche Hand, hier in Form der Deutschen Bahn AG betroffen ist, gelten etwas andere Regeln. An die Stelle der Unteren (Landratsamt Waldshut-Tiengen) oder Höheren Denkmalschutzbehörde (Regierungspräsidium Freiburg), die im Regelfall die gebotene Abwägung der Zumutbarkeit vornehmen, tritt im Rahmen eines Planfeststellungsverfahrens das Eisenbahnbundesamt (Außenstelle Karlsruhe / Stuttgart). Diese Bundesbehörde beschließt nach Anhörung aller Träger öffentlicher und privater Belange, wie der Vorhabenträger (DB Netz AG) das Abriss- und/oder Neubauverfahren durchzuführen hat.

Der Planfeststellungsbeschluss vom 27.7.2016 kommt zu dem Ergebnis, dass das KD abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt werden kann. Zur Begründung wird angeführt, dass die anstehenden Instandset-

zungs-, die Umbau- und die künftigen Erhaltungsaufwendungen zu erheblich höheren Kosten führen werden, als dies ein kompletter Neubau erwarten lässt. Zudem sei mit einer Instandsetzung des KD das Ziel einer normkonformen Elektrifizierung und der Ausbau der Zweigleisigkeit der Hochrheinstrecke nicht erreichbar.

Das Regierungspräsidium Freiburg hat daher dem Abbruchgesuch der DB Netz – trotz bestehender Bedenken – zugestimmt.

Nachruf

Sollte es tatsächlich zum Abbruch der Bogenbrücke über die Alb kommen, wäre aus der Sicht der Badischen Heimat ein Nachruf angebracht, der den Verlust eines bedeutenden technischen Kulturdenkmals aus der Frühzeit der Großherzoglich Badischen Eisenbahn würdigt. Aber es sollte auch ein kritischer Nachruf sein, der die Schwachpunkte dieses Planfeststellungsverfahrens und ähnlicher Abwägungsverfahren in Sachen Denkmalschutz aufzeigt.

Ein kritischer Punkt in auf die Deutsche Bahn bezogenen Planfeststellungsverfahren ist, dass es zur Minderung der zumutbaren Instandsetzungskosten keine Zuschüsse aus Denkmalpflegemitteln geben darf, da sich die öffentliche Hand verständlicherweise nicht selbst bezuschussen will.

Weil die Deutsche Bahn zudem keine steuerlich erhöhten Abschreibungen vornehmen kann, fällt ein zweiter, bei privaten und nichtöffentlichen Denkmaleigentümern üblicher, wichtiger »Baustein« der Denkmalförderung aus.

Der Ausfall der direkten und indirekten Denkmalförderung wird noch verschärft durch die Förderpraxis des Bundes, der als Bahn-Haupteigentümer nur den Neubau (von Brücken), nicht jedoch die Instandsetzung (von Kulturdenkmalen) fördert.

Ein weiterer, schwieriger Punkt ist die Auswahl der Gutachter. Da für den Vorhabenträger die freie Wahl eines Gutachters vorgesehen ist, wird bei der Deutschen Bahn nicht selten auf eigene Fachingenieure zurückgegriffen oder auf externe Ingenieurbüros, die häufiger mit der DB zusammenarbeiten. Honi soit qui mal y pense. Die Denkmalpflege ist daher von Fall zu Fall gezwungen, aus dem eigenen Gutachteretat ein Gegen-Gutachten erstellen zu lassen.

Was wäre zugunsten der Erhaltung von technischen Kulturdenkmalen sinnvoll?

- Änderung der Förderpraxis des Bundes, d. h. im Konfliktfall zumindest gleichrangige Förderung von Neubau- und Instandsetzungsvorhaben.
- Vorrangige Wahl externer Gutachter, im Konfliktfall die Hinzuziehung eines unabhängigen Zweit-Gutachters.
- Anrechnung bzw. Aufrechnung des vernachlässigten Bauunterhalts bei KD, die bis zum Konfliktfall ein »angemessenes« Alter erreicht haben (z. B. Bauwerke vor 1945, z. B. Bauwerke älter als 50 Jahre oder ähnliche Altersgrenzen).

Anschrift des Autors:
Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt
boeyng@t-online.de

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto mit Online-Überweisungen; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied.

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BB Bank

So muss meine Bank sein.

Nachruf

Dr. Anna Gräfin zu Stolberg-Stolberg

Tief erschüttert haben wir vom Tod unserer Mitarbeiterin Dr. Anna Gräfin zu Stolberg-Stolberg am 8. Juli 2017 Kenntnis nehmen müssen. Die tückische Krankheit, die sie vor ca. zwei Jahren befallen hat und gegen die sie mit so viel Kraft gekämpft hat, war schließlich doch Siegerin gewesen. Am Freitag, den 14. Juli 2017 nahmen wir, unter Beteiligung von einigen Mitgliedern der Badischen Heimat, in Gernsbach, ihrem Geburtsort, in einer Trauerfeier von ihr Abschied.

In Gaggenau hatte sie ihr Abitur abgelegt und anschließend in München an der Ludwig-Maximilians-Universität die Fächer Ägyptologie, Philologie des Christlichen Orients und Geschichte der Medizin studiert. Nach dem Magisterexamen promovierte sie an der Humboldt-Universität in Berlin über das Thema »Untersuchungen zu Antilope, Gazelle und Steinbock im Alten Ägypten«. Bereits während ihres Studiums war sie in Ägypten als Reiseleiterin tätig gewesen, später dann auch auf Malta. Auch beim Badischen Landesmuseum in Karlsruhe konnte sie ihre Fachkenntnisse anwenden.

Nach ihrer Tätigkeit als Kuratorin dort, wurde Anna zu Stolberg, auf Vermittlung von Dorothee Kühnel, bei der Badischen Heimat als Lektorin für die Vierteljahreshefte sowie für die Bände unserer Schriftenreihe tätig. Nach kurzer Einarbeitung hat sie von 2015 bis Mitte 2017 insgesamt zehn Hefte lektoriert und koordiniert. Zusätzlich übernahm sie im Auftrag des Vorsitzenden auch organisatorische Aufgaben. Weit über die reine Lektorenarbeit hinaus war sie mit bemerkenswertem Elan für die Zeitschrift engagiert. Bei der Beschaffung von Bildmaterial hatte sie sich mit großer Kreativität und ihrem Einsatz viele Verdienste um die Zeitschrift erworben.

Wir trauern nicht nur um eine engagierte und fähige Mitarbeiterin, die mit 54 Jahren allzu früh von uns gehen musste. Wir trauern auch um eine intelligente Frau, deren Umgang mit Menschen von einer besonderen Ausstrahlung gekennzeichnet war, die wohl in ihrem souveränen und heiteren Wesen begründet war.

Anna zu Stolberg hat sich mit großer Kreativität im Einsatz für die Badische Heimat viele Verdienste erworben. Sie war uns in ihrer jugendlichen Frische und zupackenden Weise ans Herz gewachsen. Wir vermissen sie sehr und werden uns immer wieder in Zuneigung an sie erinnern. Die Badische Heimat fühlt sich mit der Familie, den Freundinnen und Freunden von Anna zu Stolberg in Trauer verbunden.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Als Frau Dr. Anna zu Stolberg im Jahr 2006 erstmals im Badischen Landesmuseum und bei mir vorstellig wurde, nachdem sie in ihre mittelbadische Heimat in Gernsbach zurückgekehrt war, beeindruckte sie gleich mit ihrem begeisterten ästhetischen Enthusiasmus und ihrer fundierten Kennerschaft altägyptischer Kunst. Eine feste Stelle konnte ich ihr nicht anbieten; die Zahl von Museumsstellen für Ägyptologen dürfte in deutschen Museen kaum mehr als ein Dutzend betragen. Sie konnte aber, trotz ihrer schon längeren Berufslaufbahn, nach ihrer Berliner Promotion über Tierdarstellungen im alten Ägypten, ein Volontariat antreten und seitdem, in wechselnden Funktionen, dem Ägypten-Thema im Badischen Landesmuseum, dem eine zahlenmäßig geringe, mit z. B. der Grabkammer des Ii-Nefret aus dem Alten Reich oder der Tut-Anch-Amun-Sitzstatue, aber bedeutende Sammlung mit herausragenden Spitzenwerken zugrunde liegt, mit großem Engagement und Wissen zusätzliche Geltung verschaffen. Ein Höhepunkt war gleich 2007 die Ausstellung altägyptischer Kunst aus dem Roemer-Pelizäus-Museum Hildesheim mit dem in Karlsruhe erarbeiteten Zusatz über die Rolle der ägyptischen Kultur für die Kunst der Moderne. Anna zu Stolberg zeigte da auch ihre Kompetenz für die moderne Kunst von Pablo Picasso bis Jürgen Brodwolf, die in der Ausstellung – neben einem eigenen Beitrag über die ägyptischen Einflüsse auf die »Beuroner Kunst« – in ausgewählten Beispielen gezeigt wurde. Im 2009 veröffentlichten Aufsatzband der parallel zur Ausstellung 2007 veranstalteten Arbeitstagung »Ägypten, die Moderne, die »Beuroner Kunstschule«, erstellte sie zusätzlich zu ihrer Redaktionsarbeit einen umfassenden Beitrag, in dem sie akribisch die Studienzeichnungen und historischen Fotografien im Besitz von Peter Lenz, dem Begründer der Beuroner Kunst, auf ihre altägyptischen Vorlagen identifizierte.

Als eine Vertretungsstelle am Badischen Landesmuseum frei wurde, konnte Anna zu Stolberg in eine ersehnte Kuratorentätigkeit eintreten. Ihre Hauptaufgabe war die Umsetzung eines Ausstellungsplans, in dem erstmals in Europa umfassend der Pharao Ramses II., der als »der Große« zu den bedeutenden Weltpersönlichkeiten zählt, dargestellt werden sollte. Mit Ende der Vertretungszeit 2014 endete auch Anna zu Stolbergs Tätigkeit am Badischen Landesmuseum und damit auch für das Ausstellungsprojekt, das Ende 2016 umgesetzt wurde. Eine schöne Zeit endete damals, 2014, auch für mich, am Landesmuseum.

Prof. Dr. Harald Siebenmorgen

Gedenktage badischer Geschichte

Vor 200 Jahren

»Urknall der individuellen Mobilität«

I. Am 12. Juni 1817 fuhr Karl Drais mit der Laufmaschine von Mannheim zum Schwetzinger Relais-Haus und zurück

In Zeiten, in denen »den Fortbewegungs-Standard die Füße des Menschen und die Hufe des Pferdes definierten, verhalf Drais einer entscheidenden Erkenntnis zum Durchbruch: plötzlich konnte der Mensch durch eigene Muskelkraft mit Hilfe eines Gefährts von einem Ort zu anderen gelangen und nicht mit Hilfe eines Pferdes oder Dieners, wie es bis dahin üblich war«.[1] Eine zweite Fahrt unternahm Drais am 28. Juli 1817 von Gernsbach über den Berg nach Baden-Baden, dann im August eine Fahrt von Karlsruhe nach Kehl.

Angesichts der »Monnemer« Konkurrenz »im Kampf um Drais« ist darauf zu bestehen: »Karl Drais gehört zu Karlsruhe«[2] Deshalb ist daran zu erinnern: Drais ist in Karlsruhe am 29. April 1785 geboren, besuchte das Fürstliche Gymnasium in den Jahren 1799–1800, kam dort in Kontakt mit Technik und Mathematik. Im Erbprinzengarten führte er Zar Alexander seine 1813 entwickelte Fahrmaschine vor. Er starb am 12. Dezember 1851 in Karlsruhe und wurde auf dem Alten Friedhof begraben. Kritiker des Mannheimer Engagements für Drais weisen gerne daraufhin, dass schon 1817 dort ein Verbot des Laufmaschinenfahrens auf den Gehsteigen erlassen wurde.

Das nachlassende Interesse an der Laufmaschine mochte auch mit dem Mangel an guten Fahrbedingung zusammenhängen. Zudem musste für das ermüdende Abstoßen des Laufrades mit den Füßen eine andere Lösung gefunden werden. Pierre Michaux und sein Sohn Ernest entwickelten in Barle-Duc das an der Vorderradnabe pedalbetriebene Veloziped und führten es auf der Weltausstellung 1867 vor. Es begann daraufhin die historisch kurze Phase der (unfallträchtigen) Hochräder. 1879 erfindet Harry John Lawson den Kettenantrieb für das Hinterrad und rückt die Pedale damit weg von der Nabe. Der englische Konstrukteur John Kemp Starley erkennt die Möglichkeiten dieses Konzepts und entwickelt 1885 mit dem »Rover« das erste kettengetriebene Rad mit umfanggleichen Vorder- und Hinterrädern. Eingespannt in eine rautenförmige Rahmenkonstruktion (»Diamantrahmen«), veränderten sich dadurch Sitzposition und Steuerung entscheidend. Das Fahrrad wurde erstmals zu einem sicheren und damit alltagstauglichen Gefährt.

II. Lob des Fahrrads

Mit dem Laufrad sei das »fundamental emanzipatorische Prinzip in die Welt gekommen, das die Velos bis heute antreibt. Auf dem Fahrrad löst sich der Mensch aus der Abhängigkeit von fremden Mächten und setzt sich aus eigener Kraft in Bewegung. Dass das mündige Individuum in der Lage sei, selber die Verantwortung für den Gang seines Lebens zu übernehmen – diesem Leitgedanken des 19. Jahrhunderts folgte das Velo in allen Entwicklungsschritten, die

Tretkurbelrad »Vélocipède Michaux«, 1868

Sicherheitsniederrad, 1888
(beide Bilder: TECHNOSEUM, Klaus Luginsland)

Cover Christine Beil: Karl von Drais

es ab den 1860er Jahren sukzessiv machte, bevor es in der Belle Époque seine erste große Blüte erlebte.« »Die Maschine beflügelt die Kraft des Menschen und potenziert die Energie, die er selber generiert. So wächst der Fahrer weit über sich hinaus, überschreitet aber nie die Grenze dessen, was er mit seinem Körper zu leisten und mit seinem Verstand zu begreifen vermag«. Ähnlich Marc Augé: »Der erste Tritt in die Pedale ist der Beginn einer neuen Autonomie, er ist ein schöner Ausreißversuch, die spürbare Freiheit, die Bewegung der Fußspitze, wenn die Maschine auf Verlangen des Körpers reagiert und ihm gleichsam vorauseilt. Innerhalb weniger Sekunden befreit sich der begrenzte Horizont und die Landschaft gerät in Bewegung. Ich bin anderswo. Ich bin ein anderer, und dennoch bin ich selbst wie sonst niemals, ich bin, was ich entdecke.«

Die Bedeutung des Radelns für das moderne Lebensgefühl hat Arnold Rieger hat auf die kurze Formel gebracht: »Radeln entspricht dem modernen Lebensgefühl«. Und mehr noch: »das Bicycle hat zur Emanzipation der Frauen aus höheren Gesellschaftsschichten mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegung zusammen«, behauptete die Frauenrechtlerin Rosa Mayreder.

Heinrich Hauß

Ausstellungen

2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades vom 11.11.2016 – 25.6.2017, Landesausstellung im Technoseum Mannheim

Karl Drais – Erfinder und Demokrat aus Karlsruhe, mit Unterstützung der Karlsruher Event GmbH, Hans-Erhard Lessing und Martin Hauge, vom 24.5.2017 – 25.6.2017 im Regierungspräsidium Karlsruhe am Rondellplatz

Literatur

Marc Augé: Lob des Fahrrads, 2016.

Christine Beil: Karl von Drais. In: Karlsruher Köpfe. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe Bd. 4, Info Verlag, 2017.

Thomas Kosche: Luxusartikel, Massenware, Spaßgerät. 200 Jahre Fahrrad im Südwesten. Momente 1/2017.

Hans-Erhard Lessing: Zwei Räder statt vier Hufe, 2010.

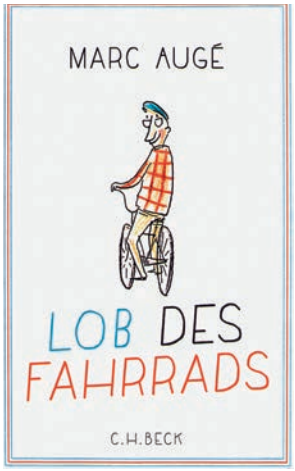
Claudia Mäder: Hoch soll es leben! Das Velo feiert seinen 200. Geburtstag. Eine Würdigung des humansten und freiheitlichsten Verkehrsmittels. In: NZZ, 10. Juni 2017, S. 21.

Arnold Rieger: Lebensgefühl auf zwei Rädern. In: SZ, 12. Juni 2017.

Anmerkungen

1 Claudine Pachinke: Im Eiltempo in die Moderne, zitiert bei Ch. Beil: Karl von Drais, S. 26.

2 Ausstellung: »Karl Drais, Erfinder und Demokrat«. Plakat: »Wem gehört Karl Drais?«.



Im Rahmen der Heimattage 2017:

Siedlung leben. Eine Kooperation des Architekturschaufensters mit Nina Rind, Anne-Sophie Stolz und dem Fachbereich Architektur der Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft im Rahmen der Heimattage 2017

Ein künstlerisch-wissenschaftliches Projekt im Architekturschaufenster e. V., Waldstraße 8, Karlsruhe, 30. Mai–23. Juni 2017

Heinrich Hauß

Begleitpublikation:
Nina Rind (Hrsg.): siedlung leben. 8 Karlsruher Siedlungsprojekte (1919–2017). 48 Seiten und eingeheftet 21 Fotografien von Anne-Sophie Stolz. 13,– €

Siedlungen als städtebaulich besondere Orte der Heimat

Heimat ist immer topografisch konkret: im Quartier, in einem Stadtviertel, in einer Siedlung. Der Beitrag des Architekturschaufensters zu den Heimattagen 2017 mit der Vorstellung von acht Karlsruher Siedlungsprojekten als »Orte der Heimat« in der Stadt zu den Heimattagen ist genau richtig.

Für die Ausstellung wurden »kurze Siedlungsbiografien« zusammengestellt und mit Schwarz-weiß-Fotografien ergänzt. Anne-Sophie Stolz präsentiert fotografische Doppelbelichtungen mit der Intention, »das heterogene emotionale Erleben der städtebaulichen Einheit der Siedlungen« widerzugeben. Schließlich wurden dreidimensionale Modelle der Siedlungen von Masterstudentinnen des Fachbereichs Architektur erstellt.

Mit der Präsentation von acht Siedlungen, entstanden in der Zeit zwischen 1919/20 (Hardtwaldsiedlung) und 1995 (Smiley Barracks) sollen möglichst »unterschiedliche Siedlungskonzepte« und »allgemeine Tendenzen im Städtebau des 20. Jahrhunderts« thematisiert werden. Der Blick richtet sich aber auch auf die »Herausforderungen des Bauunterhalts und der Ertüchtigung der Einzelgebäude« (Energieeffizienz, Nachverdichtung, Aufstockung, gemeinschaftliche Wohnmodelle).

Die Ausstellung will auch »das Heute der Siedlungen zeigen«. »Wie lebt es sich in diesen Siedlungen?

Wie bildet man die Vielzahl an Eindrücken und Erlebnissen in den heutigen Siedlungen in einer Ausstellung ab?« Anne-Sophie Stolz »nähert sich diesen Fragen über künstlerische, fotografische Doppelbelichtungen.« Die »verschachtelten Ebenen« sollen dem Betrachter »Freiraum zur Interpretation« geben und »eigene Geschichte erzählen«. Den Anspruch können meiner Ansicht nach die Fotos nicht einlösen, weil sie sich von den Objekten ablösen und Bilder eigener Wirklichkeit sind.

Die optische Präsentation ist so angelegt, um auf das Thema »Siedlungen« aufmerksam zu machen, die Lektüre der sorgfältig bearbeiteten Dokumentation ist aber zum Verständnis unerlässlich.

Auf zwei Siedlungen sei exemplarisch hingewiesen: auf die Hardtwaldsiedlung als zeitlich erste (1920) und als zeitlich letzte »Smiley West« (1995). Smiley Barracks und Smiley West zeichnen sich aus durch zukunftsweisende »innovative Siedlungskonzepte.« Die Hardtwaldsiedlung folgte einem Konzept von Ein- und Mehrfamilienhäusern mit Gärten für jedes Haus und Tierhaltung am damaligen Ende der Stadt

Nach Abzug der amerikanischen Streitkräfte 1989 konnte mit der Konversion der Gebäude entlang des Kanalwegs, der ehemaligen Smiley Barracks, begonnen werden. Es entstand ein »partizipatives und selbstverwaltetes Wohnprojekt der MIKA« (MieterInneninitiative Karlsruhe) mit einem Kultur- und Gemeinschaftshaus im Haus der früheren amerikanischen Bibliothek. Das Außenareal wird als »Wohnhof« von den Mietern genutzt. »Smiley West« zwischen Indianaring und Vermontring verzichtete auf eine Trennung von öffentlichen und privaten Flächen zu Gunsten eines »kollektiven Stadtraums«

Begleitpublikation

Blick in die Ausstellung (Foto: H. Hauß)

Ausgepackt! –

Eine Ausstellung zum 125-jährigen Bestehen des Stadtmuseums Baden-Baden

Heike Kronenwett

Im Juli 1892 wurden auf Initiative des Stadtrates und Kunstdruckereibesitzers Stanislaus Kah die »Städtischen historischen Sammlungen«, begründet. In 125 Jahren ist eine veritable Sammlung entstanden, von der ein Großteil im Verborgenen ruht. Zum Jubiläum wird ausgepackt, was sonst mit der Verschlossenheit des Depots vorliebnehmen muss. Gezeigt wird das Objekt mit der Inventarnummer 1, die älteste Urkunde von 1467, römische Fundstücke oder ein Schatz seltener Goldmünzen aus der Oos.

Zu den klassischen Aufgaben des Museums gehören neben dem Vermitteln, das Sammeln und das Bewahren. Das Stadtmuseum Baden-Baden tut dies nun schon seit 125 Jahren, und in dieser Zeit ist – bei einer Stadt mit einer über 2000-jährigen Geschichte nicht weiter verwunderlich – eine beachtliche und äußerst facettenreiche Sammlung entstanden.

Der Anfang der historischen Sammlung der Stadt Baden-Baden liegt im Jahr 1892. Auf Initiative des Stadtrates Stanislaus Kah wurden damals die »Städtischen historischen Sammlungen«, heute Stadtmuseum/Stadtarchiv begründet. Auslöser für die Gründung eines Museums waren die zahlreichen römischen Funde, die seit dem Beginn der Kanalisationsarbeiten 1885 in der Stadt zu Tage getreten waren. Heute umfasst die Sammlung ungezählte Objekte unterschiedlicher Sammelgebiete wie Steindenkmäler und Skulpturen, Graphiken und Gemälde, Glas, Porzellan, Münzen, Medaillen, Möbel, Textilien, Waffen, balneologische Literatur seit dem 16. Jahrhundert, Autographen, historisches Spielzeug u. a. m. Hinzu kommen im Stadtarchiv Akten, Urkunden und Amtsbücher vom 15. Jahrhundert bis heute. Ein umfangreiches Foto- und Planarchiv, Plakate, Druckschriften und eine Sammlung von Regionalzeitschriften ab 1811 ergänzen den reichen Bestand, in dem sich die besondere historische Stellung der Stadt als römisches Heilbad und Verwaltungszentrum, als markgräfliche Residenz, als Modebad des 19. Jahrhunderts oder Hauptstadt der französischen Besatzungszone spiegelt. Von Beginn an wurde die Sammlung vom bürgerschaftlichen Engagement getragen und bis heute basiert ihr Reichtum vor allem auf Schenkungen und Stiftungen von Bürgerinnen und Bürgern.

In der ständigen Ausstellung des Stadtmuseums im Alleehaus präsentiert sich ein kleiner, ausgewählter

Blick in die Ausstellung (alle Bilder: Stadtmuseum Baden-Baden)

Teil der Sammlung mit dem Schwerpunkt Weltbad des 19. Jahrhunderts und Geschichte der Stadt von den römischen Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Seit kurzem lädt der Freundeskreis Stadtmuseum/Stadtarchiv Baden-Baden e. V. zu einem virtuellen Rundgang durch die Dauerausstellung unter http://tour.freundeskreis-stadtmuseum-baden-baden.de ein.

Zum 125-jährigen Jubiläum packt das Stadtmuseum aus, was sonst aus Platz- oder aus konservatorischen Gründen in der Verborgenheit des Depots ruht. Die mit braunem Karton ausgeschlagenen Ausstellungsräume visualisieren das Motto »Ausgepackt!« sinnfällig. Aus den in Kartons verwandelten Vitrinen treten kleine und große Preziosen, alte Schriften, Kuriosa und Alltagsgegenstände unterschiedlichster Epochen, die noch nie oder schon lange nicht mehr ausgestellt waren, hervor.

Präsentiert werden Superlative der Sammlung: Das älteste Stück, ein Stoßzahn eines Wollhaarmammuts aus dem jüngeren Pleistozän, und das jüngste, ein Becher zur Erinnerung an das G 20-Finanzministertreffen in Baden-Baden im März diesen Jahres. Hinzu kommt das Objekt mit der Inventarnummer 1, ein silberner Pokal in Form einer Nautilusmuschel aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, den der damalige Oberbürgermeister Dr. Albert Gönner den Sammlungen anlässlich ihrer Gründung 1892 übergab. Die älteste Archivalie ist die Kopie eines Ehevertrags aus dem Jahr 1467. Das Schriftstück wurde seit dem 17. Jahrhundert als Einband für ein altes Wegeverzeichnis verwendet und ist erst 2015 bei der archivischen Erfassung entdeckt worden. An den ersten royalen Besuch im Museum erinnert eine Medaille, die Stanislaus Kah anlässlich der Visite der niederländischen Königin Wilhelmina am 12. November 1905 prägen ließ.

»Stationen des Lebens« thematisiert Geburt, Kindheit, Hochzeit, Alter und Tod. Stellvertretend für die Lebensabschnitte stehen eine seidene Taufgarnitur oder ein Himmelbett aus dem Jahre 1799, das der Verwalter des Quettighofs vermutlich vom Kloster Lichtenthal zu seiner Hochzeit geschenkt bekam. Einen heute weithin unbekannten Brauch verdeutlicht ein Perlenkranz aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, den eine Baden-Badenerin einst fertigte. Derartige Perlenkränze schmückten bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in den Wochen nach der Beerdigung und alljährlich zu Allerheiligen die Grabkreuze.

Unter dem Motto »Made in Baden-Baden« finden sich Erzeugnisse, die in Baden-Baden hergestellt wurden. Das Spektrum reicht vom ersten gedruckten Buch von 1511 über Steingutgeschirr bis hin zur Jagdbüchse. »Von Amts wegen behütet« spannt den Bogen vom historischen Zweispitz des Spiel- und Polizeikommissars über die Schärpe eines revolutionären Bürgermeisters aus dem Jahr 1849 bis hin zu den Amtsketten der Bürgermeister.

Aus dem Tresor geholt wurden zahlreiche Münzen von der Antike bis zum Notgeld der Weimarer Republik. Highlight ist ein Goldmünzenfund, der 1870 bei Arbeiten am Bachbett der Oos zu Tage kam und seltene Prägungen, darunter auch osmanische, enthält. Alles deutet darauf hin, dass hier ein Sammler seinen Schatz während des 30-jährigen Krieges vergraben hat, um ihn zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu bergen. Dazu scheint er nicht mehr gekommen zu sein.

»Mobile Zeiten« versammelt Objekte, die für Mobilität stehen, angefangen bei einem englischen Hochrad bis hin zu einem Sessel auf Rädern der Zeit um 1900, Vorläufer des modernen Rollstuhls.

Dem bekannten Schlager »Souvenirs, Souvenirs« von Bill Ramsey folgend, widmet sich ein weiterer Teil der Sonderschau den im 19. Jahrhundert beliebten Andenkengläsern und -porzellanen. Dass die

Großen dieser Welt auch alle mal was liegen lassen, wie es im Liedtext heißt, zeigen die Hinterlassenschaften berühmter Gäste: Franz Liszt ist mit einem Taktstock, den er einer seiner Schülerinnen in Baden-Baden verehrt hat, vertreten. Von der berühmten Opernsängerin Pauline Viardot, eine Freundin Clara Schumanns, ist eine kleine Silberdose mit ihrem Namenszug ausgestellt.

Im Dezember wird weiter ausgepackt. Dann werden im Skulpturensaal des Stadtmuseums Maler und Bildhauer im Mittelpunkt stehen, die sich in der Stadt aufhielten, sie als Inspirationsort erlebten oder sie zum Thema ihrer Kunst machten.

Stadtmuseum Baden-Baden
Lichtentaler Allee 10
76530 Baden-Baden
www.stadtmuseum-baden-baden.de
geöffnet Di–So 11–18 Uhr

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Otto Bartning – ein Karlsruher Architekt von Weltruhm

Denkmalgeschütztes Erbe ist in Karlsruhe nach wie vor vom Abriss bedroht

Der in Karlsruhe geborene Otto Bartning (1883–1959) zählt zu den weltberühmten Architekten des 20. Jahrhunderts. Wegweisend im protestantischen Kirchenbau ist sein berühmtes »Notkirchenprogramm« nach 1945. Ein wichtiges Bauwerk seiner »sozialen Moderne« ist das malerisch gelegene Franz-Rohde-Haus (erbaut 1937/38) in Karlsruhe. Es befindet sich bis heute in gutem Zustand und dient als Altenheim. Aber dieses denkmalgeschützte Ensemble im Geiste des süddeutschen Regionalismus ist vom Abriss bedroht. Der ursprüngliche Eigentümer – die Evangelische Stadtmission Karlsruhe – wollte den Abriss des Kulturdenkmals zugunsten einer profitmaximierten Neubebauung. Eine Bürgerinitiative lief Sturm gegen diese Pläne. Ab Juli 2017 ist das Franz-Rohde-Haus nun an die Ergon Invest GmbH Freiburg verkauft. Aber damit sind die Abriss-Pläne noch längst nicht vom Tisch. Die Vernichtung wertvoller Bausubstanz hat im baden-württembergischen Karlsruhe traurige Tradition. Erst kürzlich fiel am historischen Marktplatz ein stadtbildprägendes Denkmal von Erich Schelling (1904–1986), dann im Stadtzentrum ein klassizistisches »Musterhaus« aus der Weinbrennerzeit und nun soll ein weiteres baukünstlerisches Kleinod verschwinden: Das »Franz-Rohde-Haus« vom berühmtem Kirchenbauer Otto Bartning (1883–1959). Es überstand den Zweiten Weltkrieg unbeschadet und dient bis heute behindertengerecht ausgebaut und in gutem Zustand als ein Pflegeheim. Eigentümerin war bis zum Juli 2017 die eng mit der evangelischen Landeskirche verbundene Evangelische Stadtmission Karlsruhe.

Das malerisch gelegene Haus entstand im Jahr 1938 im Auftrag der Evangelischen Kirche als Altenwohnheim inmitten eines kleinen Parks in der Karlsruher Weststadt. Getragen »vom sozialen Geist« und orientiert am »menschlichen Maß« sollte es Menschen einen sorgenfreien Lebensraum im Alter bieten. Damals war der gebürtige Karlsruher Otto Bartning längst eine wichtige Persönlichkeit innerhalb der internationalen Architekturszene: Schon seit 1918 gehörte er, der Enkel des markgräflichen Oberhofpredigers und Prälaten der Badischen Landeskirche Karl Wilhelm Doll, zu den Protagonisten der Moderne und avancierte mit Kirchenentwürfen wie dem legendären expressiven Modell der »Sternkirche« (1922) oder der Rundkirche in Essen (1929/30) zum Erneuerer des evangelischen Kirchenbaus. Für die katholische Kirche war der Baumeister Rudolf Schwarz (1897–1961) seine kongeniale Entsprechung. Bartning wirkte als Direktor an der neugegründeten Bauhochschule in Weimar, bis er 1930 aus politischen Gründen zurücktrat und Paul Schultze-Naumburg sein Amt übernahm. Als freier Architekt entwickelte Bartning nun im Deutschland des Nationalsozialismus einen sehr subtilen Weg der inneren Emigration, der an regionaltypischen Bauformen anknüpfte und sie unter der Prämisse des Funktionalis-

Franz-Rohde-Haus im Februar 2016 (© Otto-Bartning-Archiv der TU Darmstadt)

Franz-Rohde-Haus im April 2016 (© Archiv der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild)

mus weiterentwickelte. In diesem Geist entstand das »Franz-Rohde-Haus« in Karlsruhe.

Es ist ein exemplarisches Gebäude, denn es markiert im Lebenswerk Bartnings die Phase eines eigenständig interpretierten süddeutschen Regionalismus: Ein dreigeschossiger, rhythmisch gegliederter Baukörper mit Klappläden und Fledermausgauben im Walmdach sowie einer offenen Loggia unter der Dachtraufe. »Der ästhetische Gesamteindruck … besitzt eine gesteigerte Qualität und spricht das Empfinden im besonderen Maße an«, urteilte das Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2013. Aber dieses Urteil, das aus wissenschaftlicher, künstlerischer und heimatgeschichtlicher Sicht ein öffentliches Interesse für die Erhaltung des Rohde-Hauses belegt, interessierte die Evangelische Stadtmission Karlsruhe als ehemalige Eigentümerin nicht. Sie sah keine Verpflichtung kulturellen und historischen Werten gegenüber: Sie wollte das bedeutsame Kulturdenkmal komplett abreißen und das »Grundstück optimal wirtschaftlich verwerten«. Als Trostpflaster sollten die beiden alten Eichen auf dem Gelände stehen bleiben. Konkret hieß das: Profitmaximierte Nachverdichtung durch einem neuen, massiven Baukomplex.

Die Stadtmission wollte sich dabei rein renditeorientiert – das »Franz- Rohde-Haus« ist »nur ein Zweckbau«, »kein Kulturdenkmal« und der »Erhalt nicht wirtschaftlich« – über alle Maßgaben der Denkmalpflege hinweg setzen. Die Stadt Karlsruhe hatte das abgenickt und mit der Verwaltungsvorschrift über die »wirtschaftliche Zumutbarkeit« die Denkmalpflege ausgehebelt und den Abriss investorengerecht legitimiert. Unfassbar, dass diese als Architekturstadt einst über die Grenzen hinweg berühmte Stadt ihr baukünstlerisches Erbe bislang so wenig zu schätzen weiß. Einer Stadt, der Otto Bartning weitere eindrucksvolle Bauwerke wie die Markuskirche (um 1935) oder die Friedenskirche (um 1949) aus dem »Notkirchenprogramm« schenkte und dessen Architektur Theodor Heuss einst so treffend als »Begegnung rationaler Verständigung mit innerer Poesie« charakterisierte. Engagierte Bürgerinnen und Bürger aus Politik und Gesellschaft kämpfen seit 2015 erbittert für den Erhalt des Bartning-Hauses sowie des ebenfalls unter Denkmalschutz gestellten Parks und zugleich für den Status quo der qualitätsvollen städtebaulichen Situation. Im Juli 2017 hieß es, der neue Eigentümer, ein Freiburger Investor, plane eventuell, das Denkmal zu erhalten. Eine Abrissgenehmigung jedoch liegt nach wie vor auf dem Tisch. Auch prüfe die Stadt Karlsruhe nun, ihr dingliches Vorkaufsrecht geltend zu machen, so Karlsruhes Oberbürgermeister Frank Mentrup, der sich inzwischen klar für den Erhalt des Kulturdenkmals und seines Parks aussprach. Gänzlich unverständlich aber bleibt bei dieser Diskussion, wie spät die Stadt Karlsruhe wie auch die Landeskirche als ehemalige Eigentümerin über einen Erhalt dieses besonderen Baus überhaupt nachdenken. Wäre es doch ein geeignetes Haus, durch neue Nutzungen – wie zum Beispiel als Mehrgenerationenhaus – soziale Zukunftsmodelle im »Franz-Rohde-Haus« zu entwickeln, um Bartnings bauliches und architekturtheoretisches Erbe für die Stadt zu erhalten. Aktuell wird deutschlandweit Otto Bartnings Bedeutung in der Architektur in neuen Facetten betrachtet: Für sein einzigartiges »Notkirchenprogramm« nach 1945 wird ein Antrag auf Anerkennung als Weltkulturerbe diskutiert und im Reformationsjahr 2017 wird sein Gesamtwerk in großen Ausstellungen in Berlin und Darmstadt gezeigt. Auch in Karlsruhe macht die Ausstellung Station, rücken damit auch seine Karlsruher Bauten in den Fokus: die Markuskirche (1934–1935), das Franz-Rohde-Haus (1938), die Evangelische Friedenskirche (1949) als Notkirche und die Thomaskirche (1958–1960). Dort wird noch bis zum 22.10.2017 der große Sohn der Stadt dann stolz in der Städtischen Galerie präsentiert. Vor dem Hintergrund der noch immer ungelösten Problematik um den drohenden Abriss seines einzigen Baus eines Altenheims ist das Zynismus pur. Jetzt müssen den Lippenbekenntnissen schnellstmöglich Taten und vor allem konkrete Schritte folgen.

Karin Leydecker
karin.leydecker@freenet.de

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild e. V. wurden Planungsvorschläge durch die BauWohnberatung Karlsruhe (BWK), (Berta Heyl und Alexander Grünenwald), erarbeitet. Für das Franz-Rohde-Haus wird eine Nutzung als gemeinschaftsorientiertes Wohnprojekt, betrieben in Eigenregie der Bewohner, als visionäres Wohnmodell vorgeschlagen. Mit der vorgelegten Studie ist es nicht nur möglich, ein Kulturdenkmal in seine qualitätvolle Ursprungsform zurückzuführen, sondern auch eine innovative Idee für die Zukunft des Wohnens zu entfalten.

Heinrich Hauß

Memorandum des »Hohenstaufenkreises« im Schwäbischen Heimatbund: Eine Initiative zur Modernisierung des Heimatbundes

SHB

23 Erstunterzeichner als »lockerer Zusammenschluss von Mitgliedern« haben dem Vorstand des Schwäbischen Heimatbunds in Form eines Memorandums Vorschläge zur Lösung der derzeitigen Probleme übermittelt (Schwäbische Heimat 2/2017). Ich nehme an, dass wohl ein gewisser Leidensdruck die Unterzeichner zu dem ungewöhnlichen Schritt veranlasst hat. Nicht weniger als ein Strukturwandel des Vereins vom hierarchisch gegliederten, »verwalteten« Verein zu einem »lebendigen, dynamischen und fruchtbaren Verein« wird anvisiert. Wenn ich es recht verstehe, handelt es sich um die Modernisierung eines Vereins »von unten«. Ausgangspunkt der kritischen Überlegungen sind die derzeitige Profilarmut des Vereins und die damit verbundene fehlende Öffentlichkeit. »Was der Schwäbische Heimatbund will und tut, bleibt oft nicht nur der Öffentlichkeit, sondern oft genug auch den Vereinsmitgliedern unklar«. Das gilt auch für die hoch gelobte Zeitschrift des Vereins, »weil diese aufgrund ihrer Erscheinungsweise nur als Plattform für Positionen, aber nicht als lebendiges Diskussionsforum funktionieren kann«. »Eines unserer Probleme ist die schwierige Kommunikation zwischen den Vereinsmitgliedern wie auch mit der Öffentlichkeit«. Dem »Landesverband« wird in der derzeitigen Verfassung der »stillen Lobbyarbeit« wenig Effektivität zugetraut.

Die Ideen zur Lösung der Probleme richten sich allesamt gegen einen Verein, der durch ein »oben und unten« gekennzeichnet ist und mehr »verwaltet als gestaltet«. Stattdessen sind »neue und abweichende Meinungen« in Zukunft zuzulassen, »Möglichkeit nachhaltiger Einflussnahme« sind zu schaffen, Mitgliedern, die sich nicht in einer lokalen Gruppe einbringen können, muss eine stärkere Partizipation auf Landesebene zugestanden werden. »Regelmäßig tagende Diskussions- und Arbeitskreise« müssen allen Mitgliedern offen stehen. »Beiderseitig respektvoller Umgang und Austausch« wird gefordert. Eine »Mitmachkultur auf allen (Vereins-)Ebenen« soll die bisherige »stille, nicht kommunizierbare Lobbyarbeit« des Vorstands ablösen. »Alte Zöpfe«, vermutlich Tätigkeitsfelder, die längst nicht mehr bedient werden, müssen aufgegeben werden. Für die »schwierige Kommunikation« zwischen den Vereinsmitgliedern und auch der Öffentlichkeit könnte eine Vereinsführung »alten Typs« verantwortlich sein, die zeitresistent und autonom immer schon im voraus Themen und Verfahren bestimmt hat. An die Stelle dieser Praxis werden Aushandlungsprozesse treten müssen, die von Fall zu Fall bestimmen, was Sache ist.[1] Es ist abzuwägen, ob eine »späte« Demokratisierung des Vereins Erfolg bringt oder eine Verlagerung der Aktivitäten vom Gesamtverein auf die Regionalgruppen.

Von der späten Forderung nach Partizipation im Verein erhoffen sich die Unterzeichner ein Durchbruch zu einer neuem Mitmachkultur. Die Initiatoren des Memorandums gehen weiter davon aus, dass ein »enormes Potential an Kompetenz und Engagement« bei einer »stärkeren Partizipation« der Interessenten ausgeschöpft werden könne.

Wie bei der Badische Heimat auch, wird eine Verlagerung der »lebendigen« Vereinsarbeit vom Gesamtverein auf die »Orts- und Regionalgruppen« gefordert. »Ihre Arbeit zu fördern, muss in Zukunft vermehrt im Zentrum der Vereinsarbeit stehen.« Denn, »wo der Verein vor Ort aktiv ist und mit Stadt- und Regionalgruppen an die Öffentlichkeit tritt, ist er lebendig«.[2] Mit dieser intendierten Gewichtsverlagerung der Vereinsarbeit wird ein grundsätzliches Problem angesprochen: Ist eine Organisation der Interessen in einem Gesamtverein auf Landesebene überhaupt noch wünschenswert oder möglich, wenn die eigentliche öffentlichkeitswirksame Vereinsarbeit in den Regionalgruppen stattfindet? Der letztlich fruchtlosen »Lobbyarbeit im Stillen« muss ein öffentliches Agieren und Positionieren in den Regionalgruppen entgegengesetzt werden. Demokratisch fundiertes Vereinsgeschehen findet »vor Ort« statt und nicht in einem »Verwaltungsorgan.« Das Memorandum stellt, nach meiner Überzeugung, die Frage nach der zukünftigen Organisationsform des Heimatbundes bzw. der Regionalgruppen. Lebendigkeit, Akzeptanz, Partizipation und Öffentlichkeit sind nur in »Vereinen vor Ort« realisierbar. Was kam unter dieser Gewichtsverlagerung ein »Landesverband« noch leisten? Er kann »moderieren, Foren bilden, Diskussionsrunden veranstalten«. Und doch wird dem Heimatbund weiterhin eine »ganzheitlich agierende Interessenvertretung für den Erhalt des Natur- und Kulturerbes« zugeschrieben. Wenn man schon den Regionalgruppen die wesentliche Bedeutung für die Vereinsarbeit zuschreibt, dann bedeutet das auch letztlich eine Regionalisierung der »Wahrnehmung« einzelner

Objekte des Natur- und Kulturerbes.[3] Keck ist die Behauptung, der Heimatbund sei »die einzige im Land ganzheitlich agierende Interessenvertretung des Natur- und Kulturerbes«.[4]

Wenn »unverzügliche Programme zur Werbung neuer Mitglieder« gefordert werden, vermittelt diese Option den Eindruck, als sehe man Werbung als eine vom Vereinshandeln abstrahierte, solitäre Aktion. Werbung kann immer nur im Hinblick auf vorzeigbare Leistungen des Vereins Erfolg haben.

Ein geplanter » Zukunftskongress« mit Referenten, die von außen kommen, also einem Leiter eines Archivs, einem Kulturamtsleiter, einem Soziologen usw. ist zu begrüßen. Von Frau Kühnel und mir wurde ein solcher Kongress für die BH übrigen schon vor gut vier Jahren gefordert. *Heinrich Hauß*

Anmerkungen

1 In diesem Zusammenhang wäre die Diskrepanz zwischen Vereinsangebot und Kundenbedürfnissen zu reflektieren. Heimatvereine »alten Typs« können nur solange funktionieren, wie eine Klientel, Führung und Ziele des Vereins unbefragt akzeptiert. Dabei scheint es für die Mitglieder keine Rolle zu spielen, ob die Ziele sich mit der Zeit nur noch in Programmatik und Willensbekundungen bestehen.

2 Zu klären wäre, wie hoch die Zahl der erfolgreichen Regionalgruppen zurzeit ist und ob sie als Basis für die in Aussicht genommene Gewichtsverlagerung ausreichend ausgerüstet sind. Für die BH wäre zu klären, inwieweit die bestehenden Regionalgruppen in der derzeitigen Verfassung überhaupt bereit, sind, neue Aufgaben zu übernehmen.

3 Problematisch scheint mir, dass nach früheren raumgreifenden und globalen Themen wie Natur- und Denkmalschutz (mit denen sich die Vereine übernommen haben) nun genauso großdimensionierte wie Natur- und Kulturerbe treten sollen. Heimatvereine, die in Zukunft ihre Arbeit auf die lokale oder regionale Ebene verlagern wollen, müssen auch ihre Ansprüche auf Arbeitsbereiche »verkleinern«. Es kann nicht darum gehen, neue Themenbereiche zu finden, sondern vielmehr Themen von Orten und Regionen her zu formulieren.

4 Der Ausdruck »Interessenvertretung« scheint mir völlig überzogen. Wie kann ein Verein, der doch selbst seine geringe Wirksamkeit in der Öffentlichkeit feststellt, sich zu solchen Zuschreibungen versteigen.

Eine kleine Sensation – Bild von Johann Pfunner zweimal in Privatbesitz entdeckt

Während sich bislang fast alle Arbeiten von Johann Pfunner im öffentlichen Raum befanden, tauchte in diesem Jahr kurz nacheinander ein Weihnachtsbild in Privatbesitz gleich zweimal auf, das starke Übereinstimmungen mit einem Deckenfresko im Chor der Pfarrkirche zu Niederschopfheim aufweist, so dass es mit einiger Wahrscheinlichkeit von Johann Pfunner aus der Zeit um 1760 stammen dürfte.

Bislang befanden sich – mit einer Ausnahme infolge der Säkularisierung – alle Arbeiten Johann Pfunners, die der Verfasser seit Jahren recherchiert, im öffentlichen Raum – zumeist in Kirchen, seltener in Gemeinde- oder Pfarrhäusern. Nun hat sich auf mein Interview in der Badischen Zeitung am 24.12.2016 zum 300. Geburtstag Johann Pfunners ein Privatmann bei mir gemeldet, der ein Weihnachtsbild besitzt, das mit einiger Wahrscheinlichkeit Johann Pfunner zugeschrieben werden kann. Und dann tauchte in der Sommerauktion des Freiburger Auktionshauses Peege das gleiche Bild noch einmal auf! Während das in der Auktion angebotene Bild im Format 150 x 200 cm an den oberen Ecken deutliche Spuren zeigt, dass es einmal rund zulief, ist das Bild des Privatmannes im Format 98 x 150 cm kleiner, aber homogen. Es ist wohl davon auszugehen, dass es sich bei dem größeren Bild um ein Altarblatt handelt, das bei einer Kirchenumgestaltung ausrangiert und in einen schönen Louis-Seize-Rahmen eingepasst wurde, wobei man die Ecken oben ansetzte und farblich anpasste, während das kleinere Bild entweder eine Zweitfertigung oder eine Kopie des Altarblattes darstellt.

Ein Weihnachtsbild, auf dem alles Licht von dem neugeborenen Christuskind, das als Licht in die Welt gekommen ist, ausgeht und stärker oder schwächer auf alle die Krippe umstehenden Personen fällt. Das Christuskind liegt, auch wenn eine hölzerne Krippe mit Stroh zu sehen ist, auf dem Schoß seiner Mutter, schaut zu ihr auf und streckt sein Händchen der Frau entgegen, die hinter der Krippe betet. Seine Mutter in rosa Untergewand, blauem Überwurf und gelbem Schleier schaut, den Kopf leicht geneigt, liebevoll auf das Kind, wie auch Joseph im roten Gewand, der Maria über die linke Schulter blickt. Während Maria mit dem linken Arm ihr Kind umfängt, hält sie mit der rechten Hand ein zu einem Knoten geschlungenes Ende der weißen Windel hoch, auf der das Kind liegt – eine Geste, die Gefahr von ihrem Kind abwehren soll.

Johann Pfunner: Weihnachtsbild, um 1760
(Foto: Kunst- und Auktionscontor FRANK PEEGE e.K.)

Außer Maria und Joseph sind drei Hirten und zwei Frauen um die Krippe versammelt. Während zwei Hirten und eine Frau das Kind hingebungsvoll anschauen und anbeten, machen der dritte Hirte links im Hintergrund und die Frau rechts im Vordergrund eine eher abwehrende Handbewegung. Rechts an den Rand gedrängt sind Ochs und Esel zu sehen, links im Vordergrund ein Säulenstumpf und ein Lamm, die auf das künftige Geschick des Kindes hinweisen. Im oberen Bildabschluss schauen zwei Putti auf das Geschehen im Stall hinab – der Himmel ist nahe, wenn Gottes Sohn Mensch wird.

Stammt dieses Weihnachtsbild von der Hand Johann Pfunners?

Um bei den Übereinstimmungen mit anderen Werken Pfunners zu beginnen: Geradezu frappierend ist die Übereinstimmung der rechts im Vordergrund in schräger Rückenansicht gegebenen Frau, die bis in die Farbgebung (soweit sich das bei den erfolgten Restaurierungen und dem aktuell schlechten Zustand des Deckenfreskos feststellen lässt) und die Gestik der Frau auf dem das Weihnachtsgeschehen darstellenden Deckenfresko der Pfarrkirche in Niederschopfheim gleicht (PWV 20.3). Übereinstimmung besteht auch in der Farbgebung der Kleidung Marias mit den Weihnachtsbildern in Niederschopfheim und der Giersbergkapelle (PWV 1.3). Auch die Gefahr abwehrende Geste mit dem zum Knoten geschlungenen Ende der Windel, auf der das Kind liegt, ist so auf dem Weihnachtsbild der Giersbergkapelle zu sehen. Das Puttenpärchen im oberen Bildabschluss, die an den Rand gerückten Tiere, Joseph, der über Marias Schulter zu dem Kind hinschaut – das alles ist ähnlich auf anderen Weihnachtsbildern Pfunners zu finden.

Besonders typisch für Pfunnersche Weihnachtsdarstellungen ist, dass das weihnachtliche Geschehen zu einer Entscheidung herausfordert. Während die drei Personen unmittelbar an der Krippe – zwei Männer und eine Frau – das Kind fasziniert anschauen und anbeten, machen der Mann links hinten und die Frau rechts vorne eine eher abwehrende Handbewegung. Ich deute die vorgehaltene Hand der Frau also als Ausdruck des Vorbehalts gegenüber diesem Kind. Annahme oder Ablehnung dieses Kindes als Gottes Sohn – diese Entscheidung provoziert Pfunner auf jedem seiner Weihnachtsbilder.

Auch das Lamm und der Säulenstumpf als Hinweis auf das Leiden und Sterben dieses Kindes kommen auf Pfunners Weihnachtsbildern vor, aber doch recht anders. Die Säulen sind deutlich stärker sichtbar und ragen hoch auf, das Lamm, dessen Vorderbeine gebunden sind, wendet seinen Kopf nach oben. Schwierig ist auch der lang gestreckte Hirte links im Bild, bei dem man eher an den Maler Georg Saum aus St. Peter (1736–1790) denkt, der öfter solch lang gestreckte Menschen malte. Allerdings kommen sie dann und wann auch bei Pfunner vor, beispielsweise der hl. Gallus auf dem Seitenaltarblatt der Pfarrkirche St. Ulrich in Rheinhausen-Oberhausen (PWV 17.2).

Bei einer Gesamtwürdigung ist mit einiger Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass es sich bei diesem Weihnachtsbild um eine Arbeit Pfunners handelt, die zeitlich wohl in die Nähe des Niederschopfheimer Weihnachtsfreskos gehört, also in die Zeit um 1760, als Pfunner auf dem Höhepunkt seines Schaffens war.

Gerhard Bender

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

Sanierungsstart am Haus der Badischen Heimat

Das markante Gebäude in der Hansjakobstraße wurde 1926 für den Landesverein Badische Heimat e.V. vom Architekten Carl Anton Meckel errichtet. Es dominiert die Nachbarschaft vor allem durch das steil geneigte sehr hohe Dach und ist sowohl dadurch als auch durch die sorgfältige Gestaltung der Fassade stadtbildprägend. Die Gartenanlage wurde vom Architekten in das Gesamtkunstwerk eingebunden. Aus damals modernem Betonwerkstein wurden die zahlreichen Schmuckelemente gestaltet.

Das Zusammenwirken des bekannten Freiburger Architekten Carl Anton Meckel, der mehrere bekannte und bedeutende Bauwerke in Freiburg geschaffen hat (Verlagshaus Herder Verlag) und der Freiburger Baufirma Brenzinger, die als Pionier die Technik des Werksteingusses zur Perfektion entwickelt hat, führte zu einem bemerkenswerten Stück »Freiburger Architektur«.

Der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat, **Dr. Sven von Ungern-Sternberg** berichtet, dass nun ca. 400.000 € in die aktuelle Sanierung investiert werden sollen. Dies sei eine gewaltige finanzielle Anstrengung, die nur dank der Unterstützung der Irene-Kyncl-Stiftung und Spenden gelingen könne.

Neben den notwendigen Sanierungsmaßnahmen ist vorgesehen, dem Gebäude einen Teil seines ursprünglichen Erscheinungsbildes wieder zu verleihen. Dies betrifft die Farbgebung der Fassade (sattes Rot) und die Gliederung der Fassade durch kontrastierende Klappläden auf der Straßenseite sowie an den beiden Giebelwänden. Diese Fensterläden wurden 1974 entfernt, das Erscheinungsbild hat dadurch deutlich gelitten. Vor allem die Fensteröffnungen der mächtigen Giebelseiten wirken jetzt unproportioniert klein.

Das eingerüstete Haus im Juni 2017
(Foto: M. Roder-Oeschger)

Das Haus der Badischen Heimat vor der Sanierung
(Foto: A. Färber)

Dr. Gerhard Kabierske, Architekt, Bauforscher und Beiratsmitglied des Vereins, freut sich, dass mit den geplanten Maßnahmen die Architektur wieder so zum Vorschein kommt, wie sie von Carl Anton Meckel entworfen wurde.

Eine Besonderheit stellen die z.T. sehr aufwändigen Elemente in Betonwerkstein dar. Mit diesem damals sehr modernen Material wurden sämtliche Zierelemente am Gebäude geschaffen. Profilierter

Werkstein an Fenstern und Türen sowie das üppige, in barockem Stil gestaltete Portal mit Balkon verleihen dem Haus seine ganz besondere Erscheinung.

In gleichem Material ist die Einfriedung des Grundstückes ausgeführt. Auffallend sind die beiden eindrucksvollen Pylone an den beiden Hofzugängen.

Die Grundrisse und das Nutzungskonzept für das gesamte Haus waren vom Architekten Meckel damals so flexibel angelegt, dass in allen drei Geschossen sowohl Wohnungen als auch Büros untergebracht werden können. Architektin und Münsterbaumeisterin **Yvonne Faller** betont die hohe Qualität der Gebäudestruktur und der noch komplett vorhandenen Ausstattung.

Das Erdgeschoss wird seit 1926 als Geschäftsstelle des Landesvereines genutzt, das Obergeschoss von einer ökumenischen Einrichtung und im Dachgeschoss befindet sich eine Wohnung, deren Ausbauzustand dem Standard der Bauzeit entspricht und modernisiert werden muss. Dies betrifft den energetischen Standard und vor allem die Installationen von Elektro, Heizung und Sanitär.

Oberstes Prinzip bei der Sanierung ist es, den qualitätsvollen, denkmalgeschützten Bestand zu erhalten bzw. behutsam instand zu setzen und gleichzeitig den aktuellen Anforderungen an Energieeinsatz und Wohnkomfort gerecht zu werden.

Dr. Diana Wiedemann, Spezialistin für die Erhaltung denkmalgeschützter Bauten und ausführende Architektin legt großen Wert darauf, dass die notwendigen Erneuerungen mit gesundem Augenmaß und nachhaltiger Wirkung ausgeführt werden. Auch mit gebäudeangepassten, substanzschonenden energetischen Maßnahmen kann eine hohe Energieeinsparung erreicht werden.

Zur Reform der Regionalgruppen

Für die 2. Sitzung der Bodman-Reform am 1. Juni 2017 wurden von Heinrich Hauß zum besseren Verständnis der Aufgabe »Reform der Regionalgruppen« folgende Thesen entwickelt. Teilnehmer der Sitzung waren: Heinrich Hauß, Prof. Dr. Gerd F. Hepp, Dr. Volker Kronemayer, Dr. Bernhard Oeschger, Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht

Die neuen (alten) Aufgaben der Regionalgruppen

1. Der Ausgangspunkt: die Mitgliederfrage

Anstoß zu der Bodman-Reform ist die »schleichende Erosion der Heimatverbände« (Josef Kreuzberger, SHB) und die Mitgliederfrage (Überalterung, Rückgang, fehlende Generation 50). Wenn der Verein Badische Heimat als Mitgliederverein überleben will, muss er umgehend Überlegungen anstellen, welche Leistungen er anbietet, um für zukünftige Interessenten attraktiv zu sein. Alle Reformansätze sind deshalb auszurichten an der Entwicklung von Strategien für die Lösung der Mitgliederfrage. Wir schlagen eine Orientierung an öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten vor.[1]

2. Die Notwendigkeit: Wandel des Vereins

Die neue Lage macht es notwendig, dass »Heimatverbände ihre Existenzberechtigung und Notwendigkeit immer wieder neu behaupten und erkämpfen müssen« (J. Kreuzberger).

Wir gehen davon aus, dass entsprechend der neuen Lage der Heimatvereine und der Beheimatung der bildungsbürgerlich betreuende Verein sich zu einem aktiven und engagierten Verein wandeln muss.

3. Die Wende: Schwerpunktverlagerung der Vereinsarbeit

Voraussetzungen für die Schwerpunktverlagerung der Vereinsarbeit sind:

- Heimat vor Ort
- lokale und regionale Arbeit in Lebensumfeld
- Heimat als Chance, den Lebensraum zu gestalten
- individuelle Beheimatung
- lebensabschnittsbedingte Verortung
- Interessenten »auf Augenhöhe« ihrer Wünsche und Bedürfnisse begegnen
- Interesse prospektiver Mitglieder an Aktivitäten und Engagement

4. Das Problem: Reformfähigkeit der Regionalgruppen

Zentrales Anliegen der Reform ist die Reformfähigkeit der Regionalgruppen. Von der Reform der Regionalgruppen hängen Aktivitäten, Attraktivität, Öffentlichkeitsarbeit und Mitgliederwerbung des Gesamtvereins ab. Den Regionalgruppen kommt damit eine neue Bedeutung innerhalb des Gesamtvereins. zu. »Wo der Verein vor Ort aktiv ist und mit Stadt- und Regionalgruppen an die Öffentlichkeit tritt, ist er lebendig.«[2]

Die Aufgaben, die die Regionalgruppen übernehmen sollen, gehen über die in § 2 der Satzung festgelegten »Zwecke« hinaus.[3]

Die Reform geht davon aus, dass heimatbezogene Aktivitäten nur »vor Ort« entwickelt werden können, also in den Regionalgruppen. Durch Berichte der

Aktivitäten wird Öffentlichkeitsarbeit geleistet und in der Folge Interessenten geworben.[4]

5. Das Konzept: Engagement

Das Bodman Reformprogramm geht von der gewachsenen Doppelstruktur des Vereins aus: Zentrale in Freiburg und Regionalgruppen im Lande. Beide haben in Zukunft eine ihnen gemäße Leistung zu erbringen. Vor allem müssen sie aktiv sein. Aktiv sein heißt für die Regionalgruppen, sich je nach Herausforderung in den verschiedenen heimatlichen Lebensbereichen zu engagieren. Das bedeutet, dass das bisherige im Wesentlichen auf das Format »Vorträge- und Ausstellungsbesuche« begrenzte Angebot für zukünftige Interessenten allein nicht attraktiv ist. Unser Vorschlag sieht deshalb vor, dass die Regionalgruppen die Chance wahrnehmen, sich auch kommunal- oder gegebenenfalls regionalpolitisch[5] zu engagieren. »Den Orts- und Regionalgruppen kommt eine wesentliche Bedeutung für die Zukunft des Vereins zu. Ihre Arbeit zu fördern, muss in Zukunft vermehrt im Zentrum der Vereinsarbeit stehen«.[6]

Unserer Einschätzung nach lassen sich auch die »regionalen badischen kulturellen Identitäten« (1/2017) nur im Zusammenhang mit den Kulturämtern der Städte und Regionen, in denen Regionalgruppen agieren, realisieren.[7]

6. Voraussetzung: Wahrnehmungsfähigkeit

Die Wahl von Aktivitäten und Engagements, die in der Öffentlichkeit wahrnehmbar sind, liegt selbstverständlich bei den Regionalgruppen.

Die Wahrnehmungsfähigkeit für kommunale und regionale Probleme im unmittelbaren Lebensumfeld ist zu entwickeln.

7. Die zukünftigen Interessenten: Die 50-jährigen

Nach J. Kreuzberger kommt vor allem »die steigende Zahl der über 50-jährigen« als zukünftige Interessenten für die Mitgliederwebung der Vereine in Frage.

Eine Strategie der Mitliederwerbung hat deshalb in erster Linie die Erwartungshaltung dieser Gruppe (Geburtsdatum: ab 1967, Sozialisierung: um 1987) zu erforschen.

Grundsätzlich ist zu fragen, »was denn eine Mitgliedschaft auslöst« (Kreuzberger)

8. Die Betreuer: Aufgaben

- Aufnahme der Kommunikation mit den Regionalgruppen.
- Erkundung der gegenwärtigen Lage (Fragebogen)
- Überzeugungsarbeit
- Modelle des Engagements und der örtlichen Kooperation entwerfen.
- Planung eines Seminars

9. Aufgaben des Gesamtvereins

- »Hilfestellung und fachliche Unterstützung« (J. Kreuzberger)
- Förderung der Kommunikation zwischen den Gruppen
- Teilnahme an den Entwicklungen in den Regionalgruppen
- Aufnahme von Programmen und Aktivitäten in die Homepage

10. Die Alternative zur Reform: Unabhängigkeit von den Mitgliederzahlen

Kreuzberger deutet eine Alternative zum rein mitgliedergeführten Verein an. »Finanzielle Stabilisierung durch Sponsoring und sonstige Finanzierungsmöglichkeiten«, sollen den Verein »ein Stück weit unabhängig von den Mitgliederzahlen« machen.

Vorschläge des Schwäbischen Heimatbunds:

Auch J. Kreuzberger geht im Heft 1/2017 der Schwäbischen Heimat davon aus, dass »die Ortsgruppen wieder stärker werden müssen«. »Lokale und regionale Ebenen sollen voneinander profitieren« (gemeint sind »Heimatverbände und regionale Gruppen«). Eine Reaktivierung »eingeschlafener Ortsgruppen« wird empfohlen. Zur verstärkten Mitgliederpflege wird die Schaffung einer »Vereinsatmosphäre« (Eingebundensein in Gemeinschaft) empfohlen. Neue Aufgaben werden den Ortsgruppen nicht angeboten.

Der Hohenstaufenkreis im Schwäbischen Heimatbund schlägt vor (Schwäbische Heimat, Heft 2/2017): »Den Ort- und Regionalgruppen kommt eine wesentliche Bedeutung für die Zukunft des Vereins zu. Ihre Arbeit zu fördern, muss in Zukunft vermehrt im Zentrum der Vereinsarbeit stehen«. Gefordert wird ein Strukturwandel »geprägt von der Wahrnehmung, Wertschätzung und Förderung der Vereinsbasis und abzielend auf mehr öffentliche Wirksamkeit«.

Heinrich Hauß

Anmerkungen

1 § 11,6 der Satzung fordert von der Gestaltung des Programms, dass es »Mitgliedern und Öffentlichkeit die Ziele des Vereins vermittelt«. Weiter wird die »Herstellung von Kontakten zu Persönlichkeiten und Institutionen aus Politik, Wissenschaft,

Wirtschaft und Kultur mit dem Zweck, diese zur tätigen Unterstützung des Landesvereins zu gewinnen.« gefordert.

2 Memorandum des Hohenstaufenkreises im Schwäbischen Heimatbund: Zur Sache. Schwäbische Heimat-hat-Zukunft. In: Schwäbische Heimat 2/2017.

3 Die Aufgaben gehen über die in § 2 a) angeführten der Satzung hinaus: Vorträge, »Lehr- und Studienfahrten Führungen, Besichtigungen, Konzerte, Tagungen und Kolloquien«.
Die »Zusammenarbeit mit Gesellschaften und Vereinen gleicher oder verwandter Zielrichtungen« ist in der Satzung unter § 2d vorgesehen.

4 »Öffentlichkeitsarbeit muss den Vorrang erhalten vor stiller, nicht kommunizierter Lobbyarbeit« A. a. O. Memorandum.

5 Das von uns präzise als kommunal- und regionalpolitische benannte Engagement wird im Memorandum so formuliert: »Man muss auch öffentlich agieren, sich positionieren, Diskussionen führen, einmal trommeln und pfeifen, auch in politisch kontroversen Angelegenheiten« A. a. O. S. 131.

6 A. a. O. S. 131.

7 Was heißt kommunal- oder regionalpolitisches Engagement? Diese Form des Engagements ist gebunden an das unmittelbare Lebensumfeld der Zivilgesellschaft. Es betrifft Probleme aus den Feldern Stadtgestaltung, Gestaltung des Quartiers, Architektur, schützenswerte Gebäude, Versorgung in den Stadtteilen, Kultur etc. Beispiel: Aktionsgemeinschaft »Grüne Stadt« Karlsruhe.

Auszug aus dem Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Jahre 2014/15 bei der Mitgliederversammlung am 5.11.2016 in Freiburg

- Die Mitgliederzahl des Landesvereins sinkt kontinuierlich, auch begründet durch die Altersstruktur des Vereins. Nur im Jubiläumsjahr war eine leichte Zunahme der Mitglieder zu verzeichnen;
- auch das ehrenamtliche Engagement der Mitglieder nimmt kontinuierlich ab;
- die eigentliche Vereinsarbeit Arbeit findet in den Regionalgruppen statt,
- aber auch die Zahl der Regionalgruppen nimmt ab, so wurden die Regionalgruppen Lahr und Baden-Baden im Berichtszeitraum aufgegeben.

Der Vorsitzende berichtet von der Tagung in Bodman im Juni 2016 zusammen mit dem Schwäbischen Heimatbund, die sich mit Zukunftsfragen der Heimatvereine beschäftigt hat.

Zu den Finanzen machte der Vorsitzende folgende Abgaben:
2013: 70 000 € Mitgliedsbeiträge
2014: 65 000 € Mitgliedsbeiträge
2015: 62 000 € Mitgliedsbeiträge
Diese reichen nicht mehr aus, um die Herausgabe von vier Heften pro Jahr zu finanzieren.

- Der Chefredakteur arbeitet ehrenamtlich; die Kosten für das Lektorat betragen 3 000 € pro Heft, zusätzlich zahlt der Verein Frau Dr. zu Stolberg 12 000 € p.a. für weitere administrative Aufgaben.
- Die Personalkosten für den Betrieb der Geschäftsstelle betrugen früher 55 000 € und sind seit dem Weggang von Karl Bühler deutlich gesunken.
- Die Mitgliedsbeiträge decken nur rd. 50 % der laufenden Kosten des Landesvereins.
- Der Druckkostenzuschuss des Landes Baden-Württemberg wird auch weiterhin gewährt. Der Vorsitzende dankt stellvertretend für das Regierungspräsidium Frau Brutschin.
- Die Finanzierung des Jubiläumsjahres wurde durch Sonderspenden ermöglicht:
  Badischer Gemeinde-Versicherungsverband:
  6 000 € p.a.
  Sparkasse Freiburg: 6 000 € p.a.
  Rothaus früher 2 500 € p.a.
  Trotz aller Bemühungen des Vorsitzenden ist nach wie vor jedes Jahr ein strukturelles Defizit zu verzeichnen, das tendenziell jedes Jahr größer wird.
- Es sollen aber auch weiterhin pro Jahr vier Hefte mit jeweils 160 Seiten Umfang produziert werden. An der Qualität der Publikation darf nicht gespart werden.
- Durch den Abbau von Personalkosten wurde eingespart: die ursprünglich 33 000 € p.a. Kosten für Herrn Karl Bühler wurden auf 27 000 € p.a. reduziert.
  Die Kosten für Frau Koehler berechnen sich: für 2013 auf 18 000 €, für 2014 auf 20 000 €, für 2015 auf 24 000 €.
- Insgesamt sind also die Personalkosten der Geschäftstelle um rd. 20 000 € p.a. bei qualitativ besserer Arbeit gesenkt worden.
- Nach Auffassung des Vorsitzenden muss das operative Geschäft »vom Vorstand gesteuert werden.« Aus diesem Grunde arbeitet Herr Dr. Oeschger 1 Tag in

der Woche auf der Geschäftsstelle. Ein jour fixe mit dem Vorsitzenden ist zur Besprechung angesetzt.
- Zum Zukunftskonzept des Vereins wurde festgestellt, dass die Kontakte zu den Regionalgruppen intensiviert werden müssen. Für die Regionalgruppe in Südbaden wurde Herr Dr. Oeschger vom Vorsitzenden zuständig erklärt, für Nordbaden Herr Dr. Kronemayer.
- Netzwerke zu anderen badischen Institutionen sollen gestärkt werden, die Aufgabe übernimmt Prof. Weinacht. Prof. Hepp soll für grenzüberschreitende Fragen zuständig sein.
- Die Homepage wird in Zukunft von der Geschäftsstelle aus von Frau Dr. zu Stolberg bedient werden.
- Herr Müller-Bremberger ist mit der Pressearbeit für Südbaden vorgesehen.
- Für das Haus in der Hansjakobstraße war zunächst ein Anstrich der Fenster vorgesehen; es wurden dafür Angebote eingeholt. Dabei wurde stellte sich heraus, dass auch die Fassade und das Dach saniert werden müssen. Erste Schätzungen: Fassade und Dach zusammen kosten 250 000 €. »Es soll alles aus dem Haus heraus finanziert werden.« Die Architektin Frau Faller wäre bereit, die Bauleitung für die Fassade und das Dach ehrenamtlich zu übernehmen. Zur Situation: Das 1. OG ist gut vermietet, das 2. OG, die ehemalige Wohnung Karl Bühler muss ebenfalls saniert werden, Grundfläche ca. 138 m². Die Sanierung wird mit 120 000 € angesetzt, insgesamt also ein Betrag von rund 400 000 €. Der Vorstand stimmte mit einem Grundsatzbeschluss den Kosten und dem Verfahren zu.
- Daraufhin wurde eine Baukommission gebildet: Mitglieder sind der Vorsitzende, H. Ehret, H. Müller-Bremberger, Dr. Bühler, Frau Roder-Oeschger und Frau Faller.
- Die badische Identität ist weiterhin ein Kernpunkt des Vereinsanliegens und das Markenzeichen des Vereins;
- Eine Fusion mit dem Schwäbischen Heimatbund wird nicht angestrebt.
- Dem Vorsitzenden ist es gelungen, von der Stadt Freiburg ab dem Jahr 2017 einen jährlichen Zuschuss von 10 000 € zu bekommen.
- Der Vorsitzende geht davon aus, dass der Vereinshaushalt ab dem Jahr 2017 ausgeglichen sein wird.
- Der Vorsitzende kann eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrags nicht ausschließen.
- Ein ungeklärtes Problem ist, wie eine Erhöhung der Mitgliederzahlen gelingen kann.
- Bei den Heimattagen 2017 in Karlsruhe ist der Landesverein mit einer Vortragsreihe vertreten. Es ist geplant die Vorträge als Band in der Schriftenreihe erscheinen zu lassen.
- Der Verein will ein Fotoarchiv aufbauen

Kassenbericht

Der Vorsitzende verliest den Kassenbericht für die nicht anwesende Schatzmeisterin Frau Roder-Oeschger

2013: Defizit von 16 000 €
2014: Überschuss von 4 000 €
2015: Überschuss von 4 300 €

Spenden für das Haus:

2013: 1 300 €
2014: 18 400 €
zusätzlich 10 000 € von der Stiftung Laule

Beim Karlsruhe-Buch ergaben sich durch Anzeigenerlöse und die Festabnahme von 500 Exemplaren Einnahmen von insgesamt 20 000 €.

Publikationskosten:

2013: – 16 000 €
2014: – 18 700 €
2015: – 14 000 €

Bericht über die Fachtagung der Badischen Heimat und des Schwäbischen Heimatbundes in Bodman am 21./22.6.2017, vorgestellt von H. Hauß

a) Herr Hauß führt aus, dass sich Heimat vor Ort vollzieht. Damit verbunden ist die Tendenz, dass sich Menschen vor Ort engagieren wollen, deshalb müssen die Regionalgruppen in Zukunft eine größere Rolle im Verein spielen.
b) Die Geschäftsstelle muss den Regionalgruppen zuarbeiten.
c) Der Verein muss davon ausgehen, dass »Baden sich nicht von selbst generiert«. Der Verein ist deshalb gehalten, etwas für die »Baden-Option« zu tun.
d) Mitgliederwerbung und Öffentlichkeitsarbeit sind ebenfalls weitgehend an die Arbeit in den Regionalgruppen gebunden. Das Bodman-Team hat dem Verein entsprechende Vorschläge unterbreitet. Die »Heimattage« sieht er unter dem Aspekt des Events, das marketingmäßig betrieben wird.
e) Seminare und Veranstaltungen zusammen mit den Regionalgruppen sind nötig.

Protokoll: Dorothee Kühnel

Veranstaltungen des Landesvereins

Eröffnung der Vortragsreihe im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg in Karlsruhe

Die Badische Heimat und die Landesvereinigung Baden in Europa beteiligen sich an den Heimattagen 2017 in Karlsruhe mit der Vortragsreihe »Heimat in Bewegung – Heimatbewusstsein in Baden im Zeitalter von Mobilität und Bewegung«.

Eröffnet wurde die Vortragsreihe mit dem Vortrag von Dr. Arnold Stadler »Heimat ist ein Wort bergauf – Nachdenkliches zwischen Gestern und Morgen« am 6. Juli 2017 im Ständehaussaal. Die Begrüßung zur Eröffnung der Vortragsreihe übernahm der Erste Bürgermeister Wolfram Jäger. Dr. Sven von Ungern-Sternberg und Prof. Robert Mürb begrüßten für ihre Vereinigungen die Gäste. Die mit circa 60 Zuhörern gut besuchte Veranstaltung lieferte den Beweis, dass das Format »Vorträge« auch heute noch mit Erfolg angeboten werden kann. Leider haben weder die BNN noch die Stadtzeitung von dem Vortrag berichtet.

Die Vortragsreihe wurde jeweils an Donnerstagen zwischen 13. Juli und 7. September 2017 im Stadtmuseum Karlsruhe im Prinz-Max-Palais fortgesetzt.

Dr. Arnold Stadler (Foto: H. Hauß)

Blick in den Saal des Ständehauses, von links nach rechts: Dr. Arnold Stadler, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Prof. Robert Mürb (Foto: Heinrich Hauß)

Kultur und Zweisprachigkeit in Elsass und Lothringen – René-Schickele-Gesellschaft

Unser Geist, unsere Ziele

Jean Marie Woehrling

Unser Verein wurde 1968 ins Leben gerufen, zu einem Zeitpunkt, als die Erosionserscheinungen der Sprachkenntnisse in der Region bereits alarmierende Ausmaße erreicht hatten.

Wir setzen uns, im Geiste des bedeutenden Schriftstellers, dessen Namen unser Verein trägt, für eine Politik zugunsten einer »doppelten Kultur« ein, die von der Präsenz sowohl des Französischen als auch der Regionalsprache (Deutsch, bzw. die alemannischen und fränkischen Dialekte) geprägt ist: Unser Verein steht für eine Öffnung sowohl der französischen wie der deutschen Kulturwelt, für Qualitätsanspruch und Fortschrittsgeist. Er ist in seinem Engagement nicht parteilich festgelegt, hat aber ein starkes Bewusstsein für die politischen Konsequenzen seines kulturellen Schaffens und steht ferner für den Erhalt der Identität des Elsass und seiner Dialekte, ganz ohne Folklorismus oder Betrauern des Vergangenen. Wir möchten, dass jedwede Form von Nationalismus der Vergangenheit angehört und nehmen eine bewusst europäische und humanistische Position ein.

Unsere Aktivitäten

Unser Verein verfügt über eine 50-jährige Erfahrung. Über seine regionalen Aktivitäten hinaus profitiert er von einer nationalen und internationalen Anerkennung Dank der Tatsache, dass seine Aktionen verschiedene Facetten abdecken:

Vorträge, Informationen, Dokumentation, Studien, Lobbying

Der Verein erfüllt eine wichtige Funktion des Informierens und Dokumentierens, des Studierens und der Diskussion zu Fragen der Kultur und der zweisprachigen Bildung im Elsass und der Region Moselle.

- Er **informiert regelmäßig die politischen Führungskräfte,** darunter insbesondere die Parlamentarier und die lokal gewählten Vertreter und alarmiert diese zu Problematiken bezüglich der Zweisprachigkeit. Zu diesem Zweck nimmt er aktiv an dem Verband »Zweisprachiges Elsass« teil, welches etwa zwölf engagierte Vereine zusammenführt, die gemeinsam das Ziel verfolgen, die Regionalsprache zu fördern.
- Er realisiert **Studien, Kolloquien, Publikationen** usw. zu mit Zweisprachigkeit assoziierten Themen (zum Beispiel das Seminar »Regionalsprache und Wirtschaft« oder »Werkstätten«, die sich einem »Konzept für die Sprachplanung im Elsass« widmen). Er erfüllt eine wichtige informierende Funktion für all jene Organisationen und Individuen, die an der Frage der Zweisprachigkeit in Elsass und Moselle interessiert sind. Er empfängt und informiert Forscher, Studenten, Doktoranden, Schülergruppen, Lehrer, usw.
- Er entwickelt **Kampagnen zur Information und Sensibilisierung** über und für die Regionalsprache. Einige dieser Kampagnen stellen historische Veranstaltungen dar und haben bedeutend zu einem stärkeren Bewusstsein über die ernsthaften Bedrohungen für die Regionalsprache beigetragen (Verbreitung des *»Appells an die Bürger«* zum Erhalt der Sprache in der Presse im Jahr 1973; Plakatkampagne *»Lehre d'Kinder Elsässisch«* im Jahr 1975, Heißluftballons *»Redde wie de Schnawwel gewachse isch«* 1978, Broschüre »Welche Sprache wählen ab der 6. Klasse«; die Umfrage von ISERCO von 1990 als eine Antwort auf die Aktion »Haben Sie die Sprache verloren?«). In diesem Kontext kooperiert der Verein fortwährend mit weiteren Instanzen, die ähnliche Ziele verfolgen (die Bewegung »A Friejohr fer unsri Sproch«, ABCM, etc.)
- Er ist der repräsentativste **Ansprechpartner für die Region** für eine Reihe von Organisationen sowohl auf nationaler (FLAREP – Bund für die Regionalsprachen in der öffentlichen Bildung, etc.) als auch internationaler Ebene (BELM – ELEN, Europäisches Netzwerk für Minderheitssprachen), die sich für Regional- und Minderheitssprachen einsetzen. Zusammen mit diesen Organisationen entwickelt der Verein eine nationale Bewegung dafür, dass diese Sprachen mittels Gesetze erhalten werden. Er hat mehrere Gesetzesvorschläge entwickelt, die er Parlamentariern vorgestellt hat.

Verlag, Veröffentlichung, Verbreitung

Der Verein ist ein Zentrum der Verbreitung von Informationen zur Regionalkultur.

- Er publiziert und verbreitet die **vierteljährliche regionale Zeitschrift »Land un Sproch«,** die Fragen zur Lokalkultur anspricht. Die Zeitschrift ist weithin für ihre Qualität bekannt. Sie ist eine wichtige Schnittstelle zwischen denjenigen, die sich aktiv für die Regionalkultur einsetzen und den passiven Sympathisanten.
- Mittels seiner Zusammenarbeit mit regionalen **Verlagen** (SADE, BFéditions, Allewil) beteiligt er sich an der **Veröffentlichung und dem Vertrieb** von Büchern, CDs sowie einen regionalen Kalender und

trägt damit einen aktiven Anteil an der Bekanntmachung regionaler Autoren wie André Weckmann und Eugène Philipps oder von Geschichtsbüchern, Kinder- und Erwachsenenliteratur.

- Der Verein betreut mehrere **Internetseiten** die über seine Aktivitäten und über Neuigkeiten zur Zweisprachigkeit aufklären (www.culture-bilinguisme.eu; www.centre-culturel-alsacien.eu, www.alsace-culture.com). Sie dienen unter anderem der Information über unsere Aktivitäten, der Verbreitung von Dokumenten über Sprache und Kultur der Region und der Bekanntmachung zweisprachiger Künstler.

Kulturelle Aktivitäten, Animationen

Der Verein organisiert zudem verschiedene kulturelle Aktivitäten.

- Er verwaltet das **Elsässische Kulturzentrum** – Centre Culturel Alsacien in Straßburg. Dieses Zentrum spielt eine wichtige Rolle bei der Organisation von Ausstellungen, Konferenzen in allen drei sprachlichen Ausdrucksweisen, Stammtische auf Dialekt, Werkstätten mit Tanz und Gesang, Zusammenkünfte mit historischen Themen, Werkstätten mit Lesungen, Vorlesen auf Deutsch für Kinder, usw.
- Er beteiligt sich an partnerschaftlichen grenzüberschreitenden Austauschen.

Unsere Perspektiven

Unser Verein plant, seine Rolle als **Zentrum von Aktivitäten für die Regionalsprache und Regionalkultur** auszubauen:

- zentrale Stelle zur Dokumentation
- Ratgeber und Beistand für die Gebietskörperschaften
- Sammlung und Verbreitung von Informationen
- Ort der Begegnung – Rahmen für diverse kulturelle Veranstaltungen

Außerdem ist der Verein bestrebt, sich im Rahmen des **Eurodistrikts Straßburg–Ortenau** an deutsch-französische Familien dieses Großraums zu wenden und sie über das Angebot an Aktivitäten zur Zweisprachigkeit und zur »doppelten Kultur« zu informieren. Er beabsichtigt, sein Fachwissen für die Entwicklung einer authentischen Zweisamkeit der deutschen und französischen Sprache und Kultur dieses Raums bereit zu stellen. Dabei hofft der Verein, dass die Stadt Straßburg von seinem Sachverstand und seinen Vernetzungen profitieren und ihre Stellung als Stadt der zwei Kulturen, Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland sowie Herz unserer Regionalkultur, verstärken wird.

Um seine Aktivitäten fortzusetzen, **benötigt unser Verein die Unterstützung durch die Öffentlichkeit,** besonders um das Problem der steigenden Mietkosten kompensieren zu können. Abgesehen von bescheidenen Zuschüssen lebt unser Verein lediglich von den Beitragsleistungen und Spenden seiner Mitglieder und den Erträgen aus seinen Aktivitäten. Diese Mittel reichen nicht aus, um die derzeitigen Aktivitäten aufrechtzuerhalten und weiterzuentwickeln.

René-Schickele-Gesellschaft
Culture et Bilinguisme d'Alsace et de Moselle
Elsässiches Kulturzentrum
5, bd de la Victoire
F-67000 Strasbourg
elsassbi@gmail.com
www.centre-culturel-alsacien.eu
http://www.culture-bilinguisme.eu/

90. Geburtstag Dr. Erhard Richter

Ein Leben für die Geschichte

Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.
(J. W. v. Goethe)

Bei guter Gesundheit konnte Dr. Erhard Richter, Träger der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental des Jahres 1992, am 26. Juli 2017 seinen 90. Geburtstag feiern.

In Grenzach geboren, studierte er nach dem Schulbesuch, der durch den Reichsarbeitsdienst, den Dienst bei der Kriegsmarine und durch die englische Kriegsgefangenschaft unterbrochen war, Germanistik, Romanistik und Sport. 1964 heiratete der Jubilar seine Frau Erika, geborene Knoche, die ihn stets bei seinen Arbeiten unterstützt.

Drei Jahre später erblickte Tochter Carola Lambelet das Licht der Welt. Auch sie ist unter die Autoren gegangen: »Die Hälfte der neuen Welt«, ein Roman der in Brasilien spielt, Arara Verlag Karlsruhe, 2016.

Von 1962 bis 1969 unterrichtete der Jubilar am Scheffelgymnasium in Bad Säckingen und wurde 1969 Leiter des neugegründeten Progymnasiums Grenzach.

Wie lässt sich das umfassende Werk von Dr. Erhard Richter, dem Unermüdlichen, in einer knappen Hommage zu seinem Ehrentag würdigen? Vielseitigkeit ist das treffende Stichwort. Gleichermaßen versiert und engagiert in den Sparten Geschichte und Hobby. Es scheint kein Thema zu geben, das ihn nicht interessiert. Dies beweisen seine umfangreichen Arbeiten und Ehrenämter, sei es als Flurnamenforscher, Ausgrabungsleiter, Verantwortlicher Schriftleiter der Publikation

»Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur« oder als Mitbegründer, langjähriger Regisseur und Vorsitzender der Burgfestspiele Rötteln. Als Leiter der Arbeitsgruppe Archäologie im Grenzach-Wyhlener Verein für Heimatgeschichte leitete der Jubilar an nahezu zwanzig Fundplätzen am Hochrhein und im Wiesental die teilweise oder vollständigen Ausgrabungen von römischen Gebäuden.

Eines seiner Spezialgebiete sind »Flurnamen«. Neben seiner Dissertation über »Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach in ihrer sprachlichen, siedlungsgeschichtlichen und volkskundlichen Bedeutung« (1962) stammen auch die Flurnamenarbeiten über Herten (1999), Inzlingen (2004), Wintersweiler (2008), Welmlingen (2010) und Schallbach (2013) aus seiner Feder. Das spricht für die Vielseitigkeit, Begeisterung und Vitalität des Jubilars.

Bei der Verleihung des Hebeldankes am 15. Mai 1982 würdigte dessen damaliger Präsident, Dekan i. R. Gerhard Leser, das Werk und Wirken des Jubilars unter anderem mit den Worten: »Der Pädagoge Erhard Richter unterhält seine Zuschauer, Zuhörer, Leser und Schüler nicht nur; er beabsichtigt zu bilden und das Leben in seiner Schönheit, Verantwortlichkeit und Gefährdung bewusst zu machen«.

Zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen sind dem Jubilar zuteil geworden, so unter anderem: Bundesverdienstkreuz (1979), Hebeldank des Hebelbundes Lörrach e. V. (1982), Ehrenplakette des Schwarzwaldvereins (1983), Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental (1992), Ehrenmedaille in

Gold des Landkreises Lörrach (1996), Ehrenmitglied des Vereins für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen e. V. (1997), Ehrenbürger der Gemeinde Grenzach-Wyhlen (1997), Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg (2000), Landespreis für Heimatforschung (2000) und Ehrenvorsitzender des Geschichtsvereins Markgräflerland e. V. (2011).

Herzliche Geburtstagsgrüße und Glückwünsche gehen heute an den Jubilar Erhard Richter und seine Familie in die Winkelmatten 23 nach Grenzach-Wyhlen.

Elmar Vogt

Buchbesprechungen

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, hg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Schwabe Verlag Basel, 2016 Bd. 116 (ISBN 978-3-7965-3615-1), sFr. / € 38,–

Für das Luther-Gedenkjahr 2017 wurde ein passendes Schwerpunktthema gefunden: »Reformation in Basel«! Es gibt Gelegenheit, die Reformationsgeschichte mit der Basler Stadtgeschichte zusammen darzustellen. Ein in seiner historiographischen Qualität hervorstechender Artikel von *Marcus Sandl* eröffnet den Reigen: »Die Frühphase der Basler Reformation. Ereignisse – Medien – Geschichte.« Auf 24 Seiten wird der »intrinsische Zusammenhang von Stadt und Reformation« analysiert. Der Verfasser kann anhand seiner kultursoziologischen Vorgehensweise überzeugend nachweisen, »dass politische und soziale Ordnungsmuster der Stadt mit dem reformatorischen Reformprojekt korrespondierten und sich daraus ein wechselseitig verstärkender Prozess ergab, der letztlich einen Modernisierungsschub auslöste.« In Bernd Moellers Studie zur »Basler Reformation in ihrem stadtgeschichtlichen Zusammenhang« findet Sandl einen »Transformationsvorgang« vorgestellt, in dessen Verlauf die Bürgerschaft sich »aus einer religiösen Leistungsgesellschaft in eine Gesinnungsgemeinschaft« verwandelt. Man fragt, was daran Basel-Spezifisches sei, wenn das in vielen Städten so stattgefunden habe? Sandl meint: »das Ausgehen vom Humanismus und aus der Universität, die Person und Rolle des Reformators Oekolampad.« (S. 7). Eine andere Antwort gibt Hans R. Guggisberg, der das Spezifische im langen Zeitraum sehe, den die Reformation zu ihrer Durchsetzung benötigte. Die frühneuzeitliche Stadt gewann in der Reformation ihre typologische Ausdrucksform. Und umgekehrt bekam die Reformation in der Stadt ihre heutige »universelle und universalisierbare Gestalt« und fügte sich zu einem »historischen Allgemeinbegriff«. Sind solche Beschreibungen im wesentlichen Forschungsreferat, so versucht sich der Autor im folgenden an Studien zur Reformation als Stadtereignis, und das in drei Annäherungen: zunächst im Blick auf Ereignisse (»events«), die sich – »geprägt durch die Kommunikation unter körperlich Anwesenden« – vollziehen; zweitens im Blick auf die bekannt enge Verbindung der Reformation mit dem Schriftmedium, drittens im Blick auf die Wechselbeziehung von städtischen Ereignissen und theologischer Interpretation (S. 9). Die Diskussion von Aspekten und Zusammenhängen der Basler Stadtgeschichte mit der Ausbreitung des evangelischen Glaubens ist nicht immer so griffig formuliert wie der Nachweis, dass nicht – wie die Stadttradition es will und wie es auch ein anderer Autor im vorstehenden Heft noch behauptet – die Reformation in Basel sich 1529 »durchgesetzt« habe, sondern erst 1534. Denn auch nach 1529 blieben die politisch-theologischen Debatten »in der Spannungslage zwischen verschriftlichter Ordnung einerseits und der Sinnlichkeit, Körperlichkeit und Performanz der städtischen Vergesellschaftung andererseits gefangen.« (S. 26). Das heißt: noch gab es in der Bürgerschaft der Rheinstadt Vorgänge [»Präsenzkultur«], die wenig mit dem Glauben zu tun hatten und es gab Lehren des neuen Glaubens [»Sinnkultur«], die dem Rat und der Bürgerschaft der Stadt äußerlich blieben. Erst 1534 habe sich die Reformation insofern »durchgesetzt«, dass nicht nur Lehrsätze notiert waren, sondern ein Bekenntnisakt stattgefunden habe. Er werde fassbar in der Vorrede, die Bürgermeister Adelbert Meyer der Setzung der von der Stadt angenommenen Glaubenslehren voranstellt: »Bekanthnus vnsers heyligen Christenlichen gloubens / wie es die kylch zu Basel haodt«. Das Ergebnis seiner methodisch überzeugend durchgeführten über 17 Jahre hinweg analysierten Stadt- und Reformationsgeschichte fasst der Verfasser so zusammen: »Indem der Bekennende [Bürgermeister Adelbert Meyer], in diesem Fall die Bürgerschaft als Ganze, diese Setzung nicht nur anerkannte, sondern im Bekenntnisakt nochmals vollzog, bestätigte er nicht nur deren Wahrheit, sondern verhielt sich auch zu sich selbst. Er stand letztlich … für sein Gewissen ein. Und dieses Gewissen des reformatorischen Subjekts war der ›link‹, durch welchen Sinn- und Präsenzkultur nun wechselseitig aufeinander bezogen werden konnten.«

Eine unterhaltsame Abwechslung nach der gelehrten Gesellschafts- und Kulturanalyse von Marcus Sandl bietet die Ausdeutung von Zeichnungen, die der Basler Künstler Urs Graf auf Flugblättern verbreitet hat *(Maike Christadler)*. »Die Verfasserin nimmt die unausgesprochene Kontroverse des Jahresbandes über die Datierung des ›Durchbruchs‹ der Reformation in Basel auf, indem sie feststellt: Es sei besonders schwierig, nach dem Einfluss der Reformation zu fragen, wenn die Bilder, um die es geht, in den Jahrzehnten vor dem eigentlichen ›Durchbruch‹ derselben entstanden sind.« (S. 29). Sie will bei der Bildbetrachtung zwei »Modelle der Bedeutungserzeugung« vorführen: eine über »Bildvergleiche«, ein anders über »Bild-Zeichen«. Ihre begleitenden (begründenden?) Bemerkungen bleiben aber dunkel. Was soll man damit anfangen, wenn sie ihre »Annäherung an die Zeichnungen Grafs« über Lektürevorschläge vornehmen will, »die die mögliche Wahrnehmung und die Schreiberinnenposition gleichermaßen im Blick behalten« (ebd.)? Nicht von ungefähr münden die Bildbetrachtungen der Verfasserin einem »offenen Schluss«: der Betrachter möge Grafs Bilder möge Bedeutungen aktivieren »an seinen eigenen Seh- und Lesegewohnheiten und an seinen Vorprägungen« (S. 48).

Ein die Forschung ganz unmittelbar anregendes Referat bietet *Valentina Sebastiani* mit ihrem italienisch verfassten Referat (ins Deutsche übers. von Christian Guerra): »Reformatorische Drucke und Drucker in Basel 1517–1529. Perspektiven aus der Forschung zur Buchgeschichte« (S. 69–88). Ihr Fazit gilt einer interdisziplinär angeregten »Stoßrichtungen der Forschung«. Diese erlaube es, »die Funktionsweise der Produktion, Verbreitung und Rezeption der in Basel gedruckten reformatorischen Werke näher zu beleuchten.« (S. 87) Mit der in die Überschrift übernommenen Jahreszahl 1529 schließt die Verfasserin sich der älteren Datierung der Durchsetzung der Reformation in Basel an. Gleiches gilt für *Susanne Burghartz*, die eine herrschafts- und sozialgeschichtlich orientierte Studie von Verordnungstexten unter dem Titel vorlegt: »Die ›durchgehende‹ Reformation – Basler Mandate von 1529 bis 1780«. Sie kann – entlang des Wortlauts von Polizey- und Reformations-Urkunden – zeigen, wie im Wettstreit um immer detailliertere Vorschriften für die Basler Bevölkerung der vermeintlich liberale Geist der Reformation verloren geht. Jedenfalls werde der »ursprüngliche[n]Gedanke[n] der Reformation zwangsläufig ad absurdum« geführt (S. 111).

Ein Kabinettstückchen über die abenteuerliche Entführung einer ungedruckten Gregor-von-Nazianz-Handschrift aus der Basler Predigerbibliothek bietet der Beitrag von *Reiner Henrich*, der es lohnte, nacherzählt zu werden, was hier aus Platzgründen unterbleibt. Jedenfalls wird die Bemühung des katholisch gebliebenen Mönchs und Bibliothekars Johann Ulrich Schnewlin, das kostbare Stück aus dem enteigneten Kloster ins katholische Elsass zu verbringen, »damit es nicht in die Hände des gottlosen [Oeko]Lamp[adus] oder anderer Häretiker gelangt« (S. 118) durch die Rekuperationsstrategie des Basler Rates um den Erfolg gebracht, so dass es – freilich nach Drucklegung in einer Basler Druckerwerkstatt – dem Calvinistischen Kurfürsten Ottheinrich zum Geschenk gemacht wird, wo das Schicksal eine weitere Wende erzwingt und das Manuskript nach Rom gelangen lässt, wo es in der Vatikanischen Bibliothek den Gelehrten der Welt zu Verfügung steht. Basel-patriotisch narrative Bedeutung haben Beiträge über »den letzten Mönch in der säkularisierten Basler Kartause« (*Thomas Kress*, S. 135–141) und – als »Weitere Beiträge« von der Schriftleitung zurückgestuft – über ein verschwundenes Bildwerk des Basler Münsters (*Dorothea Schwinn Schürmann*, »Maria im Wochenbett«, S. 143–169) und eine Pfarrerwahl in der katholischen Gemeinde Basel unter dem protestantischen Rat der Stadt 1857–1858 (*Patrick Braun*, S. 171–201).

Insgesamt kann sich der Jahresband 116 der reputierlichen Historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel im Lutherjahr 2017 sehr wohl sehen lassen. Er bietet Erinnerungen aus fundierter Gelehrsamkeit an den Beginn des konfessionellen Zeitalters im deutschsprachigen Raum. Nicht alles, aber einiges, was die »Durchsetzung« angeht, ließe sich seitenverkehrt auch »auf katholisch« erzählen. Man gehe nur in die Geschichte Freiburgs im Breisgau hinein, jener Stadt der katholischen Gegenreform, die dem Bischof und seinem Domkapitel nach ihrer Vertreibung aus Basel im gleichnamigen Hof Asyl gewährte.

Paul-Ludwig Weinacht

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Brigitte Wöhrle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de